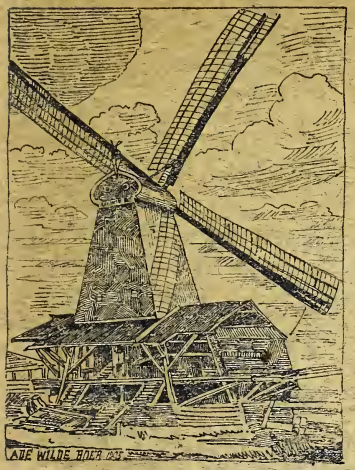


VON NORDISCHER VOLKSKUNST

AUFSÄTZE GESAMMELT

VON KARL MÜHLKE

BERLIN 1906

VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN

Nachdruck verboten.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/vonnordischervol00muhl

VON
NORDISCHER VOLKSKUNST

BEITRÄGE

ZUR

ERFORSCHUNG DER VOLKSTÜMLICHEN KUNST

IN

SKANDINAVIEN, SCHLESWIG-HOLSTEIN,
IN DEN KÜSTENGEBIETEN DER OST- UND NORDSEE
SOWIE IN HOLLAND.

GESAMMELTE AUFSÄTZE

HERAUSGEGEBEN VON

KARL MÜHLKE
GEHEIMER BAURAT

Mit 336 TEXTABBILDUNGEN

BERLIN 1906.
VERLAG VON WILHELM ERNST & SOHN.

Nachdruck verboten.

VORWORT.

Die nachstehend zu einem Bande gesammelten Aufsätze waren in den letzten Jahren zum größeren Teile in der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“, zum kleineren Teile im „Zentralblatt der Bauverwaltung“, in der „Zeitschrift für Bauwesen“, im „Jahresbericht des städtischen Kunstmuseums zu Flensburg“ und im „Jahresbericht der Denkmalpflege in Westpreußen“ abgedruckt worden. Sie behandeln Forschungen auf dem Gebiete des Hausbaues und der häuslichen Einrichtungen alter Zeiten, die mit dem Volksleben in unseren nordischen Küstenländern eng verwachsen waren und gewissermaßen als ein Niederschlag des Volkstums anzusehen sind. Die Landschaften, welche die Ostsee und Nordsee umgürten, standen bereits zur Zeit der Völkerwanderung in einem engen wirtschaftlichen und kulturellen Wechselverkehr. So trifft man vielfach auf verwandte Bauformen und ähnliche Lösungen gleicher Kulturaufgaben. Wenn in den nachstehenden Aufsätzen die einzelnen Landschaften auch längst nicht erschöpfend behandelt werden konnten, im Gegenteil das Gebotene teilweise recht lückenhaft ist, so wird doch die Zusammenfassung der Abhandlungen in vieler Beziehung willkommen sein. Auch wird dieselbe es erleichtern, die Lücken in der Erkenntnis der Volkskunst unserer Wasserkante durch weiteres Eindringen in ihre Zusammenhänge und ihr Wesen allmählich auszufüllen.

Die Reihenfolge der Aufsätze entspricht im allgemeinen der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung der Küstenländer. Während zur Zeit des frühen Mittelalters die Wikinger und Skandinavier Meer und Küsten beherrschten, wurde mit dem Aufblühen der Hansa das deutsche Hinterland Träger der Macht- und Kulturbestrebungen. Dabei hat die zimbrische Halbinsel vielfach als Brücke für den Weg der südlichen Kunst nach den nordischen Reichen gedient. Hatte schon bei der Besiedelung der Niederungen und Marschen der deutschen Küstengebiete der flandrische

und holländische Bauer in frühesten Zeiten eine große Rolle gespielt, so nimmt nach dem Niedergange der Hansa und dem Aufblühen der holländischen Freistaaten überall an der Wasserkante, namentlich in Bremen, in Hamburg, an der schleswig-holsteinischen Westküste und in Danzig der Einfluß der holländischen Kunst eine hervorragende Stellung ein, welche erst mit der neuesten Entwicklung im vergangenen Jahrhundert ihr Ende erreicht.

Den Verfassern der Einzelaufsätze, welche ihr Einverständnis zum Wiederabdruck derselben gegeben haben und teilweise deren Ergänzung in bereitwilligster Weise übernahmen, sei hierdurch der Dank des Unterzeichneten ausgesprochen. Leider ruhen schon zwei derselben, Heinrich Sauermann in Flensburg und Buhlers, seiner Zeit in Danzig, nach Vollendung ihrer irdischen Laufbahn in der heimischen Erde. Auch dem Verleger, welcher in anerkennenswertester Weise die Herausgabe des Büchleins ermöglicht und gefördert hat, gebührt der Dank aller Beteiligten.

Berlin im Frühjahr 1906.

K. Mühlke.

INHALTSÜBERSICHT.

Seite

Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit 1
Ein norwegisches Bauernhaus 15
Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen 19
Ein Bergenzimmer 28
Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm 28
Der Kordulaschrein in Kammin 35
Das Flensburger Kunstgewerbe-Museum 48
Frühmittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät 55
Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen 67
Holsteinisches Bauernhausmuseum in Kiel 79
Der Neubau des städtischen Museums in Altona 82
Das neue Kunstgewerbe-Museum in Flensburg 86
Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen 101
Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein 110
Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg 117
Die Löwenapotheke in Lübeck 121
Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck . . . 124
Zwei Bauwerke der vlämischen Frührenaissance in Lübeck 129
Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow 137
Das Rathaus in Marienburg in Westpreußen 144
Die Schurzholzkirchen Westpreußens 153
Das Kuhtor in Danzig 158
Führer durch den Danziger Artushof 161
Die neun guten Helden 163
Die Aufnahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser 166
Vierländer Kratzputz (Sgraffito) 171
Die Huthalter der Vierländer Kirchen 179
Das Rathaus in Emden 194
Streifzüge durch Altholland:
I. Das Museum in Edam, ein altholländisches Bürgerhaus 200
II. Altholländische Kaufmannshäuser 208
III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung . 217
IV. Holländische Hofjes 227
V. Altholländische Innenräume 235
VI. Reste altholländischer Volkskunst auf dem Lande 244

Berichtigungen und Druckfehler.

Seite 9 Zeile 6: lies „erbaut“ anstatt „aufgeführt“.

Seite 77. Anmerkung 47, Zeile 3: lies „mit dem flöteblasenden Hasen“ anstatt „mit den flöteblasenden Hasen“.

Seite 82. zweiter Absatz, zweitletzte Zeile: das Wort „hauswirtschaftlichen“ ist unter Streichung des n am Schlusse in die drittletzte Zeile vor „Beschäftigung“ zu stellen.

Seite 100, die Jahreszahl am Schlusse der Seite muß lauten: 1903 anstatt 1893.

Seite 131, drittletzte Zeile: die Bezugnahme in der Klammer auf Abb. 155 muß fortfallen.

Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit.

Immer größer wird die Zahl derer, welche, Erholung von der Berufsarbeit und dem Hasten der Großstadt suchend, zur Sommerzeit ihren Weg nach den Fjorden Norwegens, nach den Hochgebirgen Skandinaviens, nach den Wäldern, Flüssen und Seen Schwedens nehmen. Die nordische Landschaft, farbenreich an der westlichen Meeresküste, ernst gestimmt an den weiten Seen, Moorflächen und Wäldern des östlichen Flachlandes, ist ein viel besuchtes Studienfeld für die deutschen Maler. Dagegen ist die Zahl deutscher Architekten, welche sich studienhalber in den nordischen Bruderreichen aufhielten, bisher nur gering bemessen. Dies mag es entschuldigen, wenn der Verfasser es wagt, hier mit wenn auch nur flüchtigen Reiseeindrücken an die Öffentlichkeit zu treten. Vielleicht können sie doch manchem, der seine Schritte nach dem Norden lenkt, Fingerzeige für eingehendere Studien geben.

Mag man Skandinavien an der Meeresküste besuchen, mit dem Dampfroß durcheilen, oder in gemächlicherer Weise zu Wagen oder auf der Kanalfahrt bereisen, überall geben noch heute die Holzbauten des Fischers, des Bauern, des Kleinbürgers der Städte und die hölzernen Landhäuser des Wohlhabenden die Staffage zum Landschaftsbild. Trotzdem mancherlei Raubbau in den weiten Wäldern des Landes getrieben ist, liefern letztere in dem schwach bevölkerten Lande noch immer das Holz zu dieser heimischen Bauweise, während die Versorgung des Auslandes mit Bauholz sich allerdings mehr auf den äußersten Norden Schwedens beschränkt. So findet man vereint in demselben Ort und derselben Dorflage Holzbauten verschiedensten Alters und in den Bauten der vergangenen Jahrhunderte Hausanlagen, welche noch das älteste Muster des skandinavischen Hauses aufweisen.

Aufnahmen alter norwegischer Bauernhäuser sind in Deutschland vornehmlich durch das in deutscher Sprache herausgegebene Werk „Holzbaukunst Norwegens in Vergangenheit und Gegenwart“ bekannt geworden, welches von dem leider zu früh verstorbenen Architekten H. Munthe und dem Universitätsprofessor Dr. L. Dietrichson gemeinschaftlich bearbeitet ist.[1]) Das Werk behandelt gleich ausführlich die alten kirchlichen Bauten, die Stabkirchen und die profanen Bauten des Bauern. Grundlegend für die Behandlung der letzteren waren die in der norwegischen, von N. Nicolaysen herausgegebenen Zeitschrift[2]) „Kunst og haandverk

[1]) Vgl. Zentralblatt der Bauverwaltung 1894. S. 286.

[2]) Der ausführliche Titel der in Christiania noch käuflichen Zeitschrift lautet: Kunst og haandverk fra Norges fortid udgivet af foreningen til norske fortismindesmerkers bevering ved N. Nicolaysen. Christiania. Karl C. Werner u. Co.'s bogtrykkeri. 1881—1891.

fra Norges Fortid" 1881—1891 veröffentlichten Bauernhausaufnahmen. Diese Zeitschrift bietet vorzügliche Aufnahmen norwegischer Bauernhäuser auf 74 Tafeln und entspricht somit dem Werke, das der Verband deutscher

Abb. 1. Hof in Bredland. Telemarken.

Architekten für das deutsche Bauernhaus in Arbeit genommen und nahezu vollendet hat.

Gleichwie die Entwicklung des deutschen Bauernhauses und der Übergang von den Bauformen des Altertums zu denen der Neuzeit mit der Änderung der Feuerstätte Hand in Hand geht, so ist auch im skandinavischen Hause die Raumbildung, die Beleuchtung der Räume, die Ausstattung und Stellung der Möbelstücke im wesentlichen abhängig von der Art der Feuerstelle. Aus der Rauchstube mit dem Herd (are) in der Mitte des Raumes und dem Oberlicht (lyre) über dem offenen Dachraum wanderte die Feuerstelle als Ofen (ovn) zunächst in die Ecke der Stube. Mit der Erfindung des Schornsteins (peis) wurde dann das offene Dach und das Oberlicht überflüssig. An deren Stelle treten die geraden Balkendecken und die seitlichen Fenster. Über der Zimmer-

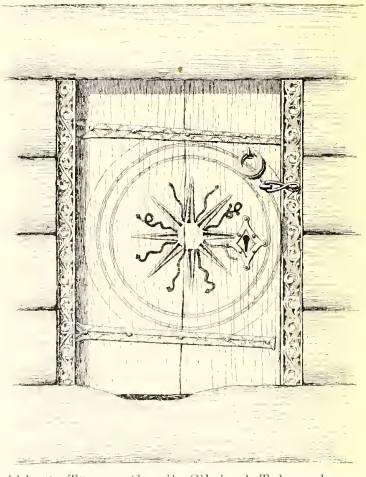


Abb. 2. Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken.
(Nach Kunst og haandverk.)

decke entstehen neue Räume, welche mit den schon früher üblichen kleineren Oberstübchen über dem Vorraum und der Nebenkammer, den Ramstuben, zusammen schließlich zu einem vollständigen oberen Stockwerk ausgebaut werden. Diese Entwicklung ist in anschaulicher Weise vom Universitätsprofessor Lund in Kopenhagen in seinem 1882 in deutscher Sprache herausgegebenen Werke „Das tägliche Leben in Skandinavien während des sechzehnten Jahrhunderts" geschildert. Lund weist auch nach, wie trotz der Mängel der alten Arestube noch jahrhundertelang nach der Erfindung des Ofens vielfach die alte Einrichtung vorgezogen wird. Er schreibt dies nicht nur der Anhänglichkeit an das Gewohnte zu, sondern auch den eigentümlichen Schönheiten, welche jenen Räumen durch die geheimnisvolle Beleuchtung der lyre oder des flackernden Herdfeuers gegeben wurden.

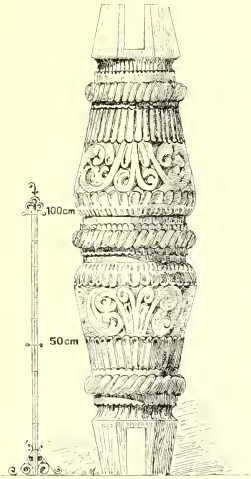


Abb. 3. Säule von einem norwegischen Stabur.
(Jetzt im Nord. Museum in Stockholm.)

Auch die einzelnen Bauformen dieser Gebäude sprechen dafür, daß wir es hier mit einer urwüchsigen Bauweise zu tun haben, die mit dem Volke und dem Boden, auf dem sie entsprossen, fest verwachsen ist. Mag das Holzwerk als Blockbau oder als Stabwerk (aus senkrechten Stäben) oder als Bohlwand hergestellt sein, überall, außen und innen, wird es unverhüllt gezeigt. Die Form ist aus dem Baustoff und den Bedingungen der Bauart allein abgeleitet. Wie urwüchsig und zu dem Boden, auf dem sie stehen, gehörig liegen diese Bauten in den Tälern des Hochgebirges, in den Lichtungen der Wälder und an den Ufern der vielen Wasser (vgl. den Hof in Bredland, Landschaft Telemarken, Abb. 1). Die reichliche Verwendung von Umgängen und offenen Laubengängen, namentlich in den oberen ausgekragten Geschossen, die Durchführung des Blockbaues und die flache Neigung des mit Birkenrinde und Rasen gedeckten Daches geben den Häusern trotz ihrer sonst mannigfach abweichenden inneren Einrichtung vielfach Ähnlichkeit mit den Holzbauten der weit entfernten Alpenländer.

Abb. 4. Rauchstube aus Kjelleberg in Saeterdalen.

Die Ornamentik des Äußeren beschränkt sich bei den eigentlichen Wohnhäusern im wesentlichen auf die Ecksäulen der kleinen Vorhallen, die Türpfosten, die Stiele und Brüstungen der Lauben und Umgänge, schließlich auf eine liebevolle Behandlung des niedrigen Türflügels selbst. Besonders kommt hierbei der Kerbschnitt in den mannigfaltigsten Formen, z. B. auch als Mandelschnitt, zur Verwendung. Die schweren Türbohlen sind vielfach mit kreistörmigen Verzierungen geschmückt, die wohl nicht mit Unrecht als verwandt mit dem Zierat der Schilde der Krieger zu deuten sind. Ist doch die Tür des alten skandinavischen Hauses tatsächlich der Schirm, Schutz und Schild desselben (vgl. die nach einer Aufnahme in Kunst og haandverk in Abb. 2 wiedergegebene Tür aus Garvik, Silgjord, Telemarken). Die reihenweise Verwendung des Mandelschnittes zur Belebung von lotrechten Wandbrettern, das Ausschneiden von Tauschnüren, die sich kreistörmig winden, sind Motive, die auch an deutschen Möbelstücken des Mittelalters wiederkehren. Ihre vielfache Ähnlichkeit mit dem Zierat vorgeschichtlicher Gegenstände läßt vermuten, daß wir es hier mit einer Zierweise zu tun haben, deren Anfänge weit in alter Zeit zurückliegen.

Abb. 5. Schlafhaus aus Rolstad in Gulbranddalen.
(Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auffällig ist es, daß die bekannte reiche Ornamentik der Stabkirchen an den Profanbauten nicht oder doch höchst vereinzelt zu finden ist. Anstatt der hochaufragenden Drachenköpfe, des Giebelschmuckes der Stabkirchen, findet man an den Giebeln der Hausbauten gar keinen Schmuck oder einen lotrechten, einfach profilierten Spieß, nur vereinzelt bei den reicher ausgestatteten Bauten der Vorrats- und Schlafhäuser (Lofter und Staburе) wohl auch reicher geschnitzte Giebelbrettchen und Sparrenenden. Die profane Säule unterscheidet sich von den Säulen der Stabkirchen auch in ausgesprochenster Weise. Kurz und gedrungen pflegt sie zu sein, und, mag sie ganz einfach gedreht sein oder reiches Schnitzwerk aufweisen, meistens entwickelt sich ihre Form aus der Mitte gleich nach oben und unten, so daß Kapitell und Sockel vollständig einander entsprechend geformt sind. Abb. 3 gibt eine besonders reich geschmückte Holzsäule wieder, vermutlich zu einem norwegischen Stabur gehörig, die jetzt im nordischen Museum in Stockholm aufbewahrt wird. Bei besonders schönen gedrungenen Umrissen wechseln tauartige Verschnürungen mit blattkelchartigen Verzierungen, während der Rest der Säule mit einem friesartigen Rankenornament geschmückt ist, dessen Durchbildung echt nordisch ist und vielfach auch auf den holzgeschnitzten Gebrauchsgegenständen wiederkehrt. Dasselbe mutet uns romanisch an. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß diese Formen urgermanisch sind und die romanischen Stilformen beeinflußt haben.

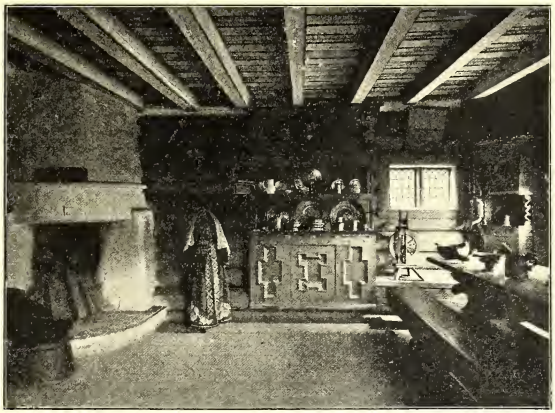


Abb. 6. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal.

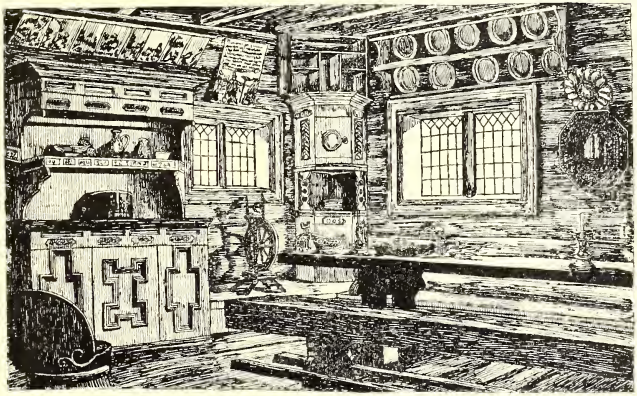


Abb. 7. Bauernhaus aus Hove in Hitterdal. Fensterecke mit Eckschrank.
(Jetzt im Freiluftmuseum in Bygdö.)

Auch dem eiligen Reisenden, dem es nicht vergönnt ist, die ältesten Hausbauten in den entfernten Tälern der Hochgebirge aufzusuchen, ist es möglich, dicht bei Christiania einzelne ältere Hausbauten in der freien Natur zu studieren. Dieselben sind von anderen Landschaften nach dort

versetzt und wieder aufgebaut. Auf dem kleinen Gebirge Holmenkollen, von Christiania in $^3/_4$ Stunden mit der elektrischen Bahn erreichbar, auf einer Berghalde, umgeben vom Tannenwald, in der Nähe des vom Architekten Munthe erbauten Wirtshauses Frognersäteren, sind zwei Häuschen aufgestellt. Das eine, ein Wohnhaus aus Nyhus im Hallingdal, zeichnet sich durch eine kleine erdgeschossige Vorhalle am Hausgiebel aus und weist noch die gut erhaltene innere Einrichtung mit Eckschränken auf der Fensterbank und seitlichen Schränken auf, welche die eigenartige, der schrägen Decke folgende Abdeckung zeigen. Daneben erhebt sich ein einstöckiges Vorratshaus mit geschnitzter Türumrahmung und reicherem Giebelspieß.

Auf Anregung des Königs Oskar ist eine ganze Anzahl altnorwegischer eigenartiger Holzbauten in nächster Nähe von Christiania auf einer Waldlichtung der Halbinsel Bygdö aufgeführt worden. Ringsum die aus Gol im Hallingdal stammende Stabkirche mit ihren turmartig aufragenden, schindelgedeckten Dächern und niedrigen Laubengängen liegen vier Bauernhäuser, jedes von besonderer Eigenart.

Abb. 4 stellt das Innere der aus Kjelleberg in Saeterdalen übergeführten Arestube dar. Der Raum ist nur durch das kleine Oberlicht über dem Herd erleuchtet. Als Kesselhalter dient ein weitausladender, wie ein Drachenhals emporgerichteter Holzausleger. Die kurzen Bettkojen in den Ecken neben dem Eingang und die Türgewände sind mit einfachen Kerbschnittmustern verziert. Der eigentümlich geformte altertümliche Stuhl neben der Bettkoje ist gleich den Einbäumen aus einem Baumstamm durch Aushöhlen desselben gefertigt. Die Abbildung gibt die scharfe Beleuchtung des Bodens des Raumes im Gegensatz zu dem Halbdunkel der rauchgeschwärzten Decke wieder.

Dicht daneben am Waldesrande erhebt sich ein zweistöckiges Schlafhaus aus Rolstad in Gulbranddalen, dessen äußere Schauseite Abb. 5 wiedergibt.[3]) In dem Bau ist unten eine angenähert geviertförmige Vorratskammer, darüber der Schlafraum untergebracht, welcher an drei Seiten von einem Umgang umgeben ist. Eine Zwerggalerie unterbricht die aus aufrechtstehenden Bohlen gefertigten Umgangswände auf das reizvollste. Das einfache Überkragen des Oberstockes, die Wechselwirkung der kräftigen wagerecht gelagerten Blockwände des Unterbaues und der lotrechten Bohlwände oben, die Überdeckung mit einem einfachen glatten Dache, dazu die natürlichen Farben des Holzwerkes, alles wirkt zusammen zu einem stimmungsvollen Ganzen von eigenartiger Schönheit.

Das Bauernhaus aus Hove in Hitterdal, welches 1738 erbaut wurde, ist ein Beispiel eines reicher ausgestatteten Bauernhauses aus späterer Zeit. Die Grundrißanordnung mit der einen großen Stube, der kleinen Nebenstube und dem Vorraum sowie einem kleinen Gang, der von der Vorhalle an der Eingangstür nach dem Aufstieg zum Bodenstock führt, ist noch der alten Hausanlage nachgebildet. Aber die gerade Balkendecke der Stube mit der gestülpten Verbretterung, ebenso die innere Einrichtung erinnert schon mehr an niederdeutsche Bauernstuben aus gleicher Zeit. Abb. 6 zeigt den Kamin in der Stubenecke, dessen Seitenwände das Feuer nach allen Teilen der Stube ausstrahlen lassen. Zwischen Kamin und dem 1762 gefertigten Schrank ist ein weit ausladendes Bord für den großen Brankessel angeordnet. Rechts schließt die Fensterbank an, welche unter den beiden

[3]) Das Haus ist genauer dargestellt und beschrieben in „Kunst og haandverk“, Bl. 10 u. 11.

Eckschränken der Giebelwand durchläuft (vgl. Abb. 7). An der gegenüberliegenden Längswand steht ein zweiter Schrank. Daneben springt das mit einem Schrank und dem Kellereingang verbundene Himmelbett weit in den

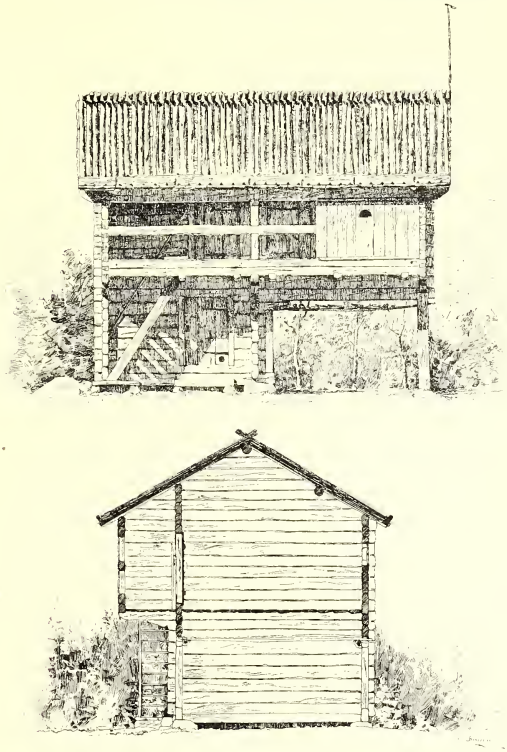


Abb. 8 u. 9. Vorratshaus mit Torweg
Nedre Opsveten. Kirchspiel Söderbarke. Västerbärgslagen
in Dalekarnien.
(Aus Svenska byar och gardar.)

Raum hinein. Zwischen den beiden Türen der inneren Schmalwand, die zum Vorraum und der Schlafkammer der Kinder führen, ist ein Handtuchhalter in das Wandgetäfel eingebaut. Die breiten Fenster, deren Bleiverglasung

oben rautenförmig ausgebildet ist, werden durch Wandborde überragt, welche mit Fayencetellern gefüllt sind. In der ganzen Einrichtung spiegelt sich die Gesetzmäßigkeit einer Lebensführung wieder, in welcher alles durch alte Überlieferung festgelegt ist. Dabei ist dem Raum eine malerische Wirkung nicht abzusprechen, er erregt das Gefühl einer behaglichen Traulichkeit. Jedes Möbelstück hat seinen rechten Platz nicht nur durch althergebrachte Sitte, sondern auch behufs Befriedigung der praktischen Rücksichten erhalten.

Das vierte Haus in Bygdö, ein reicher ornamentierter Stabur, aus Berndal in Telemarken stammend und dort 1748 erbaut, ist in seiner architektonischen Durchbildung im Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrgang 1892 (Seite 58) von Robert Mielke bereits aufs eingehendste geschildert worden.[4]) Die Schauseite des Baues atmet die Freude an reicher Verzierungskunst, deren Formen Einflüsse mannigfachster Art aufweisen. So zeigen die Türflügel beider Geschosse und der Dachluken eine rautenförmige Zeichnung und jene diagonale Stellung der Rahmhölzer, wie sie vielfach in Norddeutschland und selbst in den Nordalpen wiederkehrt. Der frühere Schlafraum im Oberstock, welcher jetzt durch ein weiter ausgeschnittenes Oberlicht sein Licht empfängt, wird zur Zeit als kleines Museum benutzt und ist von mannigfachem Hausrat besetzt. Darunter befinden sich Bänke, Stühle, Kannen und sonstiges hölzernes Kleingerät, deren Flächen mit reichem nordischen Schnitzwerk überzogen sind, daneben auch Modelle von Stabkirchen und alten profanen Holzbauten.

Die Sagaliteratur, welche so gute Aufschlüsse über die Bauart des norwegischen Bauernhofes und der Königshallen zur Zeit des Beginnes der Herrschaft des Christentums gibt, läßt uns hinsichtlich des altschwedischen Bauernhauses in Stich. Immerhin ist auf Grund der noch erhaltenen Reste alter Bauten anzunehmen, daß auch in Schweden das fensterlose, mit einem kleinen Oberlicht versehene Blockhaus mit dem einen Hauptwohnraum und dem Herd in der Mitte desselben der Ausgangspunkt der weiteren Entwicklung war, in welcher gleichfalls die Änderung der Feuerstätte auch die sonstigen Änderungen in der Form und Einrichtung des Hauses brachte. Bei der großen Ausdehnung des Landes ist diese Weiterentwicklung jedoch keine gleichmäßige gewesen. Während im abgelegenen gebirgigen Norden die älteren Bauformen und der Blockhausbau länger, bis in die letzten Jahrhunderte erhalten blieben, findet im südlichen Schonen sogar der nach dänischer Art an allen Seiten von Wohn- und Wirtschaftsbauten umschlossene, breit gelagerte Bauernhof mit Fachwerkwänden Eingang. Ebenso ist auch die Durchbildung des Hausrats und der Möbelausstattung im Flachlande des südlichen Schwedens mehr abhängig von den aus Norddeutschland und den Niederlanden übertragenen Modeströmungen.

Eine Schilderung alter Bauernhäuser aus dem nördlichen Schweden, aus den Landschaften Dalekarnien (Dalarne) und Västermanland, wird an der Hand lichtbildnerischer und zeichnerischer Aufnahmen des Architekten Gustav Améen in der Veröffentlichung des nordischen Museums „Svenska byar och gårdar“ gegeben. Auf 16 Tafeln sind Blockhausbauten, hauptsächlich zweistöckige Vorrats- und Schlafhäuser (Visthusbod), dargestellt, welche mit den ausgekragten Umgängen des Oberstocks ganz norwegisch anmuten. Nur fehlt die reichere Durchbildung der Galerien, Türen und Ecksäulen, wie solche

[4]) Der Aufsatz von R. Mielke ist nachstehend abgedruckt. Der Bau ist zugleich veröffentlicht in „Kunst og haandverk“, Tafel 61.

bei den norwegischen Staburs so häufig ist, vollständig. Ein Beispiel dieser Blockbauten ist in Abb. 8 u. 9 wiedergegeben, und zwar ein Vorratshaus mit Durchfahrt.

In gleicher Weise ist auch das große Vorrats- und Schlafhaus zu Björkvik in Ostergotland, also aus dem südlichen Schweden, ohne jede schmückende Zutat aufgeführt. Dr. Hazelius ließ in seinem Freiluftmuseum Skansen bei Stockholm eine getreue Nachbildung desselben aufführen. Nur fehlen in letzterer die Läden, welche in dem ursprünglichen Bau zu Björkvik (vgl. Abb. 10[5]) die Öffnungen der Umgänge schließen. Der Bau wirkt durch seine glücklichen Verhältnisse, durch die scharfe Betonung der wagerechten Linien, die vollständige Umgürtung des Bauwerkes mittels des ausgekragten Umganges, die Zusammenfassung der wenigen Öffnungen und die Unterbrechung des großen pyramidalen Daches infolge Höherführung des inneren Baukörpers als ein folgerichtig aufgebautes Kunstwerk. Auch drängt sich gerade beim Anblick dieses Baues die Frage auf, ob nicht bei der Herstellung dieser zweistöckigen Häuser mit ausgekragtem Obergeschoß Verteidigungsrücksichten Einfluß gehabt haben. Gleicht doch der Umgang des Schlafhauses in Björkvik so überaus den Wehrgängen deutscher Burgen, daß man versucht ist, den Bau für eine altgermanische Bauernburg zu halten.

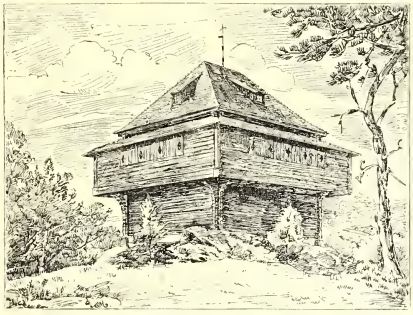


Abb. 10. Vorrats- und Schlafhaus in Björkvik.

Das Freiluftmuseum des Dr. Hazelius in Skansen bei Stockholm bietet nun noch eine ganze Blumenlese alter schwedischer Bauernhäuser und Holzbauten, welche entweder im Original nach dort übergeführt oder den betreffenden Bauten genau nachgebildet sind. Gelegentlich des Berichtes über die Ausstellung in Stockholm ist S. 425 des Jahrg. 1897 des Zentralblattes der Bauverwaltung bereits eine Abbildung des Innern des einen Hauses aus Mora in Dalekarnien gegeben worden (vgl. Abb. 11). Das Haus soll aus dem Ende des 17. Jahrhunderts stammen und entspricht im Grundriß mit dem Vorplatz, der kleinen Kammer und dem Hauptwohnraum vollständig der voraussichtlich ältesten Bauart des Landes. Das Dach ist im Innern noch offen gezeigt, die Stube also als ryggässtugan gebaut. Aber das Oberlicht ist bereits durch seitliche Fenster an der Giebel- und Langseite und der Herd durch einen übereck offenen Kamin mit Backofen und Schornstein ersetzt. Die kojenartigen Wandbetten erinnern an die Einrichtung von Schiffskajüten. Die so reizvoll in die Bettwand hineingebaute Uhr wird in ihrer allgemeinen Form von südlicheren Vorbildern beeinflußt, während die Behandlung der Einzelheiten von

[5]) Nach einer von Arch. Améen zur Verfügung gestellten Photographie gezeichnet.

der Herstellung durch einen nordischen Kunstarbeiter Zeugnis gibt. Besonders eigenartig sind die Hängestangen, welche den Raum durchqueren und zum Aufhängen von Prunktüchern bestimmt sind. Die Stangen enden in reich geschnitzten Drachenköpfen. Die Außenseite des Hauses wird vornehmlich durch eine kleine Vorhalle an der Eingangstür gehoben, eine Einrichtung, welche sich auch bei neueren ländlichen Bauten erhalten hat. Das Haus gehörte einem Uhrmacher, dessen Arbeitsplatz am Giebelfenster in der Abbildung erkennbar ist.

Benachbart diesem Bau erhebt sich auf Skansen ein Bauernhaus aus Kyrkhult in der Provinz Bleking im Süden des Landes, unmittelbar be-

Abb. 11. Stube aus Mora in Dalekarlien, jetzt in Skansen.

nachbart der südlichsten Landschaft Schonen. Das aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts stammende Haus wird im Volksmunde wegen der Dreiteilung des Baues Dreieinigkeitshaus genannt. Es handelt sich hier um jene Erweiterung des ursprünglichen Hausplanes, nach welcher zu beiden Seiten der altertümlichen, mit Oberlicht versehenen, bis ins Dach hineinreichenden Hauptstube Kammern mit Oberstuben angeschlossen sind. So ist dem Bedürfnis nach größerer Weiträumigkeit Rechnung getragen, ohne daß die altgewohnte Einrichtung des Hauptwohnraumes geändert zu werden brauchte. Abb. 12 gibt eine Darstellung dieses Hauptraumes, der zwar noch mit Oberlicht erhellt ist, aber daneben auch schon die Neuerung der seitlichen Fenster aufweist. Als ein Eindringling aus dem Süden, aus Dänemark und Niederdeutschland ist der reich verzierte eiserne Bilegger anzusehen. Der Raum ist in seiner festlichen Ausschmückung mit Dukagänggeweben unter der schrägen Decke und den urwüchsigen, auf Leinwand gemalten Tapeten an den Wänden dar

gestellt. Die Wandbänke sind mit farbigen Kissen belegt. Unter dem Hausrat fällt besonders der von der Decke herabhängende und in der Luft pendelnde Sitz des jüngsten Kindes auf.

Derartige Ryggåshäuser mit einseitiger oder beiderseitiger Oberstube sind nicht nur in Blekingen, sondern auch in Westsmåland, in Nordschonen, in Halland und vereinzelt auch in Westgotland verbreitet. Einige Beispiele aus Småland sind in der diese Provinz behandelnden Veröffentlichung des Nordischen Museums veröffentlicht.

In dem dritten, in Skansen aufgestellten Bauernhause, einem aus Herte, Kirchspiel Bollnäs in Helsingland, also aus einer Landschaft nörd-

Abb. 12. Stube aus Kyrkhult in Blekingen.

lich von Dalekarlien stammenden Bau des 18. Jahrhunderts sind die Eigentümlichkeiten des alten skandinavischen Hauses noch mehr verwischt. Die Räume sind im Erdgeschoß ohne Rücksicht auf die Feuerstellen einfach aneinandergereiht, da mehrere Schornsteine die beliebige Einrichtung der letzteren ermöglichen. Die geraden Decken und seitlichen Fenster, ebenso die geputzten Innenwände, welche mit Blumenmustern im Rokokogeschmack bemalt sind, haben als Errungenschaft der Neuzeit dem Gebäudeinnern ein vollständig anderes Gepräge gegeben. Das Holzwerk der Inneneinrichtung ist, ähnlich den Ausführungen des Modestils in Friesland, Holland und Schleswig-Holstein, unter Nachahmung von Marmor farbig gemalt. Immerhin geben die großen offenen Peise (Kamine) in den Stubenecken, die mit Schränken verbundenen Bettkojen, die breiten mit Holzbekleidung eingerahmten Fenster und die gestülpten Holzdecken den Räumen eine behagliche, gemütvolle Stimmung. Von dem Wohlstand des Besitzers zeugen die mannigfachen Wandgemälde, welche

der Künstler Herrmann 1786 auf den Kalkputz malte. Darstellungen aus der Bibel, z. B. die Vertreibung aus dem Paradiese, Mariä Verkündigung, die Flucht nach Ägypten. In der geräumigen Herrenstube ist die ganze Leidens-

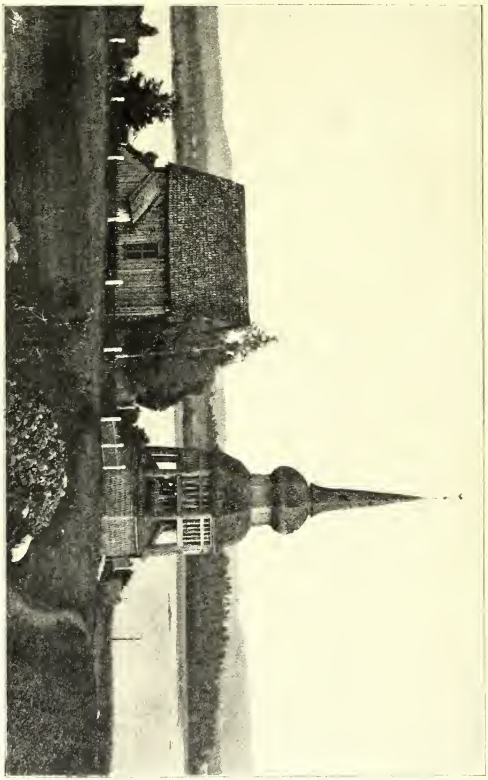


Abb. 13. Kirche in Hasjö in Jämtland.

geschichte Christi dargestellt. Die naive Frommigkeit der Bewohner fand gewiß nichts Unrechtes dabei, angesichts dieser frommen Bilder gelegentlich auch fröhliche Feste zu feiern.

Skansen beherbergt noch einen großen Bauernhof, der aus Håslöf in Schonen nach dort übergeführt ist. Der 1622 bis 1623 erbaute Hof umfaßt mit seinem Wohnflügel, den Wirtschafts- und Stallräumen einen

großen Innenhof. Die Anlage entspricht also der Bauweise, welche in jener Zeit auf den großen Bauernhöfen Dänemarks, Jütlands und vereinzelt auch in Nordschleswig sich ausgebildet hatte. Es ist dies nicht zu verwundern, da Schonen politisch zu Dänemark gehörte und erst Anfang dieses Jahrhunderts Schweden angegliedert wurde. Der langgestreckte, die eine Seite des Hofes einnehmende Wohnflügel enthält neben der Hauptstube, entsprechend dem holsteinischen Pesel, einen großen Saal, daneben Nebenstuben, eine große Küche mit allen Einrichtungen für Brau- und Branntweinbrennerei. Das Wandgetäfel der Hauptstube ist mit Karyatiden geschmückt, welche ganz im Geschmack der reichsten niederländischen Renaissance gearbeitet sind, ein Beweis dafür, daß damals die Modestile auch in Südschweden, wenigstens in das Haus des wohlhabenden Landmannes Eingang fanden.

Abb. 14. Kirchturm zu Hasjö in Jämtland.
Nachbildung in Skansen.

Daß die Modestile der vergangenen Jahrhunderte selbst bis zum äußersten Norden hinauf ihre Einflüsse ausgeübt haben, hiervon geben einzelne kirchliche Holzbauten der Landschaften Jämtland und Norland Zeugnis. Es sind dies Kirchtürme, welche dem alten Gebrauch entsprechend als selbständige Glockentürme errichtet wurden und in ihren Umrissen den Renaissancebauten südlicher, vielleicht slawischer Landstriche ähneln. Von zwei derartigen Bauten hat Dr. Hazelius Nachbildungen in Skansen errichten lassen, von den Kirchtürmen zu Håsjö in Jämtland und zu Hällestadt. Abb. 13 gibt den erstgenannten Turm wieder, wie er sich neben der einfachen Holzkirche in der nordischen Landschaft erhebt. Abb. 14 zeigt denselben Turm in seiner Nachbildung auf Skansen. Die achtseitige geschwungene Kuppel mit dem Tambour, der Zwiebelkuppel, dem spitzen Dachspieß und dem krönenden Hahn auf der Spitze ist fast eine genaue Nachbildung deutscher und niederländischer Renaissancetürme, und doch gibt der schindelbekleidete Sockelbau, der durchbrochene Turmschaft mit den runden Ständern und dem Holzgitterwerk dazwischen dem Bauwerk einen eigenartigen urwüchsigen Charakter. Der ähnlich konstruierte Hällestadtturm entwickelt sich aus einem viereckigen, vollständig durchbrochenen Unterbau und endet gleichfalls in einer achtseitigen spitzen Pyramide.

Während das Freiluftmuseum Skansen bei Stockholm jene eigenartigen Holzbauten in ihrer ganzen Durchbildung zur Anschauung bringt,

hat Dr. Hazelius in seinem Nordischen Museum in Stockholm durch Aufstellung einzelner Bauernstuben noch Gelegenheit gegeben, das Innere derartiger Bauernhäuser zu studieren. Man findet daselbst Stuben aus Dalekarnien und aus Helsingland im Norden, aus Södermanland inmitten des Landes und aus Halland in Südschweden. Auch hier ist nicht nur das Innere der Stuben mit allem Hausrat dargestellt. Es fehlen auch nicht Nachbildungen der Bewohner, welche als Kostümfiguren in echter Tracht in die Räume hineingesetzt sind. Dabei sind dieselben während irgend einer Handlung dargestellt. So wird z. B. in der Dalekarnienstube vom Bildhauer C. A. Söderman des Dichters Lindegrens Lied „Lillans letzte Stunde" dargestellt. Die Einrichtungsgegenstände einer vergangenen Zeit sind erst durch ihre Beziehungen zum täglichen Leben verständlich, und Kostümbilder vergangener Jahrhunderte sind in der Folgerichtigkeit ihrer Stimmung und Farbengebung ebenfalls nur zu beurteilen, wenn man die Menschen in ihrer alten Umgebung sieht. So ist eine derartige Zusammenstellung von Innenräumen und Kostümbildern, wenn dieselben in voller Treue wiedergegeben sind, von hohem Wert. Dr. Hazelius beabsichtigt in dem Neubau seines Nordischen Museums eine ganze Reihe derartiger Innenräume vergangener Jahrhunderte aufzustellen. In der heftweise erscheinenden Veröffentlichung „Minnen från Nordiska Museet" ist in bunter Folge eine Anzahl derartiger Räume in farbiger Darstellung veröffentlicht worden.

Wen der Weg bis nach Dalekarniens Seen führt, der pflegt nicht zu versäumen, seine Schritte nach dem alten Hausbau des herrschaftlichen Hofes Ornäs an den Ufern des Runnsees zu richten. Gustav Wasa entkam in diesem Hause 1520 seinen dänischen Verfolgern. Es ist ein besonders ausgedehntes Vorratshaus mit drei Vorratskammern im Erdgeschoß und sechs Zimmern im Oberstock, nämlich zwei Lusthäuschen am Ende des Söllers und vier Stuben längs desselben. Der Bau ist nicht nur als geschichtliches Heiligtum, sondern auch als merkwürdiges Baudenkmal aus Schwedens Vorzeit unter die Obhut des Staates gestellt. Lund schildert in dem vorher genannten Werk den eigenartigen Bau als eine der edelsten Schöpfungen jener alten Bauart.

Für uns Deutsche leichter erreichbar ist das Museum des kunsthistorischen Vereins zu Lund in Südschweden. Auch hier ist, gleich wie in Skansen bei Stockholm, ein Volkspark angelegt, in welchem sich vereinzelte Gruppen alter Bauernhäuser erheben. Eines der ältesten bekannten Holzhäuser Südschwedens, ein Vorratshaus aus Småland, ist zum Kneipraum eingerichtet. Es sitzt sich beim Schoppen Wein recht gemütlich in dem anspruchslosen, mit altem Gerät eingerichteten Raum. Der Park enthält noch ein zweites, etwas reicher ausgebildetes Vorratshaus aus Asleda in Småland, das im I. Stock durch eine malerisch nur durch kleine Holzsäulchen gebildete Zwerggalerie ausgezeichnet ist. Schließlich ist noch ein ganzer Bauernhof aus Blekinge mit allem Zubehör zu schauen. Auch hier ist der reizvolle Innenraum der Hauptstube als Ryggässtuga gebaut und ebenfalls festlich mit Dukagänggeweben geschmückt, welche an der Dachschräge und an Hängestangen befestigt sind. Über dem Tisch hängt die aus Stroh geflochtene Schmuckkrone, welche auch in Nordschleswig und Jütland heimisch war. Der Kamin wird in eigenartigster Weise von einem übereck ausgekragten großen trichterförmigen Schornstein überragt. In den eigentlichen Museumsräumen zu Lund sind gleichfalls einige Bauernstuben eingebaut, deren Einrichtung durch Aufstellung von Kostümfiguren noch besonders anschaulich gemacht ist.

König Oskar II. begann mit der Überführung alter Holzbauten nach Bygdö im Jahre 1881. Dr. Hazelius richtete das Freiluftmuseum Skansen in

den Jahren 1891 und 1892 ein. In letzterem Jahre wurde auch der Volkspark des Museums in Lund mit alten Holzbauten besetzt. In jüngster Zeit sind zwei ältere schwedische Holzhäuser sogar über den Sund nach Kopenhagen übergeführt worden und haben daselbst im Rosenborgpark (Kongens Have) als ein Zubehör des dänischen Volksmuseums Aufstellung gefunden, nämlich ein kleines Vorrats- und Schlafhaus aus Småland und ein größeres Wohnhaus aus Halland. Letzteres enthält eine mittlere Sparrenstube mit Oberlicht und zwei seitliche geräumige Lofts.[6])

Der Blockhausbau und der Bohlwandbau, wie er sich in den schwedischen Bauernhäusern ausgebildet hatte, muß im Mittelalter und in die Neuzeit hinein nach den schriftlichen Überlieferungen vielfach auch in den Städten im Gebrauch gewesen sein. Der Übergang vom Holzbau zum Steinbau vollzog sich meistens unmittelbar. Nur in denjenigen Städten Südschwedens, welche von Norddeutschland aus besonders beeinflußt wurden, wie z. B. in Ystad und Malmö, haben auch Bürgerhäuser aus Fachwerk vereinzelt Eingang gefunden. Ein Beispiel eines derartigen reicheren Fachwerkhauses ist im Lunder Museumspark aufgestellt, nachdem es mehrere Jahrhunderte als Patrizierhaus die Stadt Malmö verschönt hatte. Die übergekragten Stockwerke des Baues, die reichgeschnitzten Konsolen, die gemusterte Fachwerkausmauerung, die Giebelbekrönungen, alle diese Einzelheiten zeigen eine ähnliche Ausbildung wie die niedersächsischen Fachwerkbauten jenseit der Ostsee.

Schleswig 1899. K. Mühlke.

Ein norwegisches Bauernhaus.

Wohl bei keinem Volke hat die Entwicklung des bäuerlichen Wohnhauses zu so verschiedenartigen Gestaltungen geführt als bei den in allen ihren Daseinsäußerungen zur Sonderart neigenden Germanen. Während sich bei anderen Völkern schon in den ersten Anfängen dieser baulichen Tätigkeit ein bestimmter Typus herausbildete, der dann im allgemeinen derselbe geblieben ist, entfaltete sich bei den germanischen Stämmen schon früh eine ganze Reihe von Typen, die, wenn sie auch wahrscheinlich von derselben Urform ausgingen, doch im Laufe der Zeiten immer mehr voneinander abwichen, die aber insgesamt eine verhältnismäßig hohe künstlerische Durchbildung erfuhren. An dem Wohnhause, dessen politische und sittliche Bedeutung aus allen alten Stammesgesetzen hervorgeht, kam auch sehr frühzeitig ein künstlerisches Behagen zum Ausdruck, das in reizvoller Weise alte Überlieferungen und persönliche Gestaltung mit einer durchdachten Konstruktion verbindet. Allgemein bekannt sind ja in dieser Beziehung das Schweizer- und Schwarzwaldhaus; aber auch im hohen Norden, bei den uns stammverwandten Norwegern, nimmt das Wohnhaus seit den ältesten Zeiten einen wesentlichen Teil der künstlerischen Schaffenskraft des Volkes in Anspruch. Wie die diesem Lande eigentümliche Architektur sich — um von den wenigen von den Hanseaten und Normannen beeinflußten Steindomen in Stavanger, Bergen, Drontheim usw. abzusehen — im Kirchenbau als

[6]) Nach dem neuerlichen Berichte von E. v. Berlepsch-Valendas in der Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbe-Vereins „Kunst und Handwerk“ ist im Jahre 1904 zu Lillehammer in Norwegen ein weiteres Freilichtmuseum eingerichtet worden, das schon jetzt eine stattliche Reihe alter völlig eingerichteter Wohnhäuser und Speicherbauten, sowie eine Holzkirche umfaßt.

nationale Holzbauweise zeigt, so findet diese im Bauernhause eine besonders dankbare Aufgabe. Sie erhebt sich gerade auf diesem Gebiete zu einer Volkstümlichkeit, deren Spuren in den versteckten Tälern des südlichen Norwegens noch heute anzutreffen sind.

Besonders zwei Typen sind es, die im norwegischen Wohnhausbau hervortreten. Am Süd- und Westrande, an der buchtenreichen Küste, überwiegt die offenbar von den Hanseaten beeinflußte Anlage, die sich im Grundriß als eigenartige Mischung des altnordischen und norddeutschen Hauses ausweist, als deren älteste Vertreter wahrscheinlich die Häuser an der Tyskebryggen in Bergen gelten dürfen. Im Innern des Landes dagegen findet sich die unbeeinflußte, ursprüngliche nordische Haus- und Hofanlage. Da liebt es der Norweger — in dieser Beziehung in gewisser Übereinstimmung

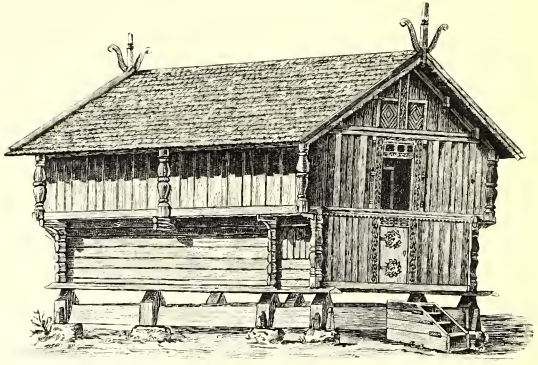


Abb. 15.

mit dem Thüringer und dem Franken — noch heute wie ehemals für jeden Zweck ein besonderes Gebäude zu errichten und so die stolze Abgeschlossenheit des Hofes auch äußerlich sichtbar zu bezeugen. Bis zu 33 solcher Baulichkeiten hat man auf demselben Grundstück gezählt, von denen das Wohnhaus und der Speicher, Stabur genannt, mit besonderer Vorliebe künstlerisch ausgeschmückt werden. Unsere Abb. 15 gibt die Gesamtansicht eines solchen „Staburs“ (wörtlich Stäbebauer), das ehemals im Berdal im südlichen Norwegen stand, seit einigen Jahren jedoch nach der Halbinsel Bygdö bei Christiania übergeführt und wieder aufgerichtet wurde, wo es jetzt mit seiner inneren Einrichtung neben anderen älteren Holzbauten als Sehenswürdigkeit gezeigt wird. Das Haus ist nicht sehr alt. Nach Übereinstimmungen mit anderen bestimmt datierten Bauten stammt es aus der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Unterlage (Abb. 17 u. 24) bilden zwei Reihen von je vier Steinen, auf denen ein fest verbundenes Rahmenwerk liegt. Über den von den Steinen unterstützten Stellen erheben sich acht niedrige Pfosten, die den Boden des ersten Geschosses tragen. Diese eigenartige, an den Pfahlbau erinnernde Anordnung hat den Zweck, Haus und

Vorräte durch den hindurchstreichenden Wind trocken zu halten und sie tunlichst vor Mäusen zu schützen. Aus demselben Grunde ist auch die Treppe etwas von der Schwelle abgerückt. Eigentümlich ist die verwickelte Eckverbindung (Abb. 24). Auf die ineinander geklinkten, im Profil sich

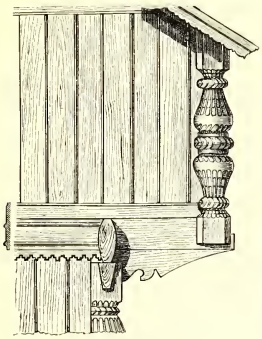


Abb. 16.

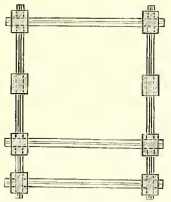


Abb. 17.

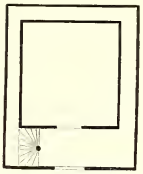


Abb. 18.

Abb. 19.

Abb. 20.

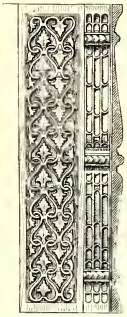


Abb. 21.

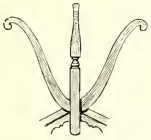


Abb. 22.

Abb. 23.

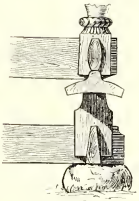


Abb. 24.

Abb. 25.

Abb. 26.

Abb. 15—26. Stabbur, früher in Berndal, jetzt im Bautenmuseum zu Bygdö.

nach oben keilförmig verjüngenden Unterschwellen ist ein lotrechter, am oberen Ende zweiseitig profilierter Pfosten gesetzt, der durch den Druck der auf ihm ruhenden Last beide Schwellen zusammenhält. Auf ihn sind an den Langseiten zwei weitere, flachere Schwellen von sonderbar kielförmigem Profil aufgezinkt. Sie bilden die Unterlagen für die Blockwände des unteren Geschosses. Der Zapfen, mit welchem der unterste Blockbalken der Längswand in den quer vorliegenden der Giebelwand eingreift, ist von linsen-

förmigem Querschnitt. In ähnlicher, aber vereinfachter Weise ist die Eckverbindung der Schwelle vom zweiten Geschoß hergestellt (Abb. 16). Nur ist hier der Raum zwischen den linsenförmigen Zapfen an der Vorderseite mit einem oben und unten mit Karniesen versehenen Brette verkleidet, unter dem sich eine Zahnleiste befindet.

Das Untergeschoß besteht aus einem schmalen Vorraum, an dessen linker Seite eine enge Wendeltreppe in das Obergeschoß führt. Dieses zeigt die gleiche Raumanordnung mit der Abweichung, daß sich hier der Vorraum zu einem engen, durch Vorkragung gebildeten Umgang erweitert (Abb. 18). Wozu dieser lichtlose Umgang, der sich häufig findet, gedient hat, ist unklar. Die Bauern erzählen scherzend, er habe den Platz für die Donjuanerien des Gesindes abgegeben; wahrscheinlich hat er zur Trockenhaltung der im Innern gelagerten Vorräte dienen sollen. Eigentliche Fenster besitzt weder der obere noch der untere Raum, das Licht fällt vielmehr durch die im Giebelfeld befindlichen Luken, durch die offenen Türen oder durch kleine in der Tür oder oberhalb derselben angebrachte Galerien in das Innere.[7]) Bisweilen soll sich auch im Dache ein mit Darm bespanntes Fenster befunden haben. Mit wenig Veränderungen kehrt diese Anordnung fast bei allen Stabburs wieder; es wird höchstens das obere Stockwerk oder der untere Vorraum fortgelassen, in welch letzterem Falle das Haus dann nach allen vier Seiten vorkragt.

Mit bewunderungswürdiger Ausdauer pflegte besonders im südlichen Teile des Landes das Äußere dieser Häuser geschmückt zu werden. Man begnügte sich nicht mit reichen Profilierungen, sondern gab diesen wieder den mannigfaltigsten Schmuck. So auch an unserem Hause. Seine Eckpfosten (Abb. 16 u. 23) sind dafür bezeichnende Beispiele. Das geschmackvolle traillenförmige Profil war dem Erbauer nicht ausreichend; er versah den geschwungenen Hauptkörper mit Riefelungen, die wiederum durch Zwischenstege unterbrochen sind. Ähnliche Kanäle legte er schraubenförmig um die Wülste und charakterisierte den Ab- und Anlauf durch Schuppenreihen. Und verschieden von diesem oberen Eckpfosten bildete er wieder den unteren, sowohl durch anderen, hier viereckigen Querschnitt wie auch durch Wechsel im Profil und in den Einzelheiten. Die Türpfosten sind unten wie oben zunächst mit einem reich geschnitzten Brett bekleidet (Abb. 21). Sein palmettenartiges Muster bekundet die Renaissancezeit der Entstehung; doch scheint das Motiv schon sehr alt zu sein. Im Nordischen Museum in Kopenhagen befindet sich ein eigentümlicher Wagen aus dem 5. bis 7. Jahrhundert n. Chr., bei dem ein ganz ähnlich geschmückter Bronzebeschlag (Abb. 20) fast alle Holzteile bedeckt. Wenn im vorliegenden Falle auch unmittelbare Einwirkung des Südens anzunehmen ist, so wird die Aufnahme des Motivs der Verschnörung doch durch uralte Überlieferung verwandter Form begünstigt worden sein. Ein gleich behandeltes Brett bildet an der unteren Tür den Türsturz, während bei der oberen (Abb. 19) die Galerie das gleiche Muster zeigt. Neben dem beschriebenen, die Pfosten bekleidenden Brett ist ein zweites, pfostenartiges angebracht, das nach oben und unten verlaufende, durch Querwülste unterbrochene Rinnen hat.

Mit der Sorgfalt, mit welcher sich die zunächst ins Auge fallenden Teile des Baues durchgebildet zeigen, sind auch die minder hervortretenden Einzelheiten behandelt. Mit Ausnahme der unteren Langseiten und der

[7]) Jetzt ist die eine Dachhälfte des in Rede stehenden Hauses mit einem großen Oberlicht versehen, um die Besichtigung zu erleichtern.

Rückwand, die den ungeschmückten Blockverband zeigen, sind alle Flächen mit gestülpten und gefalzten Brettern verkleidet, deren Kanten sorgfältig mit Karniesen versehen wurden (Abb. 26). In der nordischen Holztechnik ist das Kantenprofil sehr alt; es tritt schon bei dem bekannten, vor einigen Jahren bei Gogstad am Christiania-Fjord ausgegrabenen Wikingerschiff auf, bei dem sogar die Bretter unter der Wasserlinie damit geschmückt sind (Abb. 25).

Abb. 27.

Das mit Schindeln gedeckte, ziemlich flache Dach bildet unmittelbar die Decke des oberen Gemaches; es ist an den Giebelseiten mit einer einfachen Gesimsleiste verziert. Eine leicht geschwungene Giebelverzierung bildet den oberen Abschluß (Abb. 22). Daß trotz des allgemeinen Renaissance-Gepräges an unserem Hause noch alte Erinnerungen sich geltend machen, bezeugt neben den schon erwähnten Einzelheiten der Holzbehandlung auch der geschmackvolle Beschlag der unteren Tür (Abb. 27): er beweist, daß der Schöpfer des Baues den stilistischen Einflüssen sehr unbefangen gegenüberstand. Gerade hierin aber liegt ein besonderer Reiz der norwegischen Bauernhäuser. Die Naivetät, mit der die verschiedensten Stilerinnerungen ineinander verwebt sind, wirkt so erfrischend und ursprünglich, wie wir es sonst nur noch in unserer alten Bauernkunst finden.

Robert Mielke 1892.

Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen in Norwegen.

Bauliche Reste aus der Zeit der Hansa in Skandinavien behandelt ein ausführlicher Bericht des Regierungs- und Baurats de Bruyn beim Deutschen Generalkonsulat in Kopenhagen. Gestützt z. T. auf zwei bereits früher erschienene Veröffentlichungen in norwegischer Sprache,[8]) bewahrt er eine merkwürdige Bauanlage in der alten Handelsstadt Bergen noch in der Stunde ihres Unterganges vor völliger Vergessenheit. Die Abhandlung besagt in Kürze etwa folgendes:

Unter den wenigen Baudenkmälern, welche in Skandinavien noch bis in die neueste Zeit von der einstigen Macht der Hansa zeugen, nehmen die Bauten an der „Tyskebryggen“ in Bergen eine hervorragende Stelle ein. Trotzdem müssen auch sie jetzt neuzeitlichen Bedürfnissen weichen und sind bereits bis auf einen ganz geringen Rest bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz verschwunden.

„Tyskebryggen“ heißt die im Osten den Hafen Bergens begrenzende Uferstraße. Die hieran errichteten Baulichkeiten dienten der deutschen dort handeltreibenden Kaufmannschaft Jahrhunderte hindurch als Unterkommen ihrer selbst und ihrer Handelswaren. Zum Verständnis der Anlage ist ein

[8]) 1) Nicolaysen, Historike Tidsskrift. 3. Raekke 1. Om de norske Kobstaeder i Middelalderen. 2) Koren-Wiberg, Det tyske Kontor i Bergen. Bergen 1899. John Griegs Forlag.

kurzer geschichtlicher Rückblick sowie ein Blick auf die Organisation der Ansiedlung, des sogen. Bergen-Kontors, erforderlich. Im frühen Mittelalter schon entwickelte sich zwischen Norwegen einerseits, Deutschland und Bri-

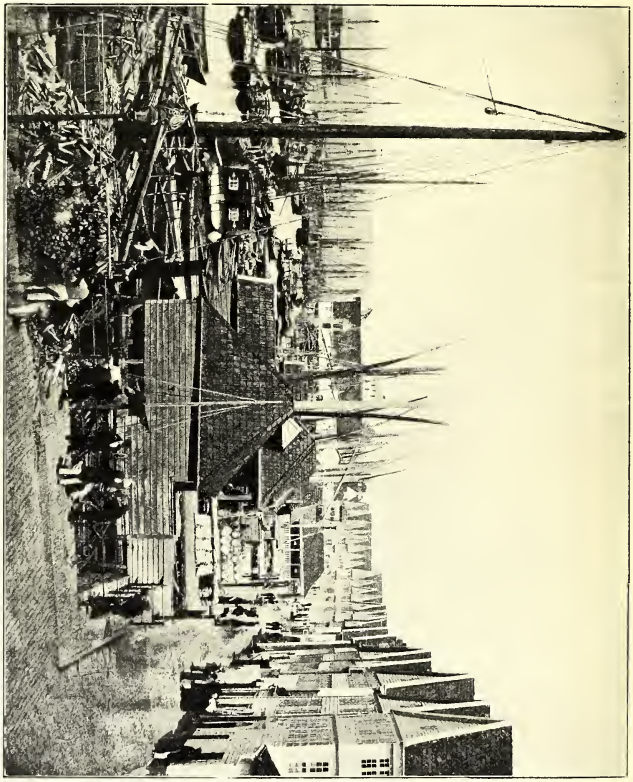


Abb. 28. Der Hafen und die Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen.

tannien anderseits ein reger Handelsverkehr, dessen wichtigster Stützpunkt auf norwegischer Seite Bergen infolge seiner hervorragend günstigen Lage wurde. Als der norwegische Adel sich von den Handelsgeschäften, die anfänglich ganz in seiner Hand ruhten, zurückzuziehen begann, suchten die Ausländer sich an seine Stelle zu setzen, denn die einheimische Bürgerschaft war durch Armut und Unkenntnis dazu außerstande. Aus dem Wettstreit

Abb. 29. Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen nach einem Modell.

zwischen Engländern und Deutschen gingen die letzteren, unterstützt durch die inzwischen erfolgte Gründung des Hansabundes, im Laufe des 13. Jahrhunderts als Sieger hervor. Zeitweise sogar von den norwegischen Königen begünstigt, erwarben sie nach und nach die anfänglich nur gepachteten vorhandenen Handelshäuser als festen Besitz. Dagegen war ihr Verhältnis zu den Eingeborenen infolge der selbstherrlichen, mit allerhand Vorrechten ausgestatteten Stellung stets ein sehr gespanntes, das mehrfach zu fruchtlosen Versuchen führte, die Fremden zu vertreiben. Den Höhepunkt ihrer Macht erreichte die Ansiedlung im Jahre 1445, als fast alle Höfe an der Tyskebryggen in deutschen Besitz gelangt waren, durch die Gründung einer festen Gemeinschaft unter Lübecks Leitung, des Bergen-Kontors, das einen völlig selbständigen Staat im Staate bildete.

Diese Blütezeit dauerte etwa ein Jahrhundert, in dem die Zahl der Angestellten gelegentlich 2000 überschritten haben mag. Vom Jahre 1556 ab aber begannen die Norweger unter tatkräftiger Führung die Macht des Kontors zu brechen, und als auch der Rückhalt am Hansabunde durch dessen Auflösung aufhörte, gelangten die Kauthöfe allmählich in den Besitz der Einheimischen zurück. Erst 1764 jedoch wurde der letzte an einen Norweger verkauft und damit das Kontor aufgelöst. Aber auch die Baulichkeiten selbst waren nicht die gleichen geblieben im Wechsel der Zeiten. Mehrfach hatten große Brände stattgefunden und zuletzt wurde nochmals im Jahre 1702 die ganze Tyskebryggen ein Raub der Flammen.

Wie sich indessen bis ins 18. Jahrhundert weit hinein die Formen und Bräuche des Handelsverkehrs erhalten hatten, so sollen nach ausdrücklicher Versicherung auch nach dem letzten Brande alle Bauten in der alten Gestalt ohne irgendwelche Veränderungen wieder aufgeführt worden sein; und diese Neubauten von 1702 sind es, die gegenwärtig das alte Bild veranschaulichen müssen, obgleich auch sie in den weiteren zwei Jahrhunderten so vielfach umgebaut wurden, daß nur noch ein ganz spärlicher Rest in seiner damaligen

Gestalt erhalten ist. Der Grund für diese baulichen Veränderungen lag vor allem darin, daß nach dem Rückfall der Kauthöfe in norwegischen Besitz ihre Organisation eine andere wurde, insbesondere ihre Benutzung zu Wohnzwecken fast ganz aufhörte. Ihre ursprüngliche Gliederung aber, deren Urbild übrigens im norwegischen Bauerngehöfte zu finden sein soll, hatte sich mit der Zeit aufs engste der Ordnung des Kontors angepaßt. Dessen oberste Verwaltung ruhte in den Händen eines etwa 20gliedrigen Kaufmannsrates. Diesem unterstanden die einzelnen Kauthöfe, jeder einen Gebäudebezirk für sich bildend, mit eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Ihre Anzahl schwankte: 16 sind auf die Neuzeit überkommen. In jedem Hofe befanden sich eine Anzahl — in der Blütezeit bis zu 15 — sogenannter

I. Stockwerk. **a** Hundehütte. **b** Sommerbett (nach anderen Winterbett) des Handelsverwalters. **c** Sommereßzimmer des Vorgen. **d** Wandtisch. **e** Tellergestell. **f** Pale (Wortbedeutung unklar) enthielt senkrecht übereinander drei Abteilungen, unten links Biertonne (darüber Gläserbrett); rechts Wagebalken, im Mittelteil Tafelgeräte; Zweck der obersten Abteilung unbekannt. **h** Schlüsselschränkchen. **i** Waschbecken, darüber hängend Wasserkanne. **k** Tisch. **l** Bänke. **m** Gewichte. **n** Schrank (vierteilig, unten für Kleider, oben für die Geschäftsbücher eingerichtet). **o** Branntweinschränkchen. **p** Geheimtreppe zum Schlafzimmer des Handelsverwalters. **q** Kanzlei.

II. Stockwerk. **a** Gesellenbett. **b** Winterbett (nach anderen Sommerbett). **c** Burschenbetten.

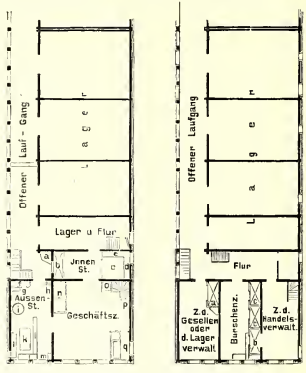


Abb. 30. Erstes Stockwerk.

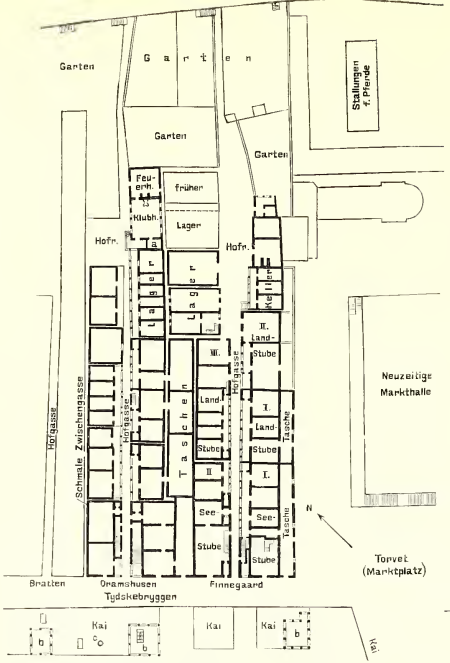
Abb. 31. Zweites Stockwerk.

Südliche Seestube der Finnegaard.
(Jetzt Hanseatisches Museum.)

Handelsstuben, d. h. familienartiger Handelsgemeinschaften, deren Haupt jedesmal ein Handelsverwalter war und die dementsprechend auch eine mehr oder weniger eng zusammenhängende Raumgruppe bewohnten. Ihr besonders bezeichnendes Gepräge erhielten die Kauthöfe sowohl durch das Erfordernis, viel Lagerräume für Waren zu bieten, als auch durch das Gebot der Ehelosigkeit aller Angestellten. Denn hierdurch konnten die Wohnräume erheblich beschränkt werden. Für den Winter diente sogar je ein Klubhaus als einziger heizbarer Raum des ganzen Hofes all seinen Insassen gemeinsam für Mahlzeiten, Unterhaltung, Gericht und Gebet.

Die gesamten Baulichkeiten der Tyskebryggen (Abb. 28, 29 u. 36) bedecken mit den anschließenden Gärten einen Baublock von annähernd 300 m Länge und durchschnittlich 125 m Tiefe. Das einst in seiner Mitte befindliche Rathaus ist schon längst einer Straße (Nikolaikirke Almending) gewichen, die den Block nunmehr in zwei Teile zerlegt. Diese zerfallen weiter in 16 schmale, senkrecht zur Hafenstraße verlaufende Geländestreifen

Die Kaufhöfe Dramshusen und Finnegaard.


Garten
Garten
Garten
Garten
Stallungen f. Pferde
Feuerh.
frühen
Klubh.
Lager
Hofr.
Hofr.
Keller
II. Land-Stube
III. Land-Stube
I. Land-Stube
I. Land-Stube
Stube
Stube

von meist etwa 19 m Breite bei voller Baublocktiefe. Ein zugehöriger kleiner Bootshafen mit Kai, Seeschuppen und Wippbaum liegt auf der anderen Seite der Uferstraße ins Wasser vorgebaut (Abb. 32). Auf einem jeden dieser Grundstücke stehen in etwa $^2/_3$ seiner Länge, parallel nebeneinander zwei — selten einer — der Kaufhöfe in Gestalt mehrerer mit ihren Giebeln aneinander gereihter, dreigeschossiger Häuser, an die sich das eingeschossige Klub-

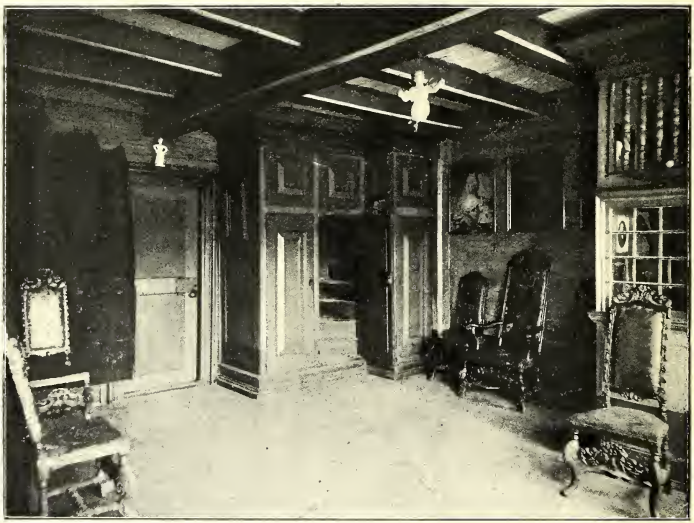


Abb. 35. Seestube des Finnegaard. Geschäftszimmer.

und Feuerhaus nebst allerhand Schuppen anschließen. Den Rest des Grundstücks nehmen Gärten ein.

Beide Gebäudereihen kehren sich nach einer schmalen gemeinsamen Hofgasse in allen Stockwerken mit offenen Laufgängen, die auch die Treppen enthalten und bisweilen über den Hof hinüber durch Laufbrücken verbunden sind. Ein Torweg schließt beiderseits die Hofgasse gegen die Straßen ab. Sämtliche Räumlichkeiten sind von den Laufgängen aus zugänglich und erhalten ihre dürftige Beleuchtung von ebenfalls sehr schmalen Zwischengassen her, welche die einzelnen Grundstücke voneinander trennen. Selbst diese Zwischengassen sind häufig noch mit niedrigen Anbauten, den sogen. Taschen, besetzt. Eine ausreichende Beleuchtung weisen nur die wenigen an der schmalen Straßenfront belegenen Räume auf. Die Handelsstube, der sie angehören und die auch sonst durch Weiträumigkeit bevorzugt ist, heißt Seestube, während die übrigen, an den Höfen wohnenden Hausgemeinschaften den Namen Landstuben tragen. Das Erdgeschoß enthielt lediglich Lagerräume, die Ober-

geschosse die Wohn-, Geschäfts- und Schlafzimmer der einzelnen Handelsstuben nebst Gastzimmern und weiteren Lagerräumen. Im ganzen umfaßte ein Durchschnittshof, abgesehen von den Schuppen, etwa 100 Räume.

Abb. 36. Lageplan des Hafens in Bergen.

Abb. 30 bis 34 geben den Grundriß der beiden Doppelkaufhöfe am südlichsten Ende der Tyskebryggen wieder. Es waren die einzigen wenigstens z. T. noch in charakteristischer Form bis vor kurzem erhaltenen. Mittlerweile ist der nördlichere, Dramshusen genannte, der das letzte Beispiel eines Klubhauses enthielt, vom Erdboden verschwunden. In dem anderen, südlich-

sten. Finnegaard, aber ist bisher noch ein letztes Muster einer Seestube in ihrer alten Gestalt bewahrt geblieben (Abb. 30 u. 31). Sie dient gegenwärtig als Museum.

Hiernach enthielt im allgemeinen eine Handelsstube — abgesehen von den Lager- und Wirtschaftsräumen — im ersten Obergeschoß: eine Außenstube, eine Innenstube und das Geschäftszimmer; im zweiten Obergeschoß: das Schlafzimmer des Handelsverwalters, ein Gesellen- und ein Burschenzimmer. Dazu ein oder mehrere Gastzimmer.

Die Benutzung und meist fest eingebaute Einrichtung dieser Räume war folgende: In der Außenstube (Abb. 30) pflegte das Dienstvolk im Sommer seine freie Zeit zu verbringen und später auch zu speisen. In kleineren und größeren, in die Ecken eingebauten Schränken wurden die Handelsgerätschaften, die Wägebalken, Gewichte, Schlüssel, auch Vorräte und Tischgeräte aufbewahrt. In der Ecke am Fenster stand von rohen Bänken umgeben der große Tisch und in seiner Nähe eine große flache Messingschale mit Wasserkessel und Rollhandtuch zum Waschen der Hände unmittelbar vor und nach der Mahlzeit, bei der man sich noch statt der Gabel der Finger bediente. Lampen, Feuereimer und gedörrte Fische hängen von der Decke herab. An die Außenstube schließt sich, wie sie nach dem Hafen zu gelegen, das Geschäftszimmer des Handelsverwalters (Abb. 35) an, der seinen Platz nahe den Fenstern in einer durch Glasverschläge abgetrennten kleinen Kanzlei an einem großen Schreibpulte hatte. Zwei größere Schränke, deren einer eine Geheimtreppe nach dem darüber gelegenen Schlafzimmer enthält, vervollständigen die Einrichtung. Auf das Geschäftszimmer folgt, nur von der Zwischengasse her erleuchtet, die Innenstube. Sie war durch einen Verschlag in zwei Teile geteilt, deren vorderer nächst dem Fenster dem Handelsverwalter als Sommereßzimmer diente; im rückseitigen war alkovenartig ein Bett eingebaut. Ein zweites Bett befand sich im 2. Stocke (Abb. 31) im eigentlichen Schlafzimmer des Verwalters, d. h. es war von diesem aus nur zugänglich und stellte selbst vielmehr einen Einbau in das nebenliegende Burschenzimmer dar. Dieses konnte vom Bette aus durch eine Luke überwacht werden. Die Burschenbetten waren wie auf Schiffen zweireihig übereinander angeordnet und konnten zum Schutze gegen strenge Winterkälte durch Schiebetüren geschlossen werden. Auf der anderen Seite des Burschenzimmers liegt die Gesellenstube, einfacher, doch ähnlich wie die des Verwalters einger chtet.

Gaststubeneinrichtungen sind nicht erhalten. Ebenso läßt sich von der Anordnung der Landstuben im allgemeinen nur vermuten, daß sie der der Seestuben im wesentlichen glich, nur wieder einfacher gehalten war.

Am Ende der Hofgasse schloß sich an die bisher besprochenen Gebäude das heizbare Klubhaus (Abb. 33). Da das Gelände nach hinten ansteigt, bedurfte es nur einer gewissen Unterkellerung, um seinen Fußboden geschickterweise in gleiche Höhe mit dem Wohngeschoß der Hauptgebäude zu bringen. Ein weiterhin anstoßender Raum nahm als sogen. Feuerhaus die Küche für den ganzen Kaufhof auf. Schornsteine kannte man nicht, so mußten diese Häuser einstöckig gebaut werden, und der Rauch fand seinen Ausweg durch eine Öffnung im Dache, die zugleich in früher Zeit die einzige Lichtquelle des Raumes bildete. Einen großen Fortschritt bedeutete es daher, als man später in dem Klubhaus an der Zwischenwand zum Feuerhaus einen rauchdichten eisernen Kastenofen aufstellte, der vom letzteren Raume aus bedient wurde. So blieb der Rauch dem Klubhause fern, und man konnte dieses mit einer geraden Decke und auch sonst wohnlicher ausgestalten. Im Feuerhause brannte in der Mitte des Steinplatten-Fußbodens das Herdfeuer.

Um das Feuerloch zum Klubhausofen war eine große massive und überwölbte, eigenartige Nische gebaut, vermutlich selbst eine weitere Feuerstätte. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Brunnen.

Fast sämtliche Bauten der Tyskebryggen waren in der landesüblichen Art und Vollendung als Blockhausbauten ausgeführt; nur an den Laufgängen und im Dachwerke findet sich abgebundene Arbeit, während für untergeordnete Schuppen noch Pfostenbau mit Verbretterung, Stein aber nur vereinzelt bei Unterkellerungen und als feuersicherer Fußboden in Form von Platten auf starker Diehlung verwandt wurde. Bei den Blockwänden fand sowohl der rohere Aufbau mit Rundholzbalken, wie der bessere mit starken beilgeglätteten Bohlen Verwendung. Stets waren jedoch beide innen und außen überall sichtbar und ohne irgendwelche Verkleidung gelassen. Erst als man 1702 beim Neubau die Holzstärken zu gering bemessen hatte, sah man sich zu einer nachträglichen Brettverkleidung der Außenwände gezwungen. Die Zwischendecken und Fußböden bestehen aus einer ziemlich schwachen, aber dichtschließenden Bretterdielung, die unterseits die Balken sichtbar läßt. Die Stelle der späteren, steilen Pfannendächer nahm ursprünglich das flachere Tort-Moosdach ein. Dieses zeigte auf einer starken Verbretterung einen Birkenrindenbelag, auf den eine Erd- und Torfschicht aufgebracht wurde. Eine Decke aus Moospflaggen verhinderte deren Abschwimmen. Besonders merkwürdig ist noch die ziemlich tief in Schlamm und Bergschutt hinabreichende Gründung aus Holz. Zweimal stufenförmig abgesetzt besteht der Unterbau aus abwechselnden Lagen von Langholz und kurzem quergelegten Grubenholze.

Von dem sonst den norwegischen Holzbauten eigentümlichen, aus der Konstruktion herauswachsenden Ornament und Schnitzwerke ist nur sehr wenig erhalten. Das meiste, was an Schmuckformen vorhanden, ist willkürlich angehettete Zutat der Renaissance- und Barockzeit. Der außerordentlich malerische Anblick, den die Gesamtanlage der Tyskebryggen vom Hafen aus, noch weit mehr aber jeder Kaufhof für sich in seiner Hofgasse mit den Umgängen, Lautbrücken und hohen Aufziehluken geboten haben muß, wurde nun einst noch aufs höchste gesteigert durch eine reiche Leimfarbenbemalung mit Ranken- und Blätterwerk in lebhaften Tönen, die sich auf Innen- und Außenwände erstreckte und selbst die dazu geeigneten Flächen der Möbel überspann.

Außer den Kaufhöfen besaß das Bergen-Kontor noch zwei Kirchen, ein Hospital und ein Armenhaus in der Stadt. Von den vier Gebäuden ist nur eins, die Mariendkirche, im großen und ganzen in der alten Form erhalten. Th. v. Lüpke 1905.

Zu vorstehendem Aufsatze sind vom Herrn Stadtbaumeister Hennig in Dresden zwei Photographien zur Verfügung gestellt, die im August 1905 aufgenommen und nach denen die Abb. 37 u. 38 hergestellt sind. Die Abb. 38 zeigt das Haus Finnegaarden, das innen vollständig erhalten ist und als hanseatisches Museum dient. Daneben ist bereits einer der dort geplanten Neubauten sichtbar. Das Haus Finnegaarden soll dem Vernehmen nach demnächst leider auch einem Neubau weichen, ohne daß die Erhaltung des Museums an Ort und Stelle gesichert ist. Die Abb. 37 zeigt einen der schmalen Gänge, die die einzelnen Gaarden voneinander trennen. Das Bild läßt die vollständige Durchführung der hölzernen Bauweise erkennen und es begreiflich erscheinen, daß das Heizen in den dortigen Wohnungen verboten war.

Ein Bergenzimmer

zur Aufnahme einer Sammlung von Altertümern und Abbildungen des vorher beschriebenen hansischen Kontors an der „Deutschen Brücke" in Bergen wird demnächst im Lübecker Museum eingerichtet werden. Die Anregung dazu hat der Maler und Direktor des Hansa-Museums in Bergen Chr. Koren-Wiberg gegeben, welcher in einem Schreiben an den Lübecker Senat darauf hinwies, daß die Bauten an der „Deutschen Brücke" in Bergen zum Abbruch bestimmt seien und daher der Zeitpunkt gekommen scheine, durch Vereinigung der dort noch vorhandenen Altertümer bezw. von Abbildungen in einem deutschen Museum ein getreues Bild jener Handelsniederlassung zu erhalten. Er wies darauf hin, daß Lübeck, als ehemaliges Haupt der Hansa, der gegebene Platz für ein solches Museum sein werde, und erklärte sich bereit, zu dessen Einrichtung mit Rat und Tat behilflich zu sein, namentlich eine größere Zahl von Altertümern und Abbildungen dem Museum zu überweisen. Die Anregung ist in Lübeck auf dankbaren Boden gefallen. Bei Gelegenheit einer Erweiterung der Museumsräumlichkeiten ist die Herstellung eines Bergenzimmers beschlossen worden, das bereits in der Ausführung begriffen ist. Der Raum, der die Sammlung aufnehmen soll, schließt sich in der Art der Herstellung und Ausstattung an die Räume der deutschen Kauthöfe des hansischen Kontors an. Die Wände sind aus bebeilten Bohlen hergestellt, die Decke als sichtbare Balkendecke. Eine Leimfarbenbemalung der Wände nach den Koren-Wibergschen Aufnahmen soll das Bild vervollständigen, das durch den Einbau eines Alkovens mit Bettstatt und die Aufstellung von verschiedenem aus den Kaufhöfen stammenden alten Hausrat noch an Treue gewinnen wird. So wird in bescheidener Weise auch in Deutschland eine Erinnerung bleiben von der Stätte, die Zeugnis gab von deutschem Unternehmungsgeist und hansischem Wagemut im Nordland.

Baltzer.

Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm.

Unter den Dorfkirchen Hinterpommerns befinden sich noch manche mit schindelgedeckten alten Holztürmen. Diese, aus mächtigen Eichenhölzern gezimmert und außen mit Brettern bekleidet, zeigen teilweise neuere, offenbar der Zeit der Renaissance angehörende Dächer, die als Kuppeln in halbkreisförmigen oder geschwungenen Linien mit irgendwelchen Spitzen darüber ausgebildet sind, teilweise finden sich aber auch noch einfache, pyramidenförmige Helme von ernstem, trutzigem Aussehen. Die Abb. 39 stellt einen Turm mit einem derartig einfach ausgebildeten Helm aus dem Dorfe Zampelhagen bei Naugard dar, welcher leider wegen seiner schlechten Gründung trotz sonstiger guter Erhaltung dem Orkane vom 12. Februar 1894, dem heftigsten, welchen Norddeutschland seit vielen Jahrzehnten erlebte, zum Opfer gefallen ist.

Auf den ersten Anblick scheinen diese letzteren, in den einfachsten Formen ausgeführten pommerschen Kirchtürme ein höheres Alter zu besitzen wie einige in Schlesien noch erhaltene Holztürme, welche, obgleich sie reichere

Formen aufweisen, doch in den Beginn des 13. Jahrhunderts gesetzt werden.[9]) Tritt man der Frage der Zeitstellung der pommerschen Türme aber näher, so findet sich doch bei einzelnen derselben, bei welchen zufällig einmal irgend

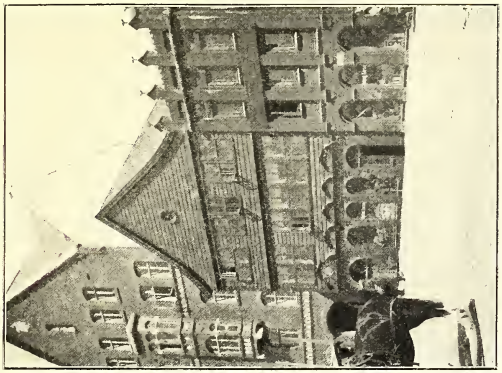


Abb. 38. Haus Finnegaarden.

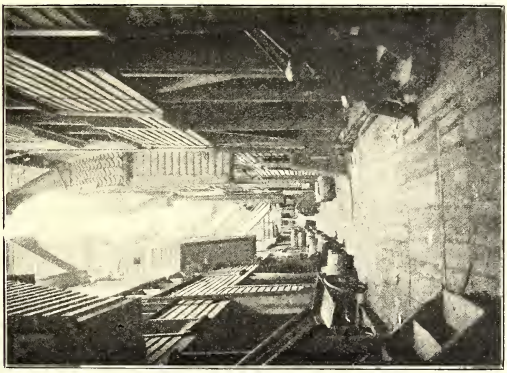


Abb. 37. Blick in eine Gasse zwischen den Gaarden.

Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen in Norwegen.

eine Nachricht über den Turm, die Kirche oder das Dorf vorhanden ist, daß derartige Holztürme doch auch in viel späteren Jahrhunderten, z. B. im 17.,

[9]) Vgl. die Kirchen von Lubom und Syrin, veröffentlicht von Cuno, Zeitschr. f. Bauwesen 1852, Bl. 44.

noch gebaut worden sind. Bei diesen einfachen Türmen wird man daher im allgemeinen wohl nur annehmen dürfen, daß sie spätere Wiederholungen eines alten Musters sind, welches sich manche Jahrhunderte hindurch in dem fremden Einflüssen wenig zugänglichen Lande erhalten hat.

Ein höheres Alter möchte dagegen den bemerkenswerten, bis dahin noch nicht beachteten Dachstühlen der zu den besprochenen Türmen gehörigen Kirchen zukommen.

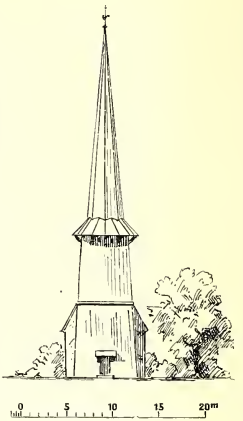


Abb. 39.
Kirchturm in Zampelhagen.

Diese Dachstühle ruhen jetzt auf dicken, von Granitfindlingen hergestellten Außenmauern, welche zuweilen spitzbogige, zuweilen rundbogige Öffnungen zeigen und von denen selbst die frühesten wohl nicht vor dem 16. Jahrhundert entstanden sind. Der Dachstuhl ist stets durch eine geweißte Balkendecke mit Bretterfußboden, die meistens recht mangelhaft aus krummen, wahnkantigen Hölzern hergestellt ist, von dem Kircheninnern getrennt. Steigt man nun mit Hilfe einer Leiter durch eine Luke in der Kirchendecke zum Dachboden empor, so ist man überrascht, einen sonderbaren, ganz von Eichenholz gezimmerten Dachstuhl vor sich zu sehen, wie er in Abb. 40 u. 41 in einem der Kirche von Langkafel bei Nangard entnommenen Beispiele im Längs- und Querschnitt dargestellt ist.

Bei diesem und ähnlichen Dachstühlen der benachbarten Kirchen fällt in erster Linie die mächtige Längsverstrebung auf. Wo wir mit einigen Kopfbändern glauben auskommen zu können, da ist hier an den Mittelstielen der Sparrengebinde, welche durchaus gleich ohne Wechsel von Binder- und Lehrgebinden hergestellt sind, eine Reihe von Andreaskreuzen angebracht, welche sich zu einem rautenförmigen Muster ineinander schieben. Sie sind durch Überblattung und Nagelung an den Stielen und an einer doppelten Riegelung, welche außerdem noch die Stiele miteinander verbindet, befestigt, und es ergibt sich so in der Längsachse der Kirche eine starre Ebene von ungemeiner Festigkeit.

Ist hier im Längsschnitt ein Übermaß von Festigkeit vorhanden, so zeigt der Querschnitt dagegen einen schlecht entworfenen und offenbar recht schwachen Aufbau. Ein bedeutender Teil der Last des Daches, welches jetzt mit Ziegeln eingedeckt ist, wird auf die Mittelstiele und durch diese wieder auf die Balkenmitten übertragen. Die Balken aber sind gerade an der Stelle des gefährdetsten Querschnittes, in der Mitte, noch dadurch geschwächt, daß die Stiele mit einem seitlich gelegenen, genagelten Zapfen in die Balken hineinschneiden. Es ist nicht etwa anzunehmen, daß die Sparren mit dem Stiel und dem Balken zusammen eine hängewerkartige Verbindung bilden, was Abb. 42, dem Dachstuhl der Kirche in Zampelhagen entnommen, noch besonders deutlich darlegt. Diese ganze, rätselhafte Anordnung wußte Einsender sich nicht anders zu erklären, als dadurch, daß ursprünglich die Mittelsäulen ganz durch das Innere der Kirche hinabgegangen sein müssen, wie

dies in den Abb. 40 u. 41 punktiert angegeben ist, und daß damals auch die Außenwände der Kirchen, wie jetzt noch bei den meisten die Wände der zugehörigen Türme, aus Holz bestanden haben. Als in späteren Jahrhunderten dann die Außenwände verrottet waren und auch die Stiele an ihren unteren, wahrscheinlich eingegrabenen Enden gelitten hatten, unterfing man den noch gut erhaltenen Dachstuhl durch massive Mauern, wie

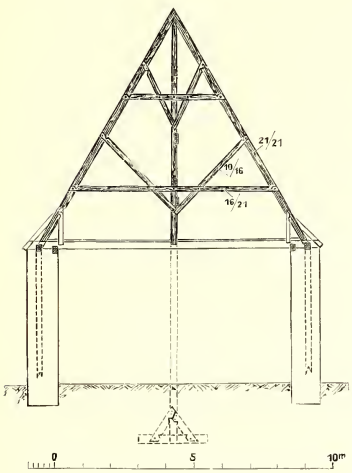


Abb. 40. Querschnitt.

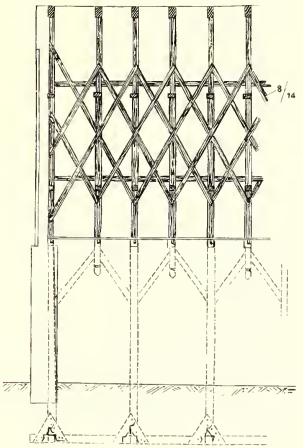


Abb. 41. Längenschnitt.

Dachstuhl der Kirche in Langkafel.

man dies Verfahren in hiesiger Gegend auch heute noch bei schadhaften Fachwerkbauten ausübt. Bei dieser Gelegenheit mußte, schon allein um den abgeschnittenen Mittelstielen Halt zu gewähren, die jetzt vorhandene Balkenlage eingezogen werden, während früher nach nordischer Art das Kircheninnere vom Fußboden bis zur Dachdeckung durchging, die einst gewiß auch am Schiff, wie heute noch an den Türmen, aus Schindeln bestand.

Man braucht bei der angenommenen Herunterführung der Mittelstiele durch das Kirchenschiff nicht gerade vorauszusetzen, daß früher jeder Stiel bis zum Fußboden herunterreichte, es konnten vielmehr einzelne zwischenliegende als Hängesäulen behandelt sein, wie dies in Abb. 41 angenommen ist. Erst bei dieser Anordnung erscheint das Gitterwerk der Längsstreben im Dachstuhl vollberechtigt, da hierdurch die Last der Zwischenstiele schon oben abgefangen und auf die Hauptstiele übertragen wird, immerhin erschien die Schlußfolgerung von den Sonderbarkeiten des Dachstuhls auf das ehemalige Vorhandensein einer Reihe von eingegrabenen hölzernen Mittelstielen in der Kirche dem Unterzeichneten recht gewagt.

bis ihm das Werk von J. Bickell, Hessische Holzbauten, zu Gesicht kam. Bickell sucht in der Einleitung dieses Werkes, von literarischen Quellen, der lex Bajuvariorum, ausgehend, gerade nach solchen alten Bauwerken, welche in der Mitte eine Reihe von Holzsäulen (firstsûl oder mangansûl) zeigen, von denen er, gewiß mit Recht, annimmt, daß sie eingegraben gewesen seien.[10]) Nach Bickells Ausführungen trugen die Mittelsäulen häufig eine Firstpfette. Daß im Norden neben dem Pfettendach (åstag) aber auch eine andere Anordnung, das spaertag, vorkommt, beweisen L. Böttgers Ausführungen bei Besprechung der Kirche Wang.[11]) Hiernach und nach dem von Bickell geschilderten Beispiele der Friedenskirche in Schweidnitz[12]) ist in Abb. 40 u. 41 angenommen worden, daß eine Reihe von Mittelsäulen das Kirchenschiff teilte, und daß diese, durch Fußbänder befestigt, auf eingegrabenen Holzkreuzen oder besser noch auf einem ganz durchgehenden Erdbalken aufstanden, da dieser das Richten des Baues sehr erleichterte.

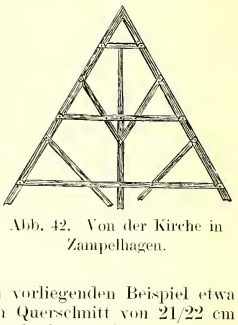


Abb. 42. Von der Kirche in Zampelhagen.

Eine Bestätigung dafür, daß die jetzigen Mittelsäulen der Dachstühle der besprochenen pommerschen Kirchen ehemals ganz durch die Kirche hinuntergingen, wird gegeben durch den bei den meisten Kirchen sehr unregelmäßigen und nach oben hin sich verjüngenden Querschnitt dieser Hölzer. Während die in dem vorliegenden Beispiel etwa 10 m langen Sparren in ihrer ganzen Länge den Querschnitt von 21/22 cm (8/8 Zoll) durchaus vollkantig und gut zeigen, wechselt der Querschnitt bei den jetzt nur 8 m langen Mittelstielen recht beträchtlich. Es kommen nebeneinander die Maße 14/15, 15/19, 20/28 und ähnliche in Höhe des Dachgeschoßfußbodens vor, während nach oben hin der Querschnitt durchschnittlich auf 15/15 cm abnimmt. Besonders unregelmäßig ist der Querschnitt der Mittelstiele in der Kirche des Dortes Parlin. Diese Unregelmäßigkeit ist nur dadurch zu erklären, daß die Säulen früher, wie gezeichnet, bis etwa 15 m lang waren, und daß bei so langen Eichenhölzern der Querschnitt sich in der ganzen Länge nicht mehr einhalten ließ, während dies bei den kürzeren Sparren und Kehlbalken keine Schwierigkeiten machte.

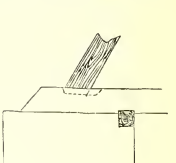


Abb. 43.

Bei der massiven Unterfangung ist der alte Dachstuhl gänzlich heruntergenommen und wieder neu aufgebracht worden. Dies bezeugen

[10]) Bickell a. a. O. S. 5: „Meiner Ansicht nach bilden die innersten eingegrabenen Säulen den eigentlichen festen Kern der nordischen Kirchen. Die Seitenschiffe mit ihren dünnen Rahmenhölzern und Spundwänden vermögen keine Verstrebung zu bilden."

[11]) Zeitschr. f. Bauw. 1891, S. 33: „Die zweite von Gudmundson angegebene Dachform (spaertag) würde als Kehlbalkendach zu bezeichnen sein. Die Sparren sind gegeneinander gestützt und durch Kehlbalken verbunden."

[12]) a. a. O. S. 5: „Leider vermag ich augenblicklich als tatsächliches Beispiel für die Stabilisierung von Holzsäulen durch Eingraben nur die Schweidnitzer Friedenskirche anzuführen, wo die vom Boden bis zum Dach reichenden 50 cm starken inneren Holzsäulen über 2 m tief eingegraben sind und auf Balkenkreuzen mit Fußbändern ruhen."

manche Stellen der Holzverbindungen, wo diese, z. B. bei Überblattungen, nicht ineinander passen. Die Einarbeitung der Sparrenfüße in die nachträglich eingebrachten Balken ist auch fast überall recht roh, mit viel zu großem Zapfenloch gemacht, wie dies Abb. 43 zeigt, und nicht so sauber wie die anderen Verbindungen.

An Beispielen, die annähernd dem in Abb. 40 u. 41 gegebenen Muster der Kirche in Langkafel entsprechen, sind die Kirchen von Zampelhagen, Parlin und Retztow anzuführen, sämtlich im Naugarder Kreise gelegen. Gewiß gibt es aber noch viele Kirchen mit ähnlichen Dachstühlen in der näheren und weiteren Umgebung. Dieselben sind nur wegen der oben geschilderten Schwierigkeiten des Zuganges nicht leicht aufzufinden und zu besichtigen.

Daß der offene Dachstuhl früher eine Eigentümlichkeit der nordischen Baukunst bei Kirchen und größeren Hallenbauten bildete, ist allgemein bekannt und findet sich von neuem in einer Abhandlung von Muthesius über englische Kirchenbauten in der Zeitschrift für Bauwesen 1899, S. 544 u. f. hervorgehoben. Die daselbst unter Abb. 44 gegebene Ansicht eines offenen Dachstuhles erinnert sehr an das Bild, wie es sich jetzt auf dem Dachboden in den hier besprochenen Kirchen zeigt, und weist zugleich nach, daß der ästhetische Eindruck eines solchen einfachen Dachstuhls ein recht befriedigender sein kann, was einem beim Betreten des Dachbodens der pommerschen Kirchen auch noch heute trotz der Einziehung der Balkenlage sofort auffällt.

Zu erwähnen ist noch, daß ein derartiger Hallenbau, wie er sich aus dem besprochenen Dachstuhle in seinen wesentlichsten Teilen wiederherstellen läßt, in keiner Weise etwas ausschließlich Kirchliches zeigt. Man wird daher wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Hallen der früheren Fürsten- und Herrensitze in dieser Gegend ein ähnliches Aussehen zeigten. Daß diese Ähnlichkeit zwischen Wohnhäusern und Kirchen in der Tat früher im Norden sehr groß gewesen sein muß, hebt Bickell[13]) ausdrücklich hervor, weil „König Olaf, als er den Bonden Raudr auf seinem Hofe besuchte, dessen neu erbautes Schlafhaus für eine Kirche halten konnte".

Aus welcher Zeit die besprochenen Dachstühle stammen, ist mit Gewißheit nicht zu bestimmen. Erwägt man aber, daß die jetzigen Untermauerungen der erwähnten Kirchen, soweit man nach den sehr einfachen Fenster- und Türformen überhaupt schließen kann, etwa der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert angehören, und daß früher zu den äußeren Hölzern gewiß, gerade so wie zu den jetzt noch erhaltenen inneren, Eichenholz verwandt war, so wird man die Mutmaßung aussprechen dürfen, daß die Dachstühle vielleicht schon den ältesten Kirchen der Gegend angehörten und aus der Zeit stammen, da der Bischof Otto v. Bamberg, der Apostel der Pommern, im Beginn des zwölften Jahrhunderts das Land zwischen Oder und Weichsel dem Christentum gewann. Gleichzeitig ergoß sich von West- und Mitteldeutschland her eine ungeheure Flut germanischer Einwanderer in dieses Land, das früher vor der Besitznahme durch die Slawen schon einmal germanisch gewesen war.[14]) Selbstredend mußten hierbei sowohl die alten

[13]) a. a. O. S. 4.

[14]) Vgl. eine Zusammenstellung der neueren Forschungen hierüber bei M. Wehrmann, die Germanen Pommerns in vorslawischer Zeit, Monatsblätter der Ges. für pommersche Gesch. und Altertumskunde 1897, Nr. 7. In früherer Zeit saßen in Hinterpommern die germanischen Rugier, von denen ein Teil sich nach Verlauf der Völkerwanderung an der oberen Donau bei Regensburg auf dem Gebiet der späteren

wie die neuen Ansiedlungen Kirchen erhalten, und daß diese recht einfach und nur von Holz hergestellt waren, ist gewiß anzunehmen. Es dürfte sich kaum eine massive Dorfkirche aus dieser Zeit, wie sie doch in den westlichen Gegenden vielfach zu finden sind, in Hinterpommern vorfinden.

Bei den oben erwähnten Beispielen wird man sich die Außenwände auf jeden Fall aus Stielen mit dazwischen gelegenen Riegeln und Rähmen darüber, also in Felderteilung, hergestellt zu denken haben, nicht als Blockholzwände. Erstere Herstellungsweise bezeichnet Bickell als echt germanisch, während die letztere auch slawisch sein kann.

Weitere bemerkenswerte Spuren altgermanischer Holzbauweise lassen sich auf der Pommern benachbarten, vom Weltverkehr gleichfalls abseits gelegenen Insel Bornholm auffinden. Bickell schließt aus der lex Bajuvariorum, daß man in der ältesten Holzbaukunst Oberdeutschlands weder Schwellen noch Deckenbalken, noch Streben kannte.[15])

Nun fehlen bei den einfachen ländlichen Bauausführungen auf Bornholm selbst heute noch die Schwellen, wie Einsender dieses sowohl an fertigen Häusern, wie an Neubauten, die in der Ausführung begriffen waren, feststellen konnte. Die Stiele (Abb. 44) werden auffallenderweise unmittelbar auf das Fundament gesetzt, das aus möglichst lagerhaften Kalkstein- oder Granitbruchsteinen ohne jeden Mörtel sorgfältig zusammengelegt und nur von außen mit Kalkmörtel gefugt wird. Die Häuser, bei welchen die Wandtache mit Lehmstaken ausgesetzt sind, zeigen ein Strohdach; in den Wänden und Dächern fehlen Kopfbänder und Streben gänzlich. Die Sparren klauen sich auf ein Rähm auf, die Außenwände der durchweg nur eine geringe Tiefe zeigenden Häuser werden zusammengehalten durch balkenartige Hölzer von stark rechteckigem Querschnitt (etwa 13 cm breit, 21 cm hoch), welche mit einem verkeilten Zapfen durch die Stiele der Außenwände hindurchgehen.

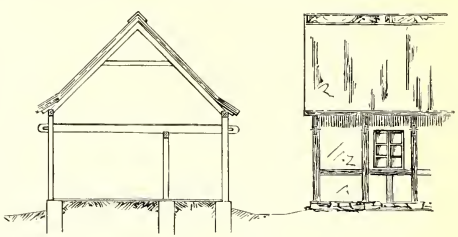


Abb. 44. Haus auf Bornholm.

Auf die beiden äußeren, in den Giebelwänden gelegenen Balken dieser Häuser paßt ausgezeichnet die Erklärung, welche Bickell nach der

---

Bajuvarier wiederfindet. Von vielen wird angenommen, daß ein Teil der ursprünglichen, germanischen Bevölkerung Pommerns sich auch während der Besitznahme durch die Slawen im Lande erhalten habe, weil nur so die ungemein schnelle und gründliche Germanisierung Pommerns im 12. Jahrhundert zu erklären ist.

[15]) Bickell a. a. O.: „Weitere wesentliche Teile kennt die lex Bajuvariorum nicht, weder Schwellen noch Deckenbalken, noch Streben . . . Ich vermag in der Nichterwähnung der genannten Bauteile keinen bloßen Zufall zu sehen. Was zunächst die Schwellen betrifft, so spricht schon die Übertragung des Wortes von dem Erdaufwurf, auf welchem (im Norden nachweisbar) das Haus stand, welli, auf einen anderen Bauteil für dessen spätere Einführung. Erst im 13. Jahrhundert finden wir Schwellbalken erwähnt. Noch 1427 mußte eine Ulmer Bauordnung die Verwendung von Schwellen ausdrücklich gebieten."

lex Bajuvariorum von besonderen Hölzern, spangae genannt, gibt. „Danach (nach der lex Bajuvariorum) bestand das Haus aus einem ordo columnarum, einer Säulenwand mit stärkeren Ecksäulen (winchilsûl), oben zusammengehalten von spangae, tit. 9 c. 7, exteriores vero trabes quas spangas vocamus, eo quod ordinem continent parietum.“ Die Bornholmer Häuser sind heute schon recht klein. Bei den meisten Gehöften gibt es jetzt noch für die verschiedenen landwirtschaftlichen Zwecke je ein besonderes Gebäude, welche zusammen die ununterbrochene Umschließung eines viereckigen Hofes bilden. Man wird nun nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß in früheren Zeiten die Trennung der Gebäude nach ihren Zwecken noch weiter durchgeführt war, so daß sich früher noch kleinere Häuser ergaben.[16]) Bei diesen ist ferner anzunehmen, daß ursprünglich die Dachdeckung zugleich den Abschluß der Räume nach obenhin bildete.[17]) Dann werden bei kleinen Häusern die zusammenhaltenden spangae also nur in den Außenwänden notwendig, und es erklärt sich hieraus, warum von Balken in der lex Bajuvariorum überhaupt nicht die Rede ist. Selbst in den heutigen Bornholmer Häusern machen die balkenartigen Hölzer noch den Eindruck, als ob sie nicht unbedingt zum Hause gehörten. In Ställen fehlen diese Hölzer häufiger fast gänzlich, in Wohnhäusern liegen sie in derartigen Entfernungen und tragen einen so schwankenden Bretterfußboden, daß das Dachgeschoß für Wohn- und mancherlei andere Zwecke kaum nutzbar ist. Es deutet dies darauf hin, daß bei der ursprünglichen Anlage Balkenlagen überhaupt nicht vorhanden waren.

Die einfachen Bauten von Bornholm (im frühen Mittelalter Burgundarholm genannt) dürften daher ein Beispiel eines Zweiges altgermanischer Bauart ohne Schwellen, Streben und eigentliche Deckenbalken geben, wie es in Deutschland kaum mehr zu finden ist.

Sie bilden mit den hinterpommerschen Holzbauten zusammen bemerkenswerte Belege für die Richtigkeit der Betrachtungen, welche der oben mehrfach genannte Gelehrte, im wesentlichen aus literarischen Quellen schöpfend, in der kurzen, aber inhaltreichen Einleitung seines Werkes über hessische Holzbauten niedergelegt hat. Auffallenderweise wird durch die hier gegebenen Beispiele gerade die alte Holzbauweise des Südens Deutschlands mit derjenigen an den Küsten des Baltischen Meeres in Zusammenhang gebracht. Es mag jedoch diese Bemerkung hier genügen. Irgend ein weiteres Eingehen auf die verschiedenen möglichen Gründe dieses Zusammenhanges erscheint an dieser Stelle ausgeschlossen. F. Prieß. 1900.

Der Cordulaschrein in Kammin, Zeit und Ort seiner Entstehung.

Der sogenannte Cordulaschrein, der im Domschatze zu Kammin in Pommern aufbewahrt wird, findet sich zwar im Schrifttum bereits mehrfach anerkennend erwähnt, aber die betreffenden Veröffentlichungen sind nur von Ansichten begleitet, die die Einzelformen dieses kostbaren Stückes nicht ausreichend klar wiedergeben. Es mag darum der Versuch gerechtfertigt erscheinen, diese Lücke hier auszufüllen.

[16]) Der norwegische Professor Dietrichson teilt über die altnordischen Holzbauten mit (nach Zentralbl. d. Bauverw. 1893, S. 419): „Charakteristisch ist, daß jeder Raum ein Haus für sich bildet, daher noch heute in der norwegischen Volkssprache der Name für Stube und Haus gleich lautet“.

[17]) L. Böttger führt a. a. O. S. 32 über nordische Bauten aus: „Ursprünglich bildeten Dachstuhl und Dach die Decken der Kirchen wie der Wohngebäude“.

Der Schrein (Abb. 47—53) bildet ein wertvolles Denkmal altnordischer Kunst. Er besteht aus Platten einer knochen- oder beinähnlichen

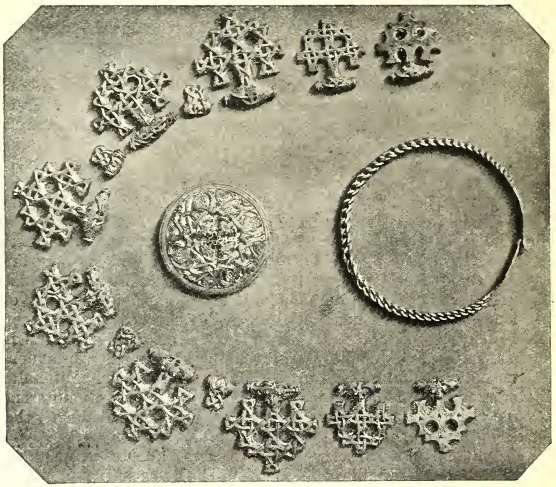


Abb. 45.

Abb. 46. Vergrößertes Mittelstück von Abb. 45.

Abb. 45 u. 46. Das goldene Brustgehänge von Hiddensöe bei Rügen, jetzt im Provinzial-Museum in Stralsund.

Masse, von der bis dahin noch nicht genau festgestellt ist, welchem Tiere sie entstammt. Für echtes Elfenbein besitzt sie ein zu grobes Gefüge. Sie

besteht vielleicht aus sogenanntem sibirischen, vom Mammut entnommenen Elfenbein, vielleicht entstammt sie aber auch den Schaufeln eines Elches oder den Zähnen eines Walrosses. Diese Platten werden von einem Rahmenwerk von vergoldeter Bronze zusammengehalten, bei welchem auf die Verbindungsstellen ausgezeichnet stilisierte Tierköpfe gelegt sind. Die Köpfe am äußeren Rande sollen wohl teils Adler-, teils Birk- und Auerhahnköpfe darstellen, während an einer stärkeren Rippe, die sich wie ein Rückgrat über die Mitte des Kastens legt, die Querbügel anscheinend in Wolfsköpfe

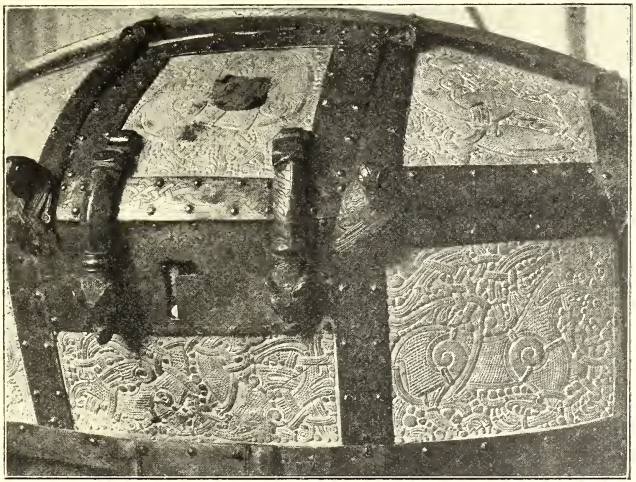


Abb. 47. Der Cordulaschrein im Dom zu Kammin. Teil der Längsansicht.

auslaufen und ebensolche Köpfe mit weit aufgesperrtem Rachen an den Enden des Kastens angebracht sind, wo sie als passende Handhaben zum Anfassen dienen. Die ganz eigenartige Form des Kastens und seine Zusammenfügung aus einzelnen meistenteils gradlinig abgeschlossenen Platten erinnert noch am meisten an die Form und die Zusammensetzung eines Schildkröten-Panzers. Die Tierköpfe, von denen die Vogelköpfe auf einigen untergelegten Federn in derselben Weise befestigt erscheinen, wie man noch heutzutage die Köpfe von Auer- und Birkwild unter Zuhilfenahme einiger Flügel- und Schwanzfedern als Jagdtrophäen aufhängt, sind teils für sich allein, teils wie die eben erwähnten Wolfsköpfe an den Enden des Kastens mit dem Rahmenwerk desselben zusammengegossen und derartig fein nachziseliert und in gekörnter (granulierter) Arbeit ausgeführt, daß selbst die in großem Maßstab gehaltenen Abbildungen die Feinheiten kaum in vollem Maße wiedergeben können.

Die Seiten des oben als Rückgrat bezeichneten Mittelbügels zeigen in einpunktierter und darauf nachgezogener Arbeit ein besonderes, dieser Rippe durchaus angemessenes Linienornament (Abb. 53), zu dem das Motiv von den Wirbeln eines Rückgrates entnommen zu sein scheint. Die übrigen Bügel weisen dagegen bandartige Linienführungen in den verschiedensten Mustern auf; bald zeigt sich eine einfache Bandverschlingung, bald ein Rankenzug, der an hellenische Vorbilder erinnert, bald ein kunstvoll durchflochtenes Muster von Ästen und Zweigen nach Art eines Flechtzaunes (Abb. 49 bis 51). Das Schlüsselloch wird von zwei eingravierten hahnartigen Tieren bewacht, die aber derartig durch Stilisierung umgebildet sind, daß nur noch die Köpfe und Füße an das ursprüngliche Vorbild erinnern, während der übrige Körper in freie Voluten und Linienführungen aufgelöst ist (Abb. 47). Ebenso sind die Tierfiguren, welche auf den Beinplatten dargestellt sind, bei ihrer Übertragung in ein strenges Flachornament derartig stilisiert worden, daß es bei manchen Platten schwer hält, die Tierfiguren in denselben zu erkennen und zu verfolgen. An den Stellen, wo Gelenke sitzen,

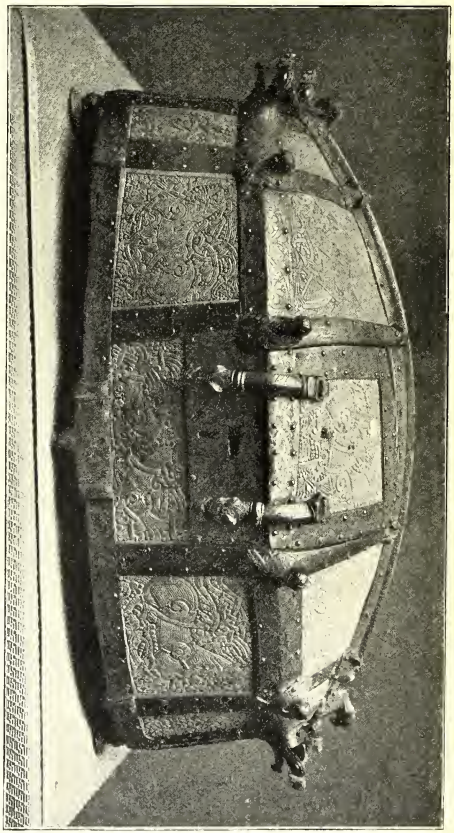


Abb. 48. Längsansicht des Cordialschreins.

finden sich straff gezeichnete Voluten aufgelegt, die ja in ähnlicher Zeichnung in der nordischen Metalltechnik besonders an Arm- und Beinringen ein vielgebrauchtes Schmuckmotiv bilden. Haare, Schwänze, Ohren und Bärte der Tiere gehen vielfach in rein ornamentale, von konzentrisch gekrümmten Streifen begleitete Rankenzüge über, bei denen der schmale, zwischen den einzelnen Streifen verbleibende Grund durch flache Perlenreihen ausgefüllt ist, während die Tierleiber selbst durch breite Linienführungen umrahmt sind und dazwischen ein durch eingeritzte Schraffierung entstandenes feineres Schuppenmuster zeigen. Wenn es schwer fällt, beim ersten Anblick auf den einzelnen Platten die dargestellten Gegenstände zu erkennen, so reizt gerade dies wieder zu eingehender Betrachtung, Auflösung und Enträtselung des Dargestellten hintereinander. Vorzugsweise scheinen Meerestiere auf den Platten aufzutreten. Auf der dem Schlosse gegenüberliegenden Kastenseite verbeißen sich zwei aal- oder walartige Fische ineinander, auf anderen Platten zeigen sich greifen- und pferdeartige Tiere, welche aber Schwimmfüße und lange Schnurrbärte zeigen, wohl nach dem Vorbild von Seehunden. Man möchte diese Tiere als nordische Hippokampen oder als Wellenrosse und Meeresdrachen bezeichnen, welch beiden letzteren Benennungen ja die nordischen Seefahrer ihren Schiffen zuteil werden ließen. Die Köpfe der pferdeartigen Tiere sind immer in der Vorderansicht dargestellt, und derartige Köpfe glotzen auch aus den durch einen bogenförmigen oberen Abschluß ausgezeichneten beiden Endfeldern des Kastens (Abb. 52). Der Kasten, dessen Boden durch eine anscheinend später eingebrachte Holzbohle gebildet wird, ist am Boden

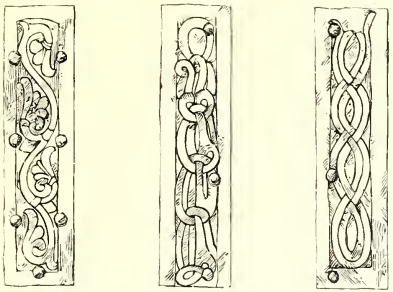


Abb. 49. Seitenstreifen.

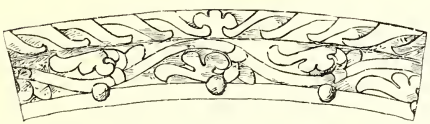


Abb. 50. Mittelrippe halb.

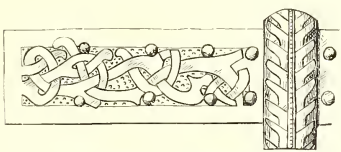


Abb. 51. Stück des vorderen Randstreifens.

Abb. 49—51. Metallverzierungen vom Cordulaschrein im Dom zu Kammin.

gemessen 56 cm lang und 35 cm breit und enthält jetzt die Reste eines menschlichen Gebeines, welches als dasjenige der heiligen Cordula bezeichnet wird. Da aber keinerlei Kreuze oder sonstige christliche Symbole an dem Kasten angebracht sind, so wird von allen, die bis jetzt über den Kasten geschrieben haben, gewiß mit Recht angenommen, daß er ursprünglich nicht für diesen Zweck, sondern eher als Behälter zur Aufnahme der Kostbarkeiten irgend eines nordischen Seekönigs hergestellt sei.

Kugler, der als einer der ersten diesen Schrein beschreibt,[18]) ist der Ansicht, daß er trotz seines hochaltertümlichen Aussehens doch wohl

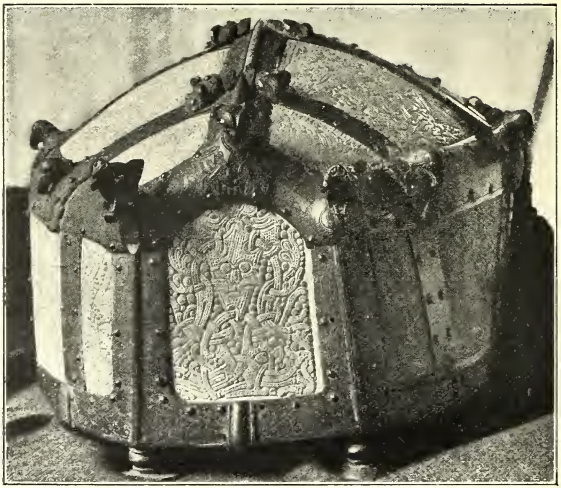


Abb. 52. Stirnansicht des Cordulaschreins.

erst in das 12. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sei, welche Ansicht er aber in keiner Weise begründet. Auf jeden Fall zeigt dieses Kunstwerk straffere, herbere und strenger stilisierte Formen, als sie sich in dem reichen Schnitzwerk an den Portalen der nordischen, dem 11. und 12. Jahrhundert entstammenden Plankenkirchen zeigen, von denen der norwegische Gelehrte Dietrichson eine große Anzahl veröffentlicht hat.[19]) Neuere Forscher setzen den Schrein daher wohl mit Recht etwas früher an, nämlich in das Ende des ersten Jahrtausends n. Chr., wie z. B. Stephani[20]) und Schumann[21]), der

[18]) Baltische Studien, herausgeg. v. d. Ges. f. Pommersche Gesch. und Altertumskunde, Jahrg. VII, Heft 2, S. 150.

[19]) Vergl. Dietrichson und Munthe, Die Holzbaukunst Norwegens. Berlin 1893.

[20]) Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Leipzig 1902. S. 385.

[21]) Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit in „Baltische Studien" Jahrg. 46. Stettin 1896.

seine Entstehung etwa im 10. Jahrhundert annimmt. In dieser Zeit saßen in Pommern und den benachbarten an der Ostsee gelegenen Ländern die Slawen, oder wie sie in jenen Zeiten noch allgemein genannt wurden, die Wenden, welche in diese Gegenden eingezogen waren, nachdem sie von ihren ursprünglichen Bewohnern, den Rugiern und anderen germanischen Völkerschaften im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. ganz oder wenigstens größtenteils geräumt worden waren. Trotzdem wird das hier beschriebene Kunstwerk mit seiner eigenartigen Erfindung und seiner meisterhaften Metalltechnik den Wenden nicht zuzuschreiben sein, denn Schumann, ein genauer Kenner der Kunstleistungen der ehemals in Pommern ansässigen Völker, gibt das folgende, in wörtlichem Auszuge wiedergegebene absprechende Urteil über die Kunst-

Abb. 53. Ansicht des Cordulaschreins von oben.

fertigkeit dieses Volkes ab: „Was den Schmuck der Wenden betrifft“, schreibt Schumann[22]), „so ist aus den Hacksilber-, Grab- und Einzelfunden genügend viel erhalten, um uns einen Begriff von demselben zu geben. Im ganzen ist derselbe gegenüber dem der älteren Perioden einfach zu nennen. Waffen, die unzweifelhaft wendischen Ursprungs wären, sind aus Pommern nicht bekannt, ihre Eisenwaffen scheinen sie vielfach von ihren deutschen Nachbarn bezogen zu haben. Auch die auf uns gekommenen Steinbilder wendischer Götzen zeigen einen ganz tiefen Stand der darstellenden Kunst. Die Gefäßbildnerei, eintörmig, schablonenhaft in der Form, ohne jede Abwechslung, sticht gewaltig ab gegenüber den zuweilen geradezu künstlerischen Formen früherer Perioden. Daß eine nennenswerte Metallindustrie im Lande bestanden habe, wird nirgends bemerkt. Fügen wir noch hinzu, daß man

[22]) a. a. O. S. 187 u. f.

ungemein häufig die Benutzung von Knochen- und Steingeräten findet, so wird man zugeben müssen, daß die wendische Kultur eine außerordentlich armselige und tiefstehende gewesen ist, die gegenüber der Kultur früherer Perioden gewaltig zurücksteht.“ Ganz anders verhält es sich mit der Kultur der Germanen in diesen Gegenden. Schon in früher Zeit, der älteren Eisenzeit, welche für diesen Landstrich etwa von 500 v. Chr. bis 500 n. Chr. angesetzt werden kann, und als nachweislich Germanen hier saßen, finden wir eine hochentwickelte Metalltechnik gerade an den Küsten des westlichen Teiles der Ostsee, und die Museen in Stettin, Stralsund, Kiel und Kopenhagen weisen reiche Schätze kunstvoller germanischer Metallarbeiten aus dieser und späterer Zeit auf. In Kiel befindet sich unter anderem ein schönes Pferdegeschirr (Kummet) von Bronze, welches in seiner Verzierung mit Tierköpfen und in den Einzelformen sehr an den Cordulaschrein erinnert. Auf einem reichgeschmückten über sechs Pfund schweren goldenen Horn, das sich früher in der Kopenhagener Kunstkammer befand, jetzt aber gestohlen ist, hatte sich in Runenschrift der Künstler, der Holtingar (Holting, Holsteiner) Hlewagastir genannt.

Auch der Ostgotenkönig Theoderich der Große erhielt schon von den Königen der germanischen Warner, deren früherer Sitz an der heutigen Warnow in Mecklenburg von der Trave bis zur Peene angenommen wird, nach einem noch von ihm erhaltenen Dankesschreiben[23]) ausgezeichnet geschmiedete Langschwerter zum Geschenk, die selbst durch die Schutzwaffen, also Helme, Schilde und Panzer oder Brünnen, hindurch hieben (spathas etiam arma desecantes). Sie waren so blank poliert, daß man sich darin spiegeln konnte (splendet illic claritas expolita, ut intuentium facies fideli puritate restituant), spielten in verschiedenen Farben (variis coloribus) wieder und waren durch schöne Längsfurchen ausgehöhlt (pulchris alveis excavata). Offenbar waren sie in damaszierter Arbeit von Eisendrähten oder Fäden (linis) hergestellt, und wir würden das Muster vielleicht als Band- oder Rosendamast bezeichnen, da Theoderich sagt, daß die Klingen sich von kleinen Würmern zu kräuseln schienen (videntur crispari vermiculis). Theoderich sagt in dem zwischen 523 und 526 verfaßten Briefe, daß das Land der Warner in solchen Werken einen vorzüglichen oder gar den alleinigen Ruf (hujus rei opinionem singularem) besitze und führt auch an, daß der helleuchtende Sand (splendidissimus pulvis patriae vestrae natura largiente), ein Geschenk des Vaterlandes der Warner, also wohl der feine weiße Ostseesand, ein wesentliches Erfordernis zum Schleifen und Polieren derartiger Waffen bilde.

Es wird daher nach dem obigen vollständig gerechtfertigt erscheinen, wenn man allgemein die kostbaren Metallarbeiten, die ab und zu an den Küsten der Ostsee im Wasser oder auf dem Lande gefunden werden, nicht Wenden, sondern Germanen und besonders den während der Wendenzeit an den Küsten Pommerns vielfach ansässigen Wikingern zuschreibt, die sich aus Kriegern verschiedener germanischer Völkerschaften der Küstenländer zusammensetzten. So bezeichnet Schumann drei in der Oder und Peene ausgebaggerte Langschwerter von ausgezeichneter Arbeit[24]), die sich jetzt im Stettiner Museum befinden, als Wikingerschwerter. „Die Schwerter sind von Eisen, vorzüglich damasziert, zweischneidig“. Sie sind am Knauf und

[23]) Cassiodori Sen. Variae ed. Mommsen in. Mon. Germ. V 1. Die Stelle erscheint im einzelnen etwas entstellt, sodaß sie hier nur auszugsweise wiedergegeben ist.

[24]) Abgebildet bei Schumann a. a. O. Taf. 5.

an der Parierstange mit goldenen Einlagen versehen (tauschiert), die Klingen zeigen Längsfurchen, und es entsprechen daher diese Langschwerter durchaus den von den Warnern dem Könige Theoderich zum Geschenk gemachten.

Ausgezeichnet ist auch das berühmte goldene Brustgehänge von Hiddensoie bei Rügen, jetzt im Stralsunder Museum befindlich, dessen einzelne Stücke in gekörnter (granulierter) Arbeit hergestellt und mit Schmuckformen, die verschlungene Taue darstellen, reich verziert sind (vergl. Abb. 45 u. 46). Die Ornamente laufen mehrfach „in stilisierte Tierfiguren aus, wie dies der nordische Stil des zehnten Jahrhunderts häufig zeigt". In dieselbe Zeit setzt Schumann auch den Reliquienkasten der heiligen Cordula in Kammin und ist gleichfalls der Ansicht, daß er ursprünglich in heidnischer Zeit zur Aufnahme irgendwelcher Schätze gedient habe und erst später seiner Schönheit willen zum Reliquienschrein einer christlichen Heiligen gemacht worden sei.

In der Nähe von Kammin, das an der früher wohl tiefsten und daher vielbefahrenen östlichsten Odermündung, der Dievenow, liegt, befand sich nun ehemals zwei Meilen weiter stromaufwärts an der Stelle des heutigen Wollin eine reiche Handelsniederlassung, anfangs Jome oder Jumne genannt, welche die Wikinger wohl früh zur Plünderung und Brandschatzung und schließlich zur Einnahme reizte, denn wir finden im 10. und 11. Jahrhundert an dieser Stelle auch eine Wikingerburg, Jomsburg genannt, von welcher Schumann, der erhaltenen Jomsvikingasaga und anderen Quellen folgend, berichtet[25]): „Im Wendenland an der Stelle der heutigen Stadt Wollin hatte der Dänenprinz Harald Blauzahn, der Sohn Gorms, eine Wikingerburg gegründet, die Jomsburg genannt. Von hier aus hatte Haralds Sohn Svein den Vater bekämpft und sich des väterlichen Thrones von Dänemark bemächtigt. Abenteuerliche Fürstensöhne aus Dänemark, Schweden und Norwegen waren später die Führer in der Burg, von der aus sie mit Hunderten von Schiffen Raubzüge nach Dänemark, Schweden, Norwegen, ja bis England unternahmen." Nachdem die Wikinger von hier aus hundert Jahre lang die Küsten der Ost- und Nordsee gebrandschatzt hatten, wurde die Jomsburg im Jahre 1043 von Magnus dem Guten von Dänemark zerstört, aber es erhob sich an derselben Stelle zu neuer Blüte wieder eine Stadt, jetzt Julin genannt, deren Glanz und Pracht die alten Chronisten wie Adam von Bremen, Helmold und die Lebensbeschreiber Ottos von Bamberg nicht genug zu rühmen wissen. Griechen, Wenden, Sachsen und andere Völkerschaften verkehrten auf dem vielbesuchten Markte der reichen Stadt. Als der Pommernapostel Otto von Bamberg dann in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts das Land bekehrte, wollte Julin den Christenglauben lange nicht annehmen, aber ein Jahr nach seinem Tode († 1139) wurde doch ein Bistum in Julin gestiftet, welches, nachdem 1184 auch diese Stadt zerstört worden war, im Jahre 1188 nach Kammin verlegt wurde.

Für die Geschichte des jetzt im Kamminer Domschatze befindlichen Cordulaschreins dürfte es sich daher als die einfachste und nächstliegende Annahme ergeben, daß der Kasten von der Hand eines Wikingers der benachbarten Jomsburg geschaffen ist, daß er nach der Zerstörung dieser Burg in der reichen Stadt Julin aufbewahrt und dann bei der Verlegung des Bistums von Julin nach Kammin in die letztere Stadt mitgenommen wurde. Wenn der Cordulaschrein aus der Hand eines Wikings stammt, so

[25]) Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit, in „Baltische Studien" S. 187 u. f., Jahrg. 46. Stettin 1896.

sind die hellenischen Elemente in seiner Verzierung auch wohl zu erklären, war doch der Weg von der Ostsee bis zum Mittelmeer den Wikingern ein wohlbekannter. Nach Haag nahmen die Völker um die Ostsee vor 800 bis 1000 Jahren[26]) lange Zeit hindurch etwa den Weg, auf welchem jetzt in Rußland ein neuer Kanal zur Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen Meere geplant wird, d. h. sie fuhren von der Ostsee die Dwina aufwärts, deren Quellen ganz nahe bei denen des Dniepr liegen, schafften ihre kleinen und gewiß für diesen Zweck besonders gebauten Schiffe[27]) ein kurzes Stück über Land und fuhren dann den letzteren Fluß abwärts über Kiew ins Schwarze Meer (Swarta Haf), hier weiter bis zum Sävidarsund (Bosporus) und bis nach Mikklegard (große Stadt, Konstantinopel). Bald kommen die Wikinger, hier auch Waräger genannt, in friedlicher Absicht, um Kriegsdienste am Hofe von Byzanz zu nehmen, bald aber auch in großer Anzahl mit kriegerischen Absichten, so im Jahre 866, als sie Kiew eroberten und Konstantinopel belagerten. Ein zweiter und zwar der gewöhnlichere Verkehrsweg ging indessen schon von alters her die Oder aufwärts und dann die March abwärts über Carnuntum an der Donau ins römische Reich. Zeugnisse der vielen ehemaligen Beziehungen zwischen dem Mittelmeer und der Ostsee sind jetzt noch die reichen Funde von Münzen römischer und byzantinischer Kaiser, die an der Ostsee, vorzugsweise in schwedischen Gräbern gemacht werden, dann besonders geformte oder verzierte, nicht an Ort und Stelle gefertigte vorgeschichtliche Waffen, deren Ursprung in Ungarn und den Mittelmeerländern gesucht wird, schließlich auch reich emaillierte Metallarbeiten christlicher, byzantinischer Kunst (Leuchter, Kruzifixe usw.), die neben dem hier besprochenen Cordulaschrein im Domschatze von Kammin aufbewahrt werden. Über Julin ging vielleicht auch ganz oder teilweise der Handel zwischen Norwegen und Arabien, von dem v. Minutoli[28]) berichtet, daß den Arabern Skandinavien (terra Almagus) wohl bekannt war und daß sie ihre „Industrieerzeugnisse", welche im Norden hochgeschätzt wurden, sehr wohl den Wünschen der nordischen Völker anzupassen wußten. Auf dem Silberberge in Wollin, auf der Stelle des alten Julin, hat man vielfach arabische Silbermünzen, sogenannte „Dirhems", ausgegraben, und führt dieser Berg seinen Namen daher. Auf jeden Fall wird man sagen müssen, daß der Künstler des Cordulaschreines, wenn er auch etliche antike Elemente in sich aufgenommen hat, diese doch ausgezeichnet und zum Stile des ganzen passend in sich verarbeitet hat[29]). Bei einem seefahrenden Wiking ist auch die reiche Erfindung und sorgfältige Ausführung der Platten des besprochenen Kastens am leichtesten zu erklären. Als ich vor einigen Jahren auf der Nordseeinsel Sylt die schönen Kerbschnitzarbeiten eines Sammlers ansah, die eine reiche Erfindungsgabe verrieten, teilte er mir

[26]) Baltische Studien, Jahrgang 28. Stettin 1878.

[27]) Das im Nydam-Moore in Schleswig-Holstein gefundene, jetzt im Kieler Museum befindliche sehr interessante große Wikinger Boot „läuft an beiden Steven gleichmäßig spitz zu, so daß es ohne zu wenden vorwärts und rückwärts gehen konnte, und war daher trotz seiner Länge nicht nur auf offener See, sondern auch in schmalen Gewässern brauchbar. Das Steuerruder hing seitwärts. Die Kielplanke ist sehr flach, damit das Boot leicht ans Land zu ziehen war." (Führer durch das schleswig-holsteinische Museum vaterländischer Altertümer in Kiel. Kiel 1895.)

[28]) Der Dom zu Drontheim. Berlin 1853, S. 8.

[29]) Ebenso sind an einem anderen Denkmal nordischer Kunst, dem Dome zu Drontheim, in eine echt gotische Architektur rein antike Schmuckformen, das bekannte Ornament der überschlagenden Welle, auch laufender Hund genannt, aufgenommen worden, ohne die Einheitlichkeit des Ganzen zu stören. (Vergl. v. Minutoli a. a. O. Tafel VIII, Fig. 1.)

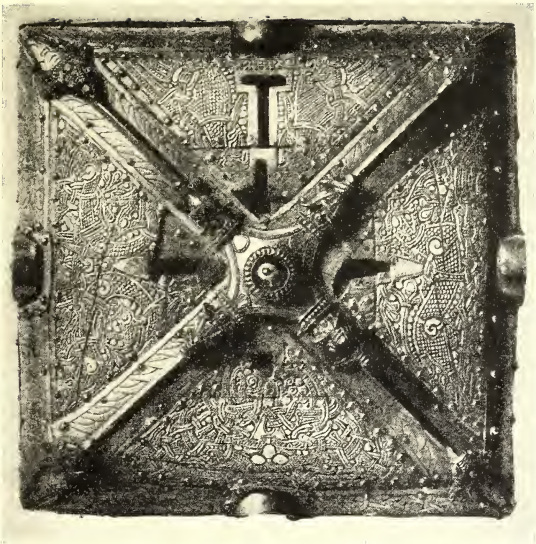


Abb. 54.

Abb. 55.

Abb. 53 u. 54. Sog. „Schmuckkästchen der h. Kunigunde".
Ursprünglich im Dom in Bamberg, jetzt im Bayrischen Nationalmuseum.
Obere u. vordere Ansicht.

mit, daß zu den Zeiten, als die Segelschiffahrt noch blühte, die Matrosen derartige Arbeiten auf ihren langen Seefahrten musterhaft ausgeführt hätten, woran jetzt nach dem Vorwiegen des Schiffahrtsbetriebes durch Dampfer nicht mehr zu denken sei.

Wenn nun Minutoli, der auch den Cordulaschrein bespricht, annehmen zu müssen glaubt, daß dieser Kasten ein normannisches Kunstwerk sei und bei der Zerstörung Drontheims aus dem Domschatze daselbst geraubt worden wäre, so ist für diese Annahme keinerlei Grund vorhanden. Da Werkstätten für Bronze-Guß und -Bearbeitung von den ältesten Zeiten her in Pommern nachgewiesen sind, wird es keinerlei Bedenken haben, eine Entstehung des besprochenen Kunstwerkes in unmittelbarer Nähe seines jetzigen Aufbewahrungsortes im Gebiete der Odermündung anzunehmen.

Auffallend ist es nun, daß zu diesem ganz eigenartigen Kunstwerke des Cordulakastens noch ein Gegenstück vorhanden ist. Stephani, der auch den Cordulaschrein abbildet und kurz beschreibt, sagt von diesem[39]): „Ein dem Cordulakasten sehr ähnliches Stück befindet sich im bayerischen Nationalmuseum. Es stammt aus Bamberg und galt dort für das Schmuckkästchen der heiligen Kunigunde. Ob der Behälter wirklich im Besitze dieser legendenumwobenen Fürstin gewesen ist, läßt sich freilich nicht im geringsten nachweisen. Wohl aber läßt sich behaupten, daß dieser Kasten mit dem aus Kammin denselben Ursprung hat." Es ist dieser Behauptung nur durchaus beizustimmen. Das viereckige 25/25 cm große Bamberger Kästchen (Abb. 54 u. 55) ist in derselben Weise wie der Kamminer Kasten aus einem Rahmenwerk von Bronze, welches mit Tierköpfchen belegt und vergoldet ist, zusammengesetzt. Der an die Antike anklingende Rankenzug, das verflochtene Zweigwerk und das Rückgrat-Muster finden sich hier gleichfalls an dem Rahmenwerk eingepunktiert genau wieder vor. Ebenso ist die Stilisierung der Tiere auf den Platten, wenn auch andere Tiere, anscheinend Drachen, Hunde und Vögel, dargestellt sind, mit den aufgelegten Voluten, dem Rankenflechtwerk, der Schraffierung und Umrahmung der Tierleiber sowie der Perlung des Untergrundes dieselbe wie bei dem Kamminer Kunstwerk. Bei der oben geschilderten Verbindung, welche zwischen Bamberg und Pommern durch den Bischof Otto von Bamberg hergestellt wird, ist wohl der Weg nicht schwer zu erraten, auf welchem das jetzt im bayerischen Nationalmuseum aufbewahrte Kunstwerk nordischen Stiles von den Küsten der Ostsee nach Bamberg gelangt ist.

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden besprochenen eigenartigen Werken ist eine so große, daß man sich versucht fühlen möchte, nicht nur denselben Ursprungsort, sondern sogar denselben Künstler für beide Werke in ihrer eigenartigen Erfindung und Ausschmückung anzunehmen. Der Umstand, daß beide Behälter mit dem Namen christlicher Heiligen verbunden worden sind, ist wohl der Grund dafür, daß sie uns in so ausgezeichneter Erhaltung überliefert sind.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die meisten neueren Schriftsteller, welche die vielumstrittene Vinetafrage wirklich wissenschaftlich behandelt haben, zu dem Ergebnis gekommen sind, daß der reiche zweimal zerstörte Handelsplatz an der Ostseeküste Jome oder Julin den Anlaß gegeben habe zu der alten pommerschen, bereits im 16. Jahrhundert vielfach behandelten Sage von dem märchenhaften Vineta. Zunächst scheint diese Behauptung von neueren Schriftstellern im Jahre 1846 in einer mir

[39]) a. a. O. S. 385.

nicht zur Verfügung stehenden Schrift von Schafarik[31]) aufgestellt und näher bewiesen zu sein, dann aber sind viele andere, so auch Stubenrauch[32]), der im Jahre 1897 im Auftrage der Gesellschaft für Pommersche Geschichte die Frage nochmals von neuem unter Zuhilfenahme sowohl aller literarischen Hilfsquellen als auch örtlicher Ausgrabungen prüfte, zu dem gleichen Ergebnisse gelangt[33]): „Wollin, Julin, Vineta ist identisch." Stubenrauch hat am Silberberge in Wollin mancherlei kleinere Bruchstücke von verzierten Metallarbeiten, von denen einige an den Hiddensoer Goldschmuck erinnern, ausgegraben und glaubt in einem Gelände zwischen der Stadt Wollin und dem Silberberge „eine in frühgeschichtlicher und späterer Zeit versumpfte und trocken gewordene Einbuchtung des Dievenow-Flusses, die durchaus geeignet war, sowohl für einen Kriegshafen wie für einen Handelshafen der Wikinger Zeit" gefunden zu haben. Die sehr spät erst aufgetauchte Ansicht, daß Vineta an der Küste der Insel Usedom am Streckelberge gelegen habe, ist dagegen nach der Vornahme verschiedener gründlicher Untersuchungen in der neueren Zeit als haltlos wieder aufgegeben worden[34]). Wenn manche Neuern dann aber auch die Ansicht vertreten, daß die Jomsburg früher auch einmal Jumneta geheißen habe, und daß nur „durch eine falsche Lesung oder einen Schreibfehler des Wortes Jumneta der Name Vineta entstanden sei, so erscheint mir diese Ableitung doch zu gesucht und die Ansicht älterer Schriftsteller eher gerechtfertigt, wonach der Name der alten Stadt im Wendenlande von dem Namen des Volkes der Wenden selbst abzuleiten ist, die schon bei Tacitus Veneti, bei Ptolemäus *Οὐενέδαι* heißen. Vineta würde dann nur als Beinamen die alte Stadt als Veneta, die Wendische, bezeichnen, wie schon in einer mecklenburgischen Chronik (1378) von „Wyneta der Stadt der Winthen" gesungen wird[35]):

„als Wyneta wart verstört,
ich hans gelesen und gehört
das sy widder buwete sus
mechtig der Keyser Julius,
und nante sy do Julyn.
nu nennet man sy Wollyn."

Wenn nun aber die oben als die einfachste und natürlichste entwickelte Annahme richtig ist, daß die beiden besprochenen Kunstwerke nicht aus Drontheim oder sonst fernher, sondern aus der benachbarten Jomsburg und Julin stammen, und wenn ferner Julin mit Vineta gleichbedeutend ist, dann ist man gezwungen weiter zu schließen, daß man in diesen beiden Schmuckkästen — vielleicht abgesehen von den Resten einiger Bohlwerke und einzelnen Münzen sowie Bruchstücken von Metall oder Ton, die bei Ausgrabungen gefunden sind — noch die voraussichtlich einzigen Reste aus dem sagenhaften Vineta vor sich hat. Sieht man sich die beiden Schmuckstücke in ihrer reichen ganz fremdartigen und hochaltertümlichen Ornamentik an, so glaube ich, wird man dem Gedanken einer Verknüpfung dieser Kunstwerke mit der reichen, märchenhaften und sagenberühmten Ost-

[31]) Schafarik, Name und Lage der Stadt Wineta, auch Jumin, Julin, Jomsburg. Leipzig 1846. Sonderabdruck aus den slawischen Jahrbüchern.

[32]) Untersuchungen auf den Inseln Usedom und Wollin im Anschluß an die Winetafrage. Baltische Studien 1898. S. 65 u. f.

[33]) a. a. O. S. 123.

[34]) Ebenda S. 69.

[35]) Ebenda S. 68.

seestadt wohl Raum geben dürfen in einer Angelegenheit, bei welcher eine völlig lückenlose und durchaus zwingende Beweisführung doch überhaupt nicht möglich erscheint.

Magdeburg 1902. F. Prieß.

Das Flensburger Kunstgewerbe-Museum.

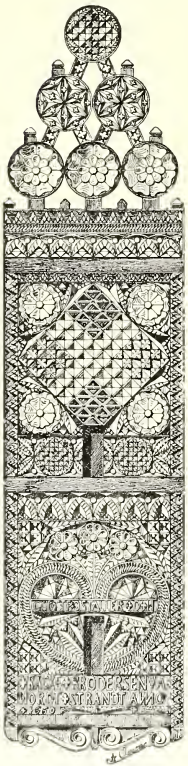


Abb. 56. Mangelholz. 1660.

Die Grenzlande zwischen Deutschland und Dänemark, die heutige Provinz Schleswig-Holstein, haben in früherer Zeit, im Mittelalter und vor dem 30jährigen Kriege, an der hohen Blüte deutscher Kunst mit teilgenommen, und es sind weniger großartige Architekturwerke, sondern die inneren Einrichtungen der Kirchen und Schlösser, der Bürger- und Bauernhäuser, welche von diesem Kunstleben Zeugnis ablegen. Die Reste dieser Kunst sind besonders noch deshalb von großem Werte, weil auf der cimbrischen Halbinsel von alters her germanische Völker ihren Wohnsitz hatten und daher anzunehmen ist, daß die ursprünglichen Motive dieser Kunst, soweit sie aus dem Volke heraus hervorgegangen sind, altgermanischen Ursprung haben. Nachweislich ist erst in späterer Zeit auswärtiger Einfluß durch

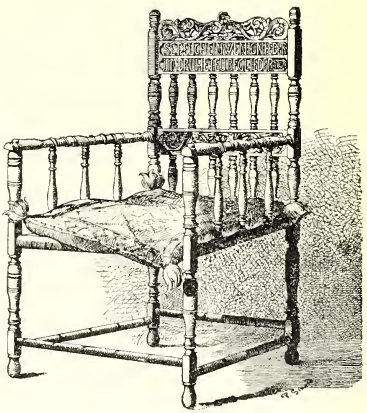


Abb. 57. Lehnstuhl aus dem Kreise Husum. 1760.

die Einwanderung der Niederländer in die westlichen Strecken des Landes hinzugekommen und hat eine Umgestaltung der inneren Einrichtungen der städtischen und bürgerlichen Behausungen hervorgerufen.

Wie ein Blick in das Werk des Professors Haupt, das Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler Schleswig-Holsteins lehrt, sind die Kirchen des Landes voll der reichsten Schnitzwerke an Altären, Kanzeln, Gestühl usw. Von ihnen nimmt der Brüggemannsche Altar, früher Altar der Klosterkirche Bordesholm, jetzt im Schleswiger Dom, eine der ersten Stellen ein. Sein Standort hat durch die neuerdings vom Geheimen Oberbaurat Adler und Landbauinspektor Ehrhardt ausgeführte Wiederherstellung des ehrwürdigen Schleswiger Dombaues eine neue Weihe erhalten. Sind die kirchlichen Kunstwerke durch die Heiligkeit ihres Standortes vor Zerstörung und Zerstreuung verschont geblieben, so ist dies leider mit dem alten Hausrat weniger der Fall gewesen. Vieles, das die Unbill des 30jährigen Krieges überdauert hatte, ist von Kunsthändlern und Privatsammlern verschleppt worden. Daß noch manches vor diesem Schicksale gerettet wurde, verdanken wir den Kunstgewerbe-Museen des Landes, nämlich der Hansestädte Hamburg und Lübeck, und den drei Museen der Provinz selbst, dem zu Meldorf in Dithmarschen, dem Thaulow-Museum in Kiel und vor allem dem Kunstgewerbe-Museum in Flensburg.

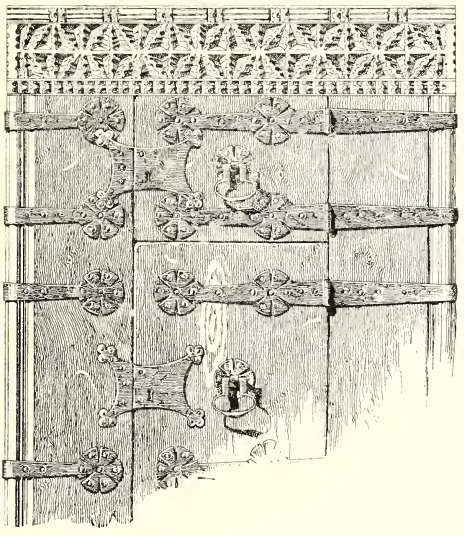


Abb. 58. Schrankkasten. 15. Jahrhundert.

Die letztgenannte Anstalt ist seit Ende der siebziger Jahre aus kleinen, bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen. Vom Staate und der Stadt Flensburg gemeinsam unterhalten, hat sie sich unter der umsichtigen Leitung ihres Direktors Heinrich Sauermann zu ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt. Diese liegt einmal darin, daß an demselben Orte unter derselben Leitung eine Fachschule für Kunsttischler und Bildschnitzer besteht, so daß die alten vortrefflichen Vorbilder des Museums bei den Übungen der Schule mitbenutzt werden. Diese Beziehung des Museums zur Schule hat zugleich mitgewirkt, daß bei den Ankäufen für die Sammlungen in erster Linie Holzschnitzarbeiten und Geräte berücksichtigt sind, welche von dem modernen Kunstgewerbe vorbildlich verwandt werden können. Aber auch die übrigen Sammlungsstücke geben einen guten

Überblick über die Kunsttechniken, die ehemals im Lande geübt wurden, wie Kunsttöpferei, Weberei, Metallarbeit u. dergl. Vor allem aber besitzt das Museum eine Mustersammlung von Hausfleißarbeiten von hohem Werte. Das Studium derselben ist für den Architekten, der danach strebt, seine Werke an die alten volkstümlichen Bauten des Landes anzuknüpfen und ihnen etwas von dessen Erdgeruch beizugeben, deshalb so wichtig, weil sie ein getreues Bild der Entwicklung der alten Technik der Holzbehandlung geben, wie solche von unseren germanischen Vorfahren geübt wurde. Es erscheint daher wohl angebracht, besonders bezeichnende Stücke der Sammlung hier kurz zu besprechen. Für ein genaueres Studium wird auf die Jahresberichte der Museumsverwaltung verwiesen, denen die nachfolgenden Ausführungen teilweise entnommen sind. Die von Direktor Sauermann zugleich gütigst zur Verfügung gestellten Abbildungen sind sämtlich nach Aufnahmen von Schülern der Schnitzschule gefertigt.

Von den hölzernen Hausfleißarbeiten nehmen die Kerbschnittarbeiten den ersten Rang ein. Die äußerst reichhaltige Sammlung besteht aus den verschiedensten Gebrauchsstücken: Salzfäßchen, Löffelbrettern, Bandweben, Ellenmaßen, Milchschwimmern, Kuchenrollern, Kästchen, Mangelhölzern u. dergl. Eine große Anzahl der Stücke hat die alte Bemalung erhalten. Früher war vielfach die Ansicht verbreitet, daß alle die feineren Kerbschnittarbeiten dem Schnitzmesser der für matematische Linien am ehesten geschickten Schiffer und Seeleute ihre Entstehung verdanken. Das ist jedoch nicht zutreffend. Viele der reizvollsten Kerbschnittarbeiten stammen von dem schleswig-holsteinischen Mittelrücken und den Grenzländern der Marsch und sind demnach Erzeugnisse der seßhaften Urbevölkerung. Ein Bild derartiger Arbeiten gibt das in Abb. 56 dargestellte Mangelholz (Holz zum freihändigen Mangeln der Wäsche) aus dem Jahre 1660, das wegen seiner hervorragenden Bemalung mit hellblau, moosgrün, gelb, oliv, weiß und rot noch besonderer Erwähnung wert ist. Derartige Mangelhölzer wurden vielfach als Brautgeschenke hergestellt und zeigen daher in ihren verschlungenen Linien fast stets die Herzform. Das vorliegende Beispiel trägt auch die Inschrift: „Gott tröste aller beider Herzen“. Ein ähnlicher, besonders packender Sinnspruch lautet: „Mein Herz, dein Herz, ein Herz“. Zu beachten ist noch, daß die geometrischen Zeichnungen mit solchen von stilisierten Blumen und Blättchen abwechseln. Dazu kommt, daß die Vertiefungen äußerst flach in die Holzfläche eingearbeitet sind. Alles zusammen trägt zu der reichen und zierlichen Wirkung der Arbeit bei. Daß wir es hier mit einer der ältesten ursprünglichen Techniken zu tun haben, werden wir bestätigt finden, wenn dieselbe Technik an den ältesten Möbelstücken, den Truhen und Wandschränken, wiederkehrt. Für eine Wiederbelebung des Hausfleißes durch die von manchen Seiten eifrig geförderten Handfertigkeitskurse wird diese Kerbschnittsammlung wesentliche Dienste leisten.

Die Sammlung der Sitzmöbel enthält eine große Anzahl alter Stühle aus städtischen und bäuerlichen Haushaltungen, die infolge ihres guten Zusammenbaues und der Einfachheit ihrer Formen zur Nachahmung reizen. Wenn auch die allgemeine Anordnung überall die gleiche ist — die Lehnen sind hauptsächlich aus gedrechselten Stäben und schmalen, geschnitzten Brettern zusammengesetzt —, so ist doch die Ausbildung der Einzelheiten außerordentlich mannigfaltig. Fast jedes Kirchspiel im Schleswigschen hat seine eigenartigen, von der nachbarlichen Gemeinde verschiedenen Sitzmöbel besessen. Soweit diese Stühle kräftigere und mehr glatte Profile besitzen, sind sie ehemals gleichfalls farbig ausgeziert gewesen. Ihre Formen

sind jedenfalls uralt und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Vielfach sind auch sie für festliche Gelegenheiten, für Verlobungen und Hochzeiten vom Bräutigam gearbeitet und geschnitzt worden, worauf die Inschriften mit teilweise scherzhaften Andeutungen hinweisen. Fast in jeder alten Haushaltung fand sich ein derartiger Männerstuhl mit hohem Sitz und hoher Lehne und ein Frauenstuhl mit kleineren Abmessungen. Diese beiden Stühle bildeten in bäuerlichen Haushaltungen in der Regel die einzigen beweglichen Sitzplätze. Im übrigen waren nur Banksitze vorhanden, die mit der Vertäfelung in unmittelbarem Zusammenhange standen. Das in Abb. 57 dargestellte Beispiel stammt aus dem Westen des Landes, aus den friesischen Gegenden.

Mehr dem Zufall ist es zu verdanken, wenn es gelegentlich der Nachforschungen in den letzten Jahren gelungen war, noch anderweitige

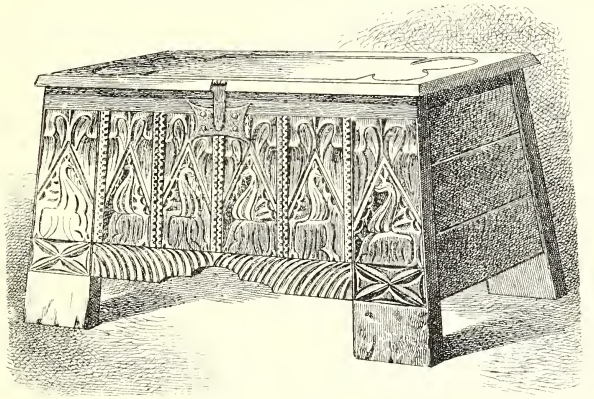


Abb. 59. Truhe mit Kerbschnittverzierungen. 15. Jahrhundert.

typische Hauseinrichtungsstücke ältester Zeit für die Sammlung zu erwerben. Sie stammen aus Gegenden des Landes, die infolge ihrer Abgeschlossenheit vom Verkehr sich lange abweisend gegen die Neuerungen und Wandlungen des Geschmackes erhalten haben. Der in Abb. 58 dargestellte Schrankkasten aus dem 15. Jahrhundert zeigt ein mit glatten Brettern bekleidetes Holzgerüst, das wahrscheinlich durch farbige Ornamente belebt war und mancherlei Eisenbeschlag trägt. Nur das Stirn- und Bekrönungsbrett ist mit Schnitzwerk ausgeziert. In der Form des Keilschnittes zeigt diese Schnitzerei eine so eigenartige Anlage, daß sie wohl als einer der ältesten Reste dieser Technik angesehen werden kann. Neben den eingekerbten Flächen sind auch Hohlschnitte zur Auszierung benutzt, wodurch ein besonders belebtes Aussehen der Schnittflächen erzielt ist. Eine ebenso eigenartige, wenn auch andere Behandlung der dekorativen Ausstattung weist die in Abb. 59 dargestellte Kerbschnitt-Truhe auf. Einfache, aber wirkungsvolle Bandstreifen teilen die Holzflächen und ohne Unterschied auch

die Brettpfosten. Die nischenartig verzierten Felder erhalten blattartige Formen und phantastische, geflügelte Drachengestalten. Charakteristisch ist die vielfache Verwendung des Mandelschnittes für die Darstellung des Organischen im Ornament. Die breiten und flach gehaltenen Schnittflächen

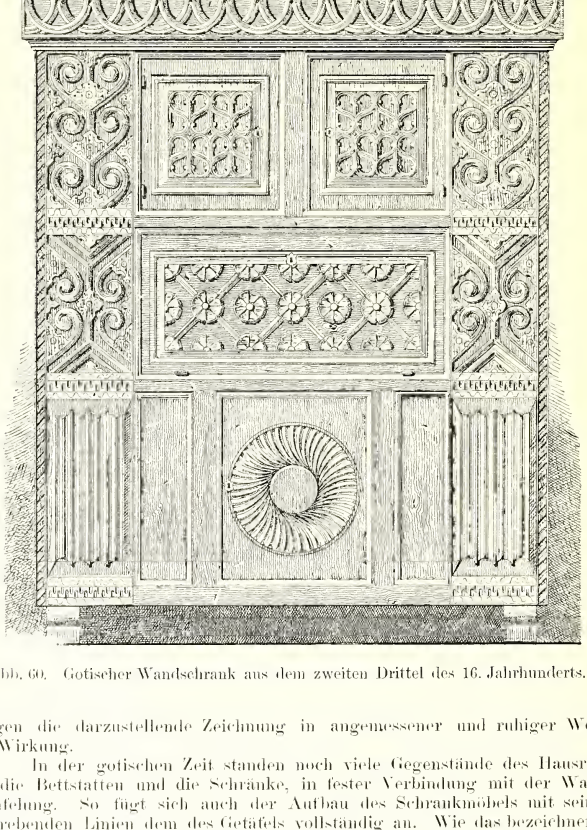


Abb. 60. Gotischer Wandschrank aus dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts.

bringen die darzustellende Zeichnung in angemessener und ruhiger Weise zur Wirkung.

In der gotischen Zeit standen noch viele Gegenstände des Hausrats, wie die Bettstatten und die Schränke, in fester Verbindung mit der Wandvertäfelung. So fügt sich auch der Aufbau des Schrankmöbels mit seinen aufstrebenden Linien dem des Getäfels vollständig an. Wie das bezeichnende Beispiel des vorstehend in Abb. 60 dargestellten Schrankes zeigt, bilden

breite Bretter die seitlichen Lisenen und dienen zur Befestigung der wagerechten Riegel und der Türbeschläge. Der Schrank ist somit nur eine mit Türen und Kästen versehene Nische der Vertäfelung. Die breiten Lisenen als Hauptteile des aufrechten Gefüges erhalten ausschließlich lotrecht sich entwickelndes Ornament: Maßwerk, Rollwerk, Kerbschnitt oder sonstigen Zierat, der durch schmale wagerechte Bandstreifen unterbrochen wird. Das

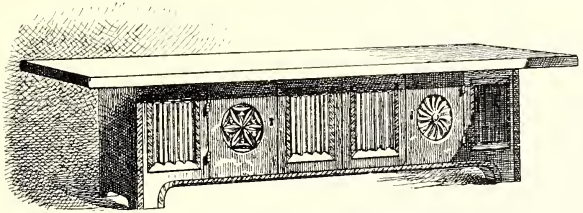


Abb. 61. Gotischer Bankschrank.

Krönungsbrett zeigt eine Reihung von Kreuzblumen, die durch Bogenlinien verbunden sind, alles in Flachrelief geschnitzt. Ähnliche Ausbildung: lotrecht sich entwickelnder Zierat auf den aufstrebenden Bretteilen, Rosetten auf den Füllungstüren, findet sich auch an dem in Abb. 60 dargestellten gotischen Bankschrank. Wirft man nur einen flüchtigen Blick auf denselben, so fällt die Ähnlichkeit mit der Ausbildung des dorischen Tempel-

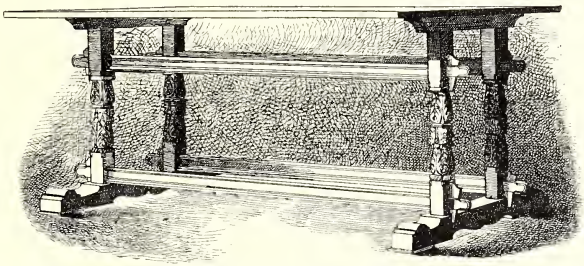


Abb. 62. Gotischer Tisch des 16. Jahrhunderts.

frieses, den Triglyphen und Metopen auf. Und doch ist nur anzunehmen, daß dieselben Grundsätze der Verzierungskunst zu diesen ähnlichen Formen geführt haben, ohne daß dieselben sich untereinander beeinflußt haben. Dieser Bankschrank, der Vorläufer der Truhe, war allgemein verbreitet, da es Sitte war, die im Haushalt nötigen Sachen liegend aufzubewahren. Die Truhe hat nachher alle Stilwandlungen bis auf unsere Tage durchgemacht und wird jetzt wieder mit Vorliebe zum Aufbewahren der Tischwäsche verwandt.

Die Tische aus gotischer Zeit hatten meistens eine sehr einfache Durchbildung und sind hauptsächlich nur wegen ihrer praktischen Zusammenfügung bemerkenswert. Das Untergestell bestand meistens aus zwei breiten, ausgeschnittenen Bohlenstücken, die auf Lagerhölzer gestellt und mit Riegeln verbunden waren. Das in Abb. 62 gegebene Beispiel besitzt dagegen bereits vier Säulenpfosten, die mit reichem Blattwerk und Masken verziert sind. Die Riegelverbindung ist in einfacher, gediegener Weise durch Holzkeile gesichert.

Es ist die Frage aufzuwerfen, wo diese Einrichtungsstücke gotischer Zeit verfertigt worden sind. Soweit es sich nicht um Hausfleißarbeiten handelt, ist anzunehmen, daß reichere Arbeiten bis Anfang des 16. Jahrhunderts aus Gegenden mit höher entwickelter Kunstfertigkeit bezogen wurden, wohl das meiste aus Lübeck. Im Lande selbst hat sich das gewerbliche Leben zuerst in der Handelsstadt Flensburg entwickelt und wurde daselbst durch die Zunftregeln geschützt. So ist es nicht ausgeschlossen, daß Arbeiten, die seinerzeit von Flensburger Snitgermeistern gefertigt wurden und ins Land hineingingen, jetzt nach dem Ort ihrer Entstehung zurückgewandert sind, um im Kunstgewerbe-Museum eine bleibende Stätte zu erhalten.

Das Museum ist leider zur Zeit in ganz unzulänglichen Räumen untergebracht, welche nicht nur die Besichtigung, Sichtung und Vergleichung der Kunstschätze erschweren, sondern auch die Aufstellung vieler wertvoller Stücke noch gar nicht ermöglichen. Dem Zusammenwirken der Stadt, der Provinz und des Staates ist es noch vorbehalten, ein brauchbares und würdiges Haus für das Museum zu erbauen. Der Bauplatz, inmitten eines hochgelegenen Parkes dicht bei der Altstadt Flensburg, und der aus einer Preisbewerbung hervorgegangene Entwurf der Architekten Schultz u. Schlichting in Berlin sind vorhanden. Es bedarf nur noch der Überwindung der letzten Schwierigkeit bei der Zubemessung der Staatsbeihilfe, um mit dem Bau zu beginnen. Vorher schon ist der an demselben Orte und unter derselben Leitung bestehenden Fachschule für Kunsttischler und Bildschnitzer Erwähnung getan worden. Diese Verbindung zwischen Museum und Fachschule wird noch reichere Früchte tragen, sobald das Museum in angemesseneren Räumen untergebracht sein wird. Zugleich liegt es im Interesse des Gedeihens der Schule, daß die Schüler sich auch an Arbeiten beteiligen, die unmittelbar für den Gebrauch gefertigt werden. Ihre Tüchtigkeit zu derartigen Arbeiten hat die Schule durch vielfache Wiederherstellungen alter Schnitzwerke bewiesen. Besonders seien hier genannt die Wiederherstellungen des Brüggemannschen Altarblattes in Schleswig, der fürstlichen Loge in der Schloßkapelle Gottorp ebendaselbst, des bunten Pesels in Meldorf und der Kriegsstube in Lübeck. Auch neuere Arbeiten sind von ihr gefertigt, so das friesische Zimmer auf der deutschnationalen Kunstausstellung in München im Jahre 1888 und das im Auftrage des Deutschen Reiches für die Ausstellung in Chikago gearbeitete niederdeutsche Prunkzimmer. Auch sonst sind diese Schülerwerkstätten vielfach von Architekten in Kiel, Hamburg und Lübeck mit der Ausführung von Kirchenausstattungen sowie von profanen Gebäude- und Zimmereinrichtungen betraut worden. K. Mühlke. 1896.

Über die weitere Entwicklung des Museums und Museumsneubaues ist in einem der folgenden Aufsätze berichtet.

Früh-mittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät.

Nach dem Jahresbericht des städtischen Kunstgewerbe-Museums in Flensburg von 1901.

Das Bestreben der neueren Sprachforschung geht bekanntlich darauf hinaus, die verwandtschaftlichen Beziehungen der menschlichen Idiome zueinander nachzuweisen, um mitzuhelfen, das praktische Studium der Sprachen zu erleichtern und über das dunkle Gebiet der Urgeschichte der Völker Licht zu verbreiten. Ein gleiches Streben läßt sich auch auf dem Felde der neueren Kunstforschung, durch das Ergründen der Kunstformen, der formellen Typen und Symbole, nach ihren Übergängen und Verzweigungen, verfolgen. Mit dem Gange der Kulturgeschichte hat auch die Kunstsprache ihre Verschiedenheiten und ihre mannigfaltige Umbildung erfahren. Wie mit der Entwicklung des Menschengeschlechts eine Entwicklung der Kunstformen tatsächlich erfolgt ist, so sind diese letzteren wiederum in ähnlicher Weise, durch das Heben und Senken der sozialen und politischen Verhältnisse, in Mitleidenschaft gezogen worden.

Bereits für die ältesten der vorgeschichtlichen Zeiten lassen sich vollgültige Beweise erbringen, daß man Kunstformen, wenn auch nur in primitivster Anordnung, zum Schmuck menschlicher Erzeugnisse benutzte; ebenso erkennen wir dabei die Absicht, die Zweckform andern, ihrer Bestimmung und Bedeutung gemäß, durch Anwendung von Zierwerk verständlich zu machen.

Diese ersten Versuche einer Kunstübung, wie sie sich beispielsweise durch das Aneinanderreihen von Nägelabdrücken, Punkten, Strichen usw. kundgeben und wie sie in unserer Sammlung, gleich wie anderswo, an den ältesten Tongefäßen wahrzunehmen sind, erfahren eine stetige, aber äußerst langsame Erweiterung; denn bis zur Entwicklung jener komplizierten Kunsttypen, wie sie uns aus dem Beginne unserer Zeitrechnung überliefert wurden, sind sicher ungezählte Zeiten vorübergegangen. — Auch der symbolische Charakter, den man mit den Ornamenten zu verbinden suchte, gab Veranlassung, ihnen höhere Bedeutung und Gestaltung zu verleihen. Wir erkennen beispielsweise bei entwickelten Völkern, wie die Geheimbedeutung des Knotens, der Schleife, des Labyrinths als Kunstsymbol eine tiefgreifende und allgemein verbreitete war.[36])

Wo diese Symbole bei einschneidenden Veränderungen im Leben der Völker zeitweilig verschwinden, sehen wir sie oft erst nach längeren Zeiträumen wieder in die Erscheinung treten, um von späteren Generationen zu höherer Gestaltung berufen zu werden. Immer zeigt sich aber die gleiche Tatsache, eine Erhaltung der Grundtypen des Ornaments durch Jahrtausende hindurch, so daß sie selbst Völkergenerationen überleben und von nachfolgenden Geschlechtern immer aufs neue zur Verwendung herangezogen werden, besonders wenn ihnen neben der schon erwähnten symbolischen auch noch nationale Bedeutung beigelegt wurde.

Für diese Betrachtung haben die ornamentalen Formen, die uns aus dem frühen Mittelalter überliefert sind, besonderes Interesse. Wir unterscheiden an ihnen zwei Richtungen. Während die eine auf prähistorische Zierformen zurückzuführen ist, verrät die andere eine Reihe fremder, wohl aus dem Orient übernommener Motive.

---

[36]) Semper, „Der Stil", Band I, § 18.

Die erstgenannten Formen ergeben solche von mehr einfacherer Anordnung, wie: Flechtformen, Strickformen, Zickzack- und Kreisornamente, Verschnürungen, Durchflechtungen, Verknotungen, oder solche von reicherer Durchbildung, wie sie an germanisch-religiösen, symbolischen oder mythologischen Darstellungen, an reich geschnürten Bandformen und Flächenornamenten vorkommen. Wir können diese hier aufgezählten Schmuckformen als rein germanische bezeichnen, weil bei ihnen fremder Einfluß nirgends nachzuweisen ist. Wo sie an den Gegenständen der unmittelbaren Umgebung unserer Vorfahren vorgeschichtlicher Zeit, wie an den Gefäßen, den Schmucksachen, den Waffen, den Geräten, den Schiffen usw. verwandt worden sind, da offenbaren sie sich als Äußerungen aus dem Seelenleben unseres Volkes.

Diese wohl in Jahrtausenden gestammelte und gesprochene Formensprache war derart in das Volksbewußtsein eingedrungen, daß selbst einschneidende Verhältnisse kaum imstande waren, ihre Bedeutung, die sie im germanischen Volke besaß, abzuschwächen oder gar zu untergraben. Seesselberg bezeichnet in seinem sehr verdienstvollen Werk: „Frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker“ die vorgeschichtliche Kunst als ein Produkt der Rasse, die die Fähigkeit in sich trug, der Gefolgschaft des später vordringenden Christentums — dem Romanismus — standzuhalten. Die Tatsachen belehren uns, daß die germanischen Völker bereits in vorchristlicher Zeit Proben kraftvoller Selbstbestimmung ablegten, so daß weder das Christentum, noch eine andere Religionsform sich fähig zeigte, sie zum gänzlichen Aufgeben ihrer herkömmlichen künstlerischen Anschauungen zu bewegen. Aus den geschichtlichen Überlieferungen entnehmen wir, daß solche, lange bevor Kelten und Römer direkt oder indirekt mit unseren Vorfahren in Berührung traten, bestanden haben müssen. Römer und byzantinische Griechen rühmen das Geschick der Germanen in der Pelzbereitung, nicht allein im Gerben derselben, sondern auch im kunstvollen Sticken und Besetzen des Pelzwerks. Die Rentierkoller der Nordgermanen, reich durch Stickerei geziert, wurden schon im dritten Jahrhundert massenhaft nach Rom exportiert. Die Verzierungen an diesen Pelzen, deren haarige Seite nach innen gerichtet und nur an den Säumen und Verbrämungen sichtbar wurde, zeigten zur absichtlichen Hervorhebung der Nähte Einlagen aus lebhafter gefärbtem roten, blauen und grünen Leder, welche durch zierliche Schnörkel-Stickereien eingefaßt wurden. Über den Kunstwert dieser Arbeiten und über ihr echt nationales Gepräge ist kaum ein Zweifel zulässig, denn die verwöhnten Römer und Römerinnen trieben mit diesen germanischen Pelztrachten solchen Luxus, daß von Staats wegen das Tragen derselben bei schweren Strafen verboten wurde.[37])

Einen weiteren Beweis für das Bestehen einer nationalen, selbst in den einzelnen Gegenden Germaniens sich verschieden äußernden Kunstrichtung, ergibt der aus der Zeit der Völkerwanderung stammende, dem Nydamer Moor (Kreis Sonderburg) entnommene Silberfund. Dieser brachte ältere nationale Ziermotive in vorgeschrittener und freierer Durchbildung zum Vorschein. Höchst eigenartig ist hier die Behandlung der Formen, die zum Teil durch Übertragung altgermanischer Schnitztechnik auf Metall beeinflußt erscheint.[38]) Bei der anerkannten Vorliebe und dem Geschick, das dem

[37]) Semper, „Der Stil“.

[38]) Daß das Hausgerät der Zeitgenossen jener Moorfunde bereits durch entsprechende Zierformen höhere Weihe erlangt hatte, beweist ein im „Kieler Museum

Nordgermanen für die Holzschnitzerei von jeher eigen war, ist dieses Vorkommnis wohl zu erklären.[39])

Doch auch aus weit späterer Zeit sind Belege für die nationale Betätigung unserer Vorfahren vorhanden. Der heilige Bonifazius bezeichnet die aus heidnischer Zeit überlieferten Ornamente, wie phantastische Tierhäupter, Tierbildungen, mit ihren geflochtenen oder in Schlingen und Knoten gelegten Bändern oder den ineinander geringelten, zusammengewundenen Schlangen als — unchristlich, als Überlieferung des Antichrist und für Gotteshäuser ungehörig und empfiehlt darum deren Entfernung aus den Säumen der Kleider, in die sie gestickt und eingewirkt waren.[40]) Aber solche wohlgemeinten Anordnungen waren nicht dazu angetan, bei unsern Vorfahren das nationale Empfinden, das sich durch Anwendung des überkommenen Formenschatzes fortgesetzt äußerte, zu verkümmern.

Welche Zeit die Entwicklung dieser nationalen Formen beanspruchte, dafür werden sich kaum jemals annähernd richtige Bestimmungen erbringen lassen; da aber die germanischen Völker, wie wir oben nachzuweisen versuchten, sich bereits zu Beginn unserer Zeitrechnung im Besitz ganz ausgeprägter Schmuckformen befanden, müssen sich diese bereits viele Jahrhunderte vorher durch stetige Übung und Anwendung herangebildet haben. Jedenfalls kann kein Zweifel darüber bestehen, daß noch zu Beginn der früh-mittelalterlichen Kunstperiode ein reicher Schatz echt nationaler Formen bei den germanischen Völkern des Nordens vorhanden und mit Vorliebe benutzt worden war.

Über die Bedeutung, die diese national-germanischen Ornamente für die Entwicklung früh-mittelalterlicher Kunst gewannen, darüber äußert sich Seesselberg in seinem oben angedeuteten Werk in folgender Weise: „Das Christentum hat ohne Zweifel vermöge seiner sittlichen Kräfte den zuvor brutal geäußerten Gewalten der Germanen erst eine ideale Richtung gegeben; es ist — nur Unwissenheit oder Bosheit könnten dies leugnen — ein mächtiges Agens für die beschleunigtere und intensivere Entwicklung unserer Kunst gewesen. Aber das Christentum hat den Völkern, welche das nordische Klima hervorbrachte, doch darum noch keine andersgearteten ästhetischen Fähigkeiten verliehen und daher auch die physischen Menschen zu keinen veränderten ästhetischen Äußerungen ihrer unwandelbaren Rassennatur veranlaßt.“

Obgleich die früh-mittelalterliche Kunst tatsächlich einige der altgermanischen Formen veredelte, gelang ihr doch nicht, diese Äußerungen der Volksseele zu beseitigen,[41]) ebensowenig wie das Christentum es vermochte, die Volkspoesie oder die Volkssitten zu vernichten.

Vaterländischer Altertümer“ befindliches, aus dem Nydamer Moor stammendes, aus Holz gefertigtes, mit Kerbschnitt geziertes Kästchen.

[39]) Wie an den vorstehend erwähnten silbernen Schwertscheidenbeschlägen, läßt sich auch in andern Sammlungen an einer größeren Anzahl bekannter Waffen und Schmucksachen mit rein germanisch-prähistorischen Zierformen die Tatsache nachweisen, daß diese nach Holzschnitzereien in Metall übertragen worden sind. Nicht allein die einfacheren Flecht-, Strick- und Zickzackformen, wie sie an den Nydamer Funden anzutreffen sind, sondern auch kompliziertere Zusammenstellungen — wir nennen hier jene schöne Fibel im Museum zu Lund, veröffentlicht durch Montelius, „Das Eisenalter“ — ergeben eine Anlehnung an die Schnitztechnik und eine Übertragung auf das Edelmetall.

[40]) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie: Tempel- und Götterbilder.

[41]) Hierfür gibt der um das Jahr 780 hergestellte sogenannte „Tassilo-Kelch“ im Stift Kremsmünster einen vollgültigen Beweis.

In dem Vorgang, der sich zu Beginn dieser Kunstperiode abspielte, erkennen wir, wie die urheimischen Formen auch in der neuen Kunst als wichtigste Bildungselemente verwandt wurden, wie sie ferner grundlegenden Einfluß auf die Umformung und Umgestaltung derjenigen fremden Formenelemente gewannen, die während dieser Kunstperiode Eingang in den heimischen Formenkreis fanden, indem sie die Kraft besaßen, diesen fremden Elementen den Geist altgermanischer Kunst mitzuteilen. Diese Leistung und Befähigung germanischen Wesens wird immer von neuem befriedigen und imstande sein, unser Interesse für diese Formenwelt wach zu erhalten.

Die mannigfachen fremden Motive, die wir als die zweite Art früh-mittelalterlicher Kunstformen vorhin bezeichneten und die vornehmlich mit dem Christentum ihren Einzug in die heimatliche Kunstsprache hielten, scheinen mehr oder minder durch orientalische Webereien über Rom eingeführt worden zu sein. In der asiatischen Kunst galten manche dieser Symbole bereits seit Jahrtausenden als geheiligte. Das Bekannteste ist der erst von Tieren, später von Menschen verehrte oder angebetete „heilige Baum". Keines der fremden Symbole hat sich so wie dieses als keimfähiges Samenkorn auf fremden Boden erwiesen, und besonders ist dasselbe im Norden zu mannigfacher Entwicklung und Anwendung gelangt.[42])

Ein weiteres orientalisches Motiv ist das als Heiligtum oder Hausschutz dienende „Löwen- oder Greifenpaar". Auch dieses uralte Sinnbild diente bereits der Pfahlbauhütte, wie dem Wikinger Schiff als glückverheißendes Attribut, ebenso wie es in der nordgermanischen Baukunst, wenn auch in sehr verallgemeinerter und mißverstandener Form bis auf den heutigen Tag an den Giebeln der niedersächsischen Bauernhäuser vorgefunden wird.

Außer diesen Kunstformen, die eine Überführung in die Formensprache früh-mittelalterlicher Kunst ermöglichten, sind mancherlei Neubildungen entstanden. Unter diesen sind vornehmlich die Bänder- und Flachornamente zu nennen, die ihre Entstehung hauptsächlich den orientalischen Baumverehrungs-Darstellungen verdanken. Ferner die Greifenformen, in Verbindung mit komplizierten Flechtornamenten, Verschnürungen usw., wie sie aus zahllosen Band- und Flechtformen bekannt sind.

Wie schon angedeutet, ist es von besonderem Interesse zu beobachten, wie diese orientalischen Zierformen nicht als Vorbilder benutzt worden sind, sondern wie sie Anlaß zu germanisch empfundenen, aber selbständigen Neubildungen gegeben haben. Überall sehen wir dabei, wie das Germanisch-eigenartige den breitesten Raum einnimmt, während dagegen orientalisches oder romanisches nebensächlich behandelt ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird es zunächst unserer Aufgabe entsprechen, nachzuweisen, wo und wie lange sich früh-mittelalterliche Ornamente bei uns erhalten, wie sie ganz besonders zum Schmuck von Hausfleißarbeiten oder von Gegenständen der nächsten Umgebung unserer Vorfahren hier im Lande verwandt und benutzt worden sind. Aus verschiedenen Gründen werden solche Hausgeräte unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen können. Zunächst weil sie dem Volke selbst entstammen und Verhältnissen und Zeiten angehören, die ganz wesentlich von der Gegenwart abweichen und wie die verwandten Zierformen, die uns hier

[42]) Es darf nicht Wunder nehmen, wenn südliche Gegenden vielfach analoges mit den ornamentalen Bildungen des Nordens aufweisen, handelt es sich hier doch weniger um Entlehnungen, als vielmehr darum, daß im Norden wie im Süden die gleichen Vorbilder benutzt worden sind.

entgegentreten, als Ausdruck des künstlerischen Empfindens unseres Volkes angesehen werden können, da ihre Entstehung in eine Zeit fällt, wo die Bedürfnisse des täglichen Lebens noch nicht durch Leistungen der Industrie gedeckt wurden und Hausgeräte u. dergl. vom Schiffer, vom Bewohner des platten Landes und lange Zeit auch vom Städter selbst hergestellt werden mußten. Was an Schmuck diesen Arbeiten beigegeben ist, entstammt alten Kunstüberlieferungen, denn nur dadurch läßt sich ihre Erhaltung, Eigenart und naive Auffassung erklären. Ferner lassen diese Erzeugnisse erkennen, wie meistens neben großer Handfertigkeit auch stilistische Feinfühligkeit bei deren Ausgestaltung mitgeholfen haben. Wie lange die alten Formen immer von neuem zur Anwendung gelangt sind, darüber gibt schon der Umstand Aufschluß, daß sie selbst noch als Äußerung des Kunstempfindens auftraten, als bereits die spielenden Formen des Rokoko längere Zeit Einzug in Kirche und Haus gehalten hatten.

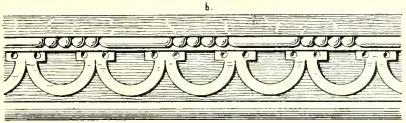


Abb. 63 und 64.
Zierglieder von einem Schränkchen aus dem Jahre 1810.

Die beigegebenen Abbildungen entstammen ausschließlich Aufnahmen aus dem hiesigen Kunstgewerbe-Museum. Zunächst sind es rein germanische Formen, die je nach der Übertragung auf einem dem Urbilde mehr oder weniger verwandten Stoffe auch demgemäß ihre ursprüngliche Gestaltung beibehalten haben. Ihrem Grundmotiv nach benennen wir sie als Flechtungsformen.

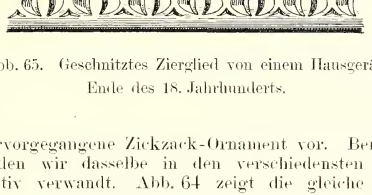


Abb. 65. Geschnitztes Zierglied von einem Hausgerät, Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Abb. 63 führt das aus diesen Formen hervorgegangene Zickzack-Ornament vor. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit finden wir dasselbe in den verschiedensten Zusammenstellungen als Ziermotiv verwandt. Abb. 64 zeigt die gleiche Anordnung, nur daß hier die dreieckigen Formen in rundliche übersetzt sind. Dieses Motiv ist mit großer Vorliebe, sowohl am früh-mittelalterlichen, wie am Renaissance-Ornament zur Anwendung gelangt und findet sich an allem möglichen Hausgerät sowohl in einfacher, wie reicherer Anordnung vor. Auch an diesem Motiv läßt sich der germanisch-prähistorische Ursprung nachweisen. An zahlreichen Arbeiten der Bronzezeit und späterer Perioden, wie z. B. an den Moorfunden zu Torsberg, Süderbrarup (Kreis Schleswig), findet sich dasselbe zu mannigfacher Verwertung herangezogen, wie bronzene Messer, Schwertscheiden-Beschläge u. dergl. bezeugen. Zum Teil sind diese alten Ornamente gepunzt.

graviert, in Bronzeguß oder in Bronzeblech zur Ausführung gebracht. Abb. 65 zeigt Flechtungsmotive teils auf der Fläche, teils auf gerundetem Profil angewandt. Diese und ähnliche Zusammenstellungen finden sich an den prähistorischen Metallarbeiten in großer Zahl verwandt. An dem heimischen Hausgerät sind sie in sehr umfangreicher Weise benutzt, doch gestattet es unsere Aufgabe nicht, weitere Beispiele hier zur Darstellung zu bringen. — Diesen Flechtungsornamenten sind auch die Durchflechtungsformen von flacher Anordnung zuzurechnen. Abb. 66 gibt ein solches Motiv, wie wir es in mannigfaltiger Verwendung an kirchlichem Gerät des frühen Mittelalters antreffen. So sind zahlreiche ähnliche Flechtungsformen, beispielsweise an einem sehr interessanten, noch in der Kirche zu Lügumkloster erhaltenen Reliquienschrein aus dem 14. Jahrhundert vorhanden. Abb. 67 zeigt ebenso wie das Vorhergehende, ein Durchflechtungsmotiv in Form sich durchschlingender glatter, runder Stäbe. Die Anordnung ist, entsprechend dem Zweck, den dasselbe vertritt, glatt durchgeführt. Ähnliche Ornamente finden sich bekanntlich an den angelsächsischen Initialen des frühen Mittelalters in ebenso verschiedenartigen, als komplizierten Zusammenstellungen. Die Abb. 68 u. 69 beanspruchen ihrer eigenartigen Verfassung wegen unser besonderes Interesse. Die Musterung wird hier durch das Durchschlingen und Durchflechten flacher riemenartiger Streifen erreicht. Diese Art der Anordnung erinnert sowohl an keltische, wie an spätere irische Arbeiten und Zeichnungen. Während bei letzteren die Wirkung der Durchschlingungen durch Anwendung verschiedener Farben erhöht wird, ersehen wir an den hier in Frage kommenden Holzarbeiten die gleiche Wirkung durch die verschiedenartig angelegte Schnitzmusterung erreicht. Auch für diese Motive lassen sich ähnliche Muster aus vorgeschichtlicher Zeit nachweisen; so enthält F. Hottenroth, „Deutsche Volkstrachten“, Seite 71, Abb. 2, die Abbildung von einer altburgundischen Gürtelschnalle, die eine auffallend ähnliche Anordnung und Durchbildung mit diesen Ziermotiven aufweist.

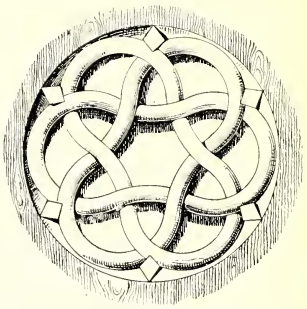


Abb. 66. Geschnitzte Rosette von einem Feuerstäbchen. Kreis Flensburg. 18. Jahrhundert.

Abb. 67. Stiel von einem hölzernen Löffel. Insel Föhr. Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Schnürungsornamente, wie sie häufig teils als Bandformen, teils als Flächenbildungen in der germanisch-prähistorischen Formensprache

zur Anwendung gelangten, haben, wohl hauptsächlich wegen ihrer leichten Herstellung und guten Wirkung, ihren Platz bis in die neueste Zeit beim Schmuck des Hausgeräts behauptet. Abb. 70 zeigt ein solches Ziermotiv, wie wir es beispielsweise häufig an den Ausläufen der Mangelhölzer verwendet sehen. Sowohl an den prähistorischen, als auch an den früh-mittelalterlichen Arbeiten ist diese dem Zangenornament ähnelnde Gestaltung anzutreffen; bei letzteren häufig an Architekturgliedern, wie z. B. an der aus dem 13. Jahrhundert stammenden Münzenburg in der Wetterau. Abb. 71 stellt ein einfaches Schnürungsornament in Flachschnitzerei dar, das in diesem Falle hauptsächlich durch seine geschickte Polychromierung in hell, mittel, dunkelblau, rot, grün, weiß und gelb zu wahrhaft künstlerischer Wirkung gelangte, weil die Gegensätze infolge harmonischer Abstimmung und Verwendung der Farben aufgehoben und zu einem gleichwertig erscheinenden Flächenmuster vereint sind.

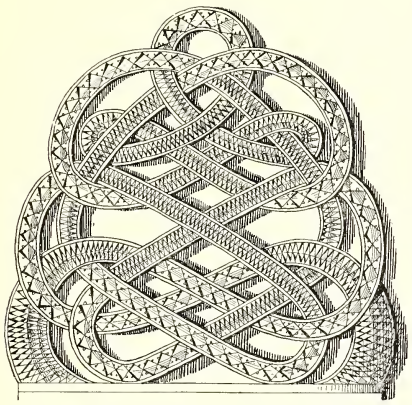


Abb. 68. Freie Endigung von einem Mangelholz, oberer Teil, aus Nordfriesland von 1750.

Abb. 69. Freie Endigung von einem Mangelholz, unterer Teil, aus Nordfriesland. 1750.

Ein Gegenstück zu diesem, dem Ende des 18. Jahrhunderts entstammenden Schnürmotiv befindet sich an einer sehr interessanten prähistorischen Fibula im Museum zu Lund, Schweden; vergleiche auch: Montelius, „Das Eisenalter". Seite 195.

Dem Strick abgeleitete Formen lassen sich zu ötteren am heimischen Hausgerät nachweisen, und wo Stäbe oder Halbstäbe zu krättiger Gestaltung gebracht werden

sollen, erscheinen diese Motive auch am Platze. Vielfach dienten sie, wie Abb. 65 und 72 andeuten, als Umgrenzungssymbole. An Abb. 73 ist das Strickmotiv, wenn auch nicht aus tektonischen, so doch aus Zweckdienlichkeitsgründen gut zur Anwendung gelangt. Diese Strickornamente kommen ebensowohl an vorgeschichtlichen, wie an früh-mittelalterlichen Tier- und Ornamentformen zu mannigfacher Verwendung.

Den religiös-symbolischen oder mythologischen Ornamenten, wie sie in der früh-mittelalterlichen Kunst auftreten, hat die heimische Kunsttätigkeit am Hausgerät nur weniges entnommen. Ein bekanntes Motiv zeigt die Abb. 75. Abb. 74 ist das einzigste in unserer Sammlung vorhandene Symbol, das sich auf älteste Überlieferung zurückführen läßt. An Abb. 76 ist die eigentliche Bedeutung nicht genügend ersichtlich.

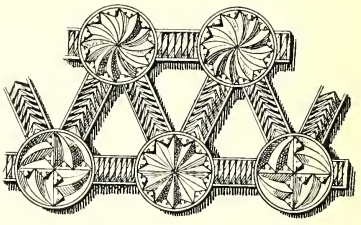


Abb. 70. Endigung an einem Mangelholz, Nordfriesland. 1780.

Unter den verschiedenen aus dem Orient übernommenen Symbolen ist das im Abendland am längsten bekannte „bewachende Löwen- oder Greifenpaar“ zunächst zu erwähnen. Obschon dasselbe, speziell im Norden, sowohl in vorhistorischer, wie in früh-mittelalterlicher Zeit zu häufiger Verwendung gelangte, ist es bei den Verzierungsarbeiten der heimatlichen Hauskunst wenig herangezogen worden. Zum Teil mag dies in seiner Bestimmung als architektonisches Symbol liegen, zum Teil wird aber auch die schwierigere Wiedergabe daran Schuld gewesen sein.

Abb. 71. Teil einer Wandtäfelung, Insel Röm, Ende des 18. Jahrhunderts.

Das wichtigste der den orientalischen Webereien im frühen Mittelalter entnommenen Symbole bildet der „heilige Baum“, teils für sich, teils in Verbindung mit den ihn verehrenden Tieren und Menschen. An den heimischen Hausarbeiten tritt es sowohl in der Weberei, in der Töpferei, als auch in der Holzschnitzerei in verschiedenartigen Darstellungen auf. Die Beachtung und willige Aufnahme, die diese fremden Motive in der früh-mittelalterlichen Kunst fanden, lassen sich am ehesten durch den Mangel an Ausdrücken, worunter unsere älteste nationale Formensprache litt, erklären. Daß manche dieser fremden Symbole den Herstellern solcher Arbeiten symbolisch-begriffslos erschienen, ergibt die häufig schematisierte Wiedergabe der alten Vorbilder, wie wir dies beispielsweise bei Verwendung des „heiligen Baumes“ beobachten können, obgleich an diesem Motiv die von Tieren dargestellte Anbetungssymbolik häufig noch unverkennbar zutage tritt. Eine zu scharfer Schematisierung ausgeartete Wiedergabe des

Abb. 72. Geschnitztes Zierglied von einem Hausgerät, Ende des 18. Jahrhunderts.

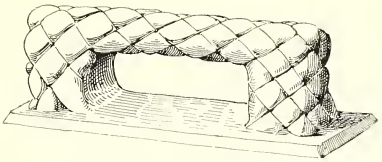


Abb. 73. Griff von einem Mangelholz, Hallig Hooge, Ende des 18. Jahrhunderts.

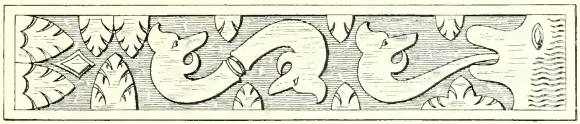


Abb. 74. Symbolisches Ornament. Geschnitztes Feld vom Sockel einer Truhe. Kreis Schleswig. 18. Jahrhundert.

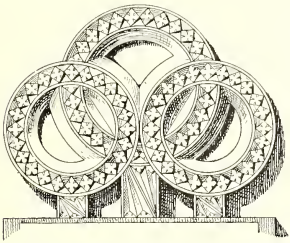


Abb. 75. Symbolisches Ornament. Endigung von einem Mangelbrett aus Nordfriesland. 18. Jahrhundert.

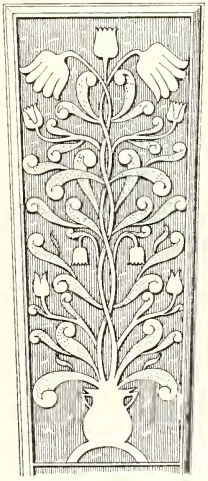


Abb. 77. Teil eines Mangelbretts mit Flachschnitzerei und Bemalung von 1792.

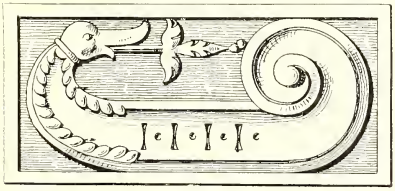


Abb. 76. Füllbrett von einem Kasten. Insel Röm. 17. Jahrhundert.

„heiligen Baumes“ ergibt die in Flachschnitzerei ausgeführte Darstellung der Abb. 77. Im Gegensatz hierzu zeigt Abb. 78 eine ebenso wirkungsvolle, wie eigenartige Anordnung des gleichen, in Reliefschnitzerei ausgeführten Motivs. An der Darstellung ist besonders die charakteristische Modellierung und die von innerer Lebenskraft zeugende Darstellung des Wachstums des „heiligen Baumes“ hervorzuheben. Höchst eigenartig ist auch das Sich-Durchwinden und -Durchflechten der Zweige mit ihren scharf charakterisierten Blattansätzen. An dem gleichen Kasten finden sich noch drei unter sich vollständig verschiedene Darstellungen desselben Motivs vor. Abb. 79 zeigt uns in Steingutmalerei den von Vögeln verehrten „heiligen Baum“ in allerdings wenig erkenntlicher Form. Der obere Teil desselben zeigt nahezu den Umriß einer gotischen Kreuzblume, während die unteren Zweige zu einer herztörmigen Gestalt zusammengewachsen erscheinen. Aus späterer Zeit stammt das auf Abb. 80 dargestellte Webemuster mit dem Motiv der „Baumverehrung“. Wie lange solche Darstellungen noch im Volke bekannt und beliebt waren, das ergeben zahlreiche Arbeiten letzterer Art, die bis in jüngster Zeit Anwendung in der Volkskunst gefunden haben.

Unter den aus dem „heiligen Baum“ hervorgegangenen neuen Motiven ist hier vor allem die

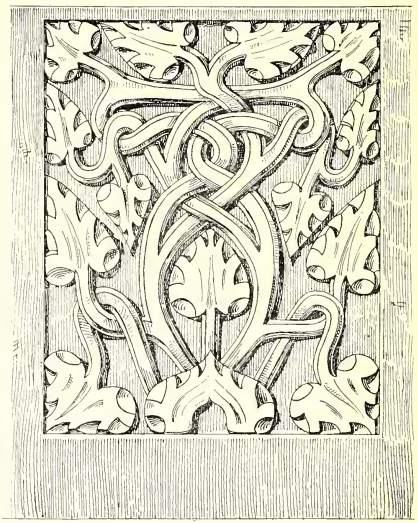


Abb. 78. Füllbrett Reliefschnitzerei von einem Kasten. Umgegend von Flensburg. 18. Jahrhundert.

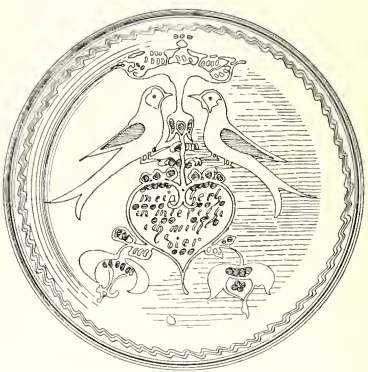


Abb. 79. Baumverehrungs-Darstellung von der Mittelpartie einer Steingutschüssel aus Norder-Dithmarschen. 1752.

Baumgestaltung als einfache oder doppelte Schlangenlinie zu nennen, letztere mit schleifenartigen Verbindungen. Beide treten in liegender und stehender Anordnung auf. Wenn auch bereits an prähistorischen Arbeiten, neben der Schnürungsornamentik mit dazwischen angebrachten Greifen und anderen Fabelgestalten, vegetabilische Details vorkommen, wurden jenen Formen doch hauptsächlich erst mit dem Eintritt der früh-mittelalterlichen Kunstepoche, und zwar hauptsächlich auch wieder durch die Einwirkung der orientalischen Webereien, zahlreiche neue Details vegetabilischer Art zugeführt. Daß über-

Abb. 80. Baumverehrungs-Darstellung von einem Beiderwand-Gewebe. Kreis Flensburg. Um 1820.

Abb. 81. Pilaster Ornament von einem Kasten. Kreis Tondern. 1784.

haupt die pflanzlichen Bildungen weit später als die tierischen an den Zierformen Eingang gefunden haben, erklärt sich jedenfalls daher, daß zum Erfassen der ersteren weit mehr Formengefühl vorausgesetzt werden mußte, als zu den Darstellungen grotesker Menschen- und Tiergestaltungen.

Die Hausfleißarbeiten hiesiger Gegend bringen den „heiligen Baum“ in seiner Umgestaltung als einfach geschlängelte Linie zur Darstellung. Abb. 81 zeigt eine solche Anordnung von scharf stilisierter Durchbildung, die vermuten läßt, daß bei Ausbildung derselben früh-mittelalterliche Vorbilder benutzt worden sind.

Während dieses Beispiel das Motiv des „heiligen Baumes“ für sich zur Darstellung bringt, lassen sich an mancherlei Hausgerät, wie an Fayenceplatten, Metallgerät, auch die „baumverehrenden Tiere“ nachweisen. Nicht selten sind die Tiere hintereinander gruppiert, und dadurch ist das Baumverehrungsmotiv, wie beispielsweise an vielen metallenen Prunkschüsseln unserer Sammlung, mißverständlich mit Jagdzügen in Verbindung gebracht. Durch diese Anordnung wirkt das ursprünglich klare Symbol verworrener, denn der Baum wird zum Beiwerk und der Anbetungsgedanke tritt häufig ganz in den Hintergrund. Außer den ornamentalen Motiven aus ältester Zeit, wie wir sie aus dem Bestande unserer Sammlung im vorstehenden nachzuweisen suchten, finden sich auch mancherlei andere Darstellungen am heimischen Hausgerät verwandt, für die allerdings nicht immer richtige Erklärungen zu finden sind. An einem derartigen Stück ersehen wir beispielsweise ein Schiffshäuschen, wie es in ähnlicher Weise von den Wikingern auf ihren Schiffen benutzt wurde, nebst Pfeilen und Säge dargestellt; nicht selten sind auch Symbole, die auf den Feuerkultus Bezug nehmen, anzutreffen.

Auch mancherlei Gerät, das man bis vor kurzem in Kirchen und Bauernhäusern vorfinden konnte, gibt Zeugnis von Beziehungen zu den ältesten Perioden nationalen Zusammenschlusses. Wir erwähnen hier jene schmiedeeisernen Lichtkronen, die bis vor wenigen Jahren noch zum Inventarbestand unserer Landkirchen gehörten. Sie bestehen aus ornamentierten Blechreifen, die an bunt gegliederten Ketten übereinander aufgehängt sind, während an den Reifen selbst, außer den Lichthaltern, Gehänge von verschieden geformten Blechplättchen in größerer Anzahl befestigt sind. Diese, wie die heute noch in Nordfriesland zum Schmuck der Zimmerdecken üblichen, aus gefärbtem Stroh geflochtenen Kronen mit ihren leicht beweglichen Anhängern, erinnern in ihrer Anordnung lebhaft an die im Hotel Cluny in Paris aufbewahrten Votivkronen der Westgoten. Obschon schwerlich irgendwelche Beziehungen zwischen den in Spanien aufgefundenen Kronen und den eben beschriebenen Landeserzeugnissen nachzuweisen sein werden, kann doch infolge Vergleichs mit anderen, der ältesten Zeit entstammenden Gebrauchstypen und ihrer bewiesenen Existenzdauer, angenommen werden, daß wir es hier möglicherweise mit Überlieferungen uralter Hausgeräte zu tun haben, deren Ursprung bis auf unsere germanischen Vorfahren vorgeschichtlicher Zeit zurückzuführen ist.

Bei der lebhaften Handelsverbindung, die unser Land, und besonders Flensburg, in früheren Zeiten mit Norwegen unterhielt, erscheint es auffallend, daß auch nicht das geringste von jenen eigenartigen nordgermanischen Ornamentformen, wie sie die dortigen Landkirchen in so großer Zahl und Schönheit besitzen, nach hier überführt worden ist. Dies ist um so auffallender, als die Schiffer, auch hier im Lande, stets Auge und Talent für kunstfertige Arbeiten in Holz bekundeten.

Alles deutet demnach darauf hin, daß die Kunstbetätigung in unserer meerumspülten Heimat nur durch Kunstströmungen vom Süden her beeinflußt und beherrscht worden ist und daß von hier aus eigentümlicherweise auch unsere nächsten Nachbarn im Norden, Anregung erhielten. Daß dies vor Jahrhunderten auch der Fall, dafür spricht unter anderen auch ein Ergebnis, daß der † Professor Meyborg in Kopenhagen bei seinen Studien im Geheimarchiv daselbst[43]) zutage förderte, wonach im 16. Jahrhundert

[43]) Persönliche Mitteil. des Prof. Meyborg an den Verfasser dieses Berichts.

Flensburgs Handlungshäuser und Kunstwerkstätten den Königlichen Hof in Kopenhagen mit allen benötigten Kunstarbeiten versorgten.

Heinrich Sauermann †.

Schleswig-Holsteinische Bauernhausmuseen.

Wohl keine Landschaft unseres deutschen Vaterlandes beherbergt innerhalb ihrer Grenzen so viele Überreste verschiedener deutscher Stämme

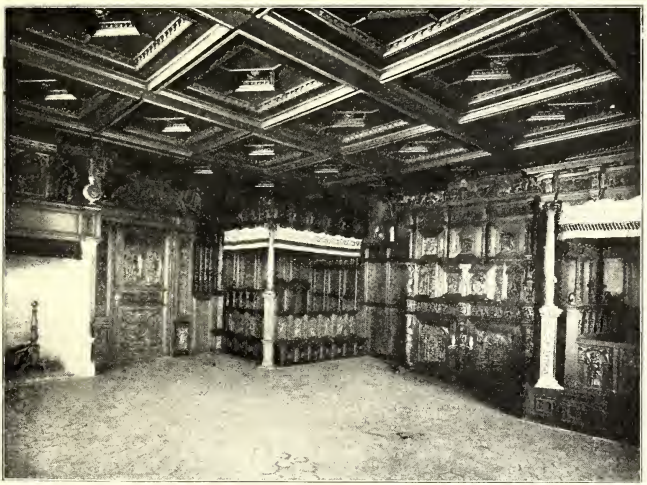


Abb. 82. Markus Swins Pesel (jetzt im Meldorfer Museum).

wie Schleswig-Holstein. Nördlich des Dannewerkes, der alten Völkerscheide der Nord- und Südgermanen, hausen Abkömmlinge der Friesen, Angeln und Jüten. Südlich derselben wohnen holsatische Sachsen, längs der Ostseeküste gemischt mit Überbleibseln des Wendenvolkes, im Westen an der Nordsee durchsetzt mit rheinischen, holländischen und friesischen Einwanderern. So ist es auch natürlich, daß die verschiedensten Typen deutscher Bauernhäuser im Lande erhalten sind. Dabei haben innerhalb desselben Volksstammes einzelne Sippen noch besondere Eigenheiten in ihren Lebensgewohnheiten, Bauweisen und Kleinkünsten entwickelt. Es hebt sich noch heute das Propsteier Ländchen als besonderes abgeschlossenes Kulturgebiet hervor. Es unterscheiden sich Land und Leute der Marschen von den benachbarten Geestgebieten, Insel- und Festlandsfriesen, die Helgoländer und

Blankeneser Schiffer- und Fischeransiedlungen von den benachbarten Ackerbaudörfern. Besonders in den fruchtbaren Marschgebieten an der Elbmündung, in Dithmarschen und an der Eidermündung entwickelte sich der Ackerbau bereits in früheren Jahrhunderten zu hoher Blüte, und mit der Wohlhabenheit der auch ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit wahrenden Bauern Hand in Hand erblühte ein Kunstsinn, dessen Erzeugnisse im Vergleich mit der städtischen Kunst derselben Zeit eine hohe Stellung einnehmen, vor jener aber voraus haben, daß selbst bei reicherer Außenseite ein zähes Festhalten an alten Lebensgewohnheiten und die genaueste Anpassung an die Zweckbestimmung gewahrt ist.

Wie groß trotz der Einäscherung durch Blitzschlag, Feuersbrünste und Neuerungssucht die Zahl der jetzt noch im Lande vorhandenen Erzeugnisse alter Volkskunst ist, hat sich so recht bei den für das Werk „Das Deutsche Bauernhaus" vorgenommenen Aufnahmearbeiten der schleswig-holsteinischen, Hamburger und Lübecker Architektenvereine gezeigt. Die auf das Gebiet nördlich der Elbe und des Travekanals in dem Werke vorgesehenen 11 Tafeln werden nur einen geringen Bruchteil dessen wiedergeben können, was wert ist, aufgemessen und gezeichnet zu werden. Es wäre ja nun richtiger, wenn alle noch vorhandenen Überbleibsel alter Volkskunst innerhalb des Rahmens, für den sie geschaffen waren, erhalten bleiben könnten, und ihre Versetzung an eine andere Stelle überhaupt entbehrlich wäre. Immerhin ist es doch vorzuziehen, die wichtigsten und eigenartigsten Stücke derselben wenigstens innerhalb der Grenzen des Sondergebietes in Museen zurückzuhalten, als zuzusehen, daß sie durch den Kunsthandel verschleudert werden und womöglich ins Ausland wandern. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß innerhalb der schleswig-holsteinischen Lande eine ganze Reihe von kleineren und größeren Sammelstätten entstanden sind, von welchen die Rettung der alten Kunstschätze betrieben wird. Dabei hat es sich als das natürlichste herausgebildet, daß entsprechend den einzelnen abgeschlossenen Landschaften zerstreut im Lande kleinere öffentliche Sammlungen entstanden. Immer mehr gewinnt dabei auch das Bestreben Raum, ganze Zimmereinrichtungen mit allem Zubehör an beweglichem Hausgerät, ja womöglich ganze Bauernhäuser den Sammlungen einzuverleiben und so für jedes Gerät den Rahmen, für den es geschaffen ist, und in dem es benutzt wurde, zu erhalten.

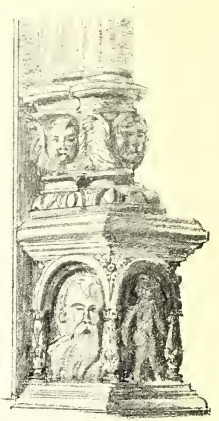


Abb. 83. Fensterpfosten in Markus Swins Pesel.

Für die Arbeit des Forschers möchte es ja auf den ersten Blick bequemer sein, alle diese Sammlungen in einem großen Provinzialmuseum zu vereinigen. Es wäre auch wohl leichter, letzteres mit größeren Mitteln für die Weiterarbeit auszustatten. Immerhin hat die jetzige Einrichtung der vielen kleineren Anstalten auch ihre Vorzüge. Gerade daß letztere in nächster Nähe, gewissermaßen im Mittelpunkte ihrer besonderen Landschaft liegen, gibt Gewähr für die stete Fühlung mit dem Arbeitsfelde, vergrößert

die Zahl der Mitarbeiter, damit zugleich den Einfluß auf die Bevölkerung und schafft schließlich Anregung zu Pflegstätten alter Kunstübungen. Dem ehrlichen Kunstforscher wird es auch nur nützen, wenn er gezwungen wird,

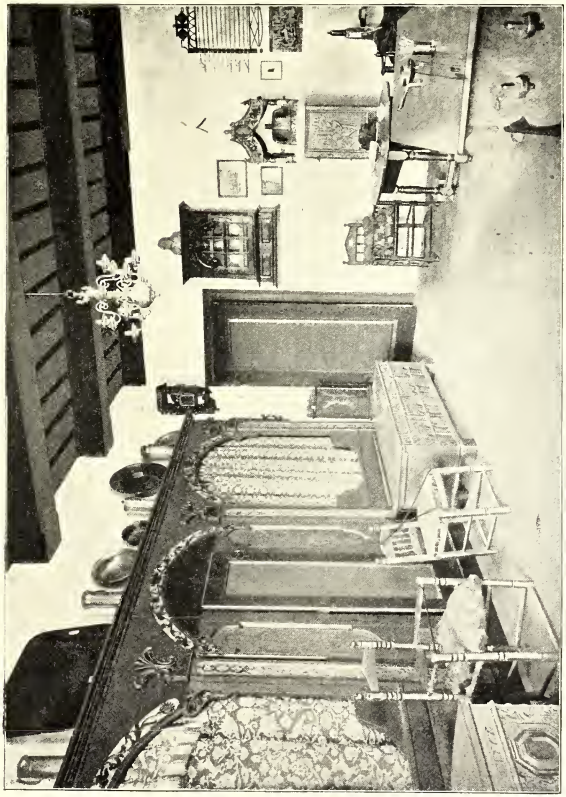


Abb. 84. Bunsther Pesel.

bei seinen Arbeiten sich innerhalb der Landschaft aufzuhalten, dessen Volkskunst er ergründen will.

Von den kleineren Museen Schleswig-Holsteins ist an erster Stelle das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf zu nennen. Seit seiner Gründung im Jahre 1872 hat es sich immer mehr zu einem echten

Bauernhausmuseum entwickelt. Als eine Anstalt der beiden Kreise Nord- und Süderdithmarschen beschränkt es sein Arbeitsfeld auf die Landgebiete dieser beiden Kreise, somit auf den Bereich der ehemaligen Bauernrepublik Dithmarschen. Das Museum beherbergt seit 1885 den Swin'schen Pesel, wohl eines der reichsten Kunstwerke, die je für einen Landmann gearbeitet sind, das Wohn- und Schlafzimmer des Markus Swin aus dem Geschlechte der Wurthmannen, eines Mitgliedes der obersten republikanischen Behörde der Dithmarschen, des Rates der Achtundvierziger, welcher nach der Unterjochung des Landes seinem Volke weiter als Landvogt des Schleswig-Holsteinischen Herzogs diente. 1568 wurde der Pesel vermutlich mit dem zugehörigen Anbau des Hauses errichtet. Über die reiche und doch trauliche Ausstattung des Raumes, die durch Sauermanns Schnitzschule ausgeführte Wieder-

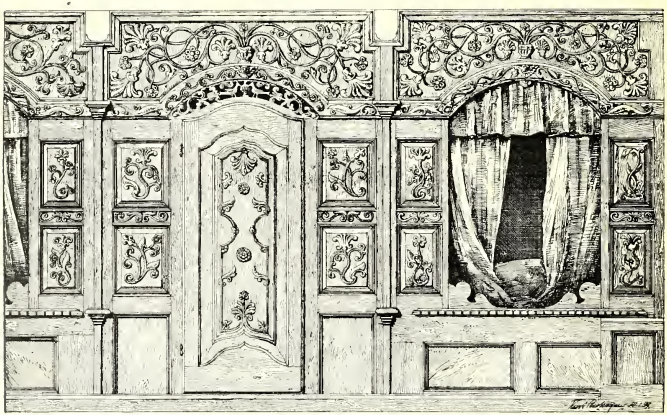


Abb. 85. Heldtsches Haus. Wandgetäfel der „Kleinen Stube" (Dönsch). (Maßstab 1:30).

herstellung, über die Einflüsse, die auf den leider unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben, gibt Dr. Deneckens Aufsatz im ersten gelegentlich der Eröffnung des neuen Museumsgebäudes 1896 erstatteten Berichte genaue Auskunft.

Abb. 82 stellt den Pesel dar mit der reich ausgebildeten Tür, den beiden in den Raum eingebauten Bettbojen, dem Schranke, dem Kamin und dem Durchguck zwischen der Tür und der Bettstatt Markus Swins. Denecken schließt namentlich aus der Formengebung des Schnitzwerkes der Türlünette und der Füllungen der Türpilaster auf niederländische Einflüsse, welche auf den unbekannten Meister des Kunstwerkes gewirkt haben müssen. Für die mannigfache Verwandtschaft der Ausstattung des Pesels mit niederländischen und friesischen Arbeiten sprechen noch verschiedene Zeichen, so die Verwendung von gedrechselten Gitterstäben in dem obengenannten Durchguck, welche in Nordfriesland besonders für die Füllungen der Schrank-

türen von Bettkojen häufig vorkommen (vergl. den nachher abgedruckten Aufsatz über altholländische Innenräume), ferner die Anlage eines Kamins als Feuerung, die in Holland allgemein üblich war, endlich die reiche Ausgestaltung der Fensterpfeiler, von der ein Beispiel in Abb. 83 wiedergegeben ist, und die gleichfalls in den friesischen Landstrichen Hollands in jener Zeit recht beliebt wurde.

Das Museum enthält noch eine Fülle von Einrichtungsstücken alter Bauernhäuser, als Möbel und Holzarbeiten, von ganzen Poselteilen bis zu den kleinsten Gebrauchsgeräten, Metallarbeiten, Töpferwaren, Glasmalereien, Webereien, Trachten, Filigrane und sonstige Schmucksachen. Größere Teile eines einfacheren Pesels aus dem Geestdorfe Bunsohe in Süderdithmarschen

Abb. 86. Heldtsches Haus, einst in Ostenfeld, jetzt in Husum.

sind zu einem vollständigen Bauernhauszimmer zusammengestellt. Abb. 84 zeigt linkseitig die Bettwand mit der verzierten und bemalten Holzverkleidung, rechtseitig die Ofenwand mit dem gußeisernen Bilegger, der messingnen Ofenstülp und dem zum Kleidertrocknen dienenden geschnitzten Ofenheck. Daneben ist der Hängeschrank, das Pfeifenreck und sonstiger Hausrat als Truhen, Stühle usw. zu erkennen. Wie sich alle diese Einrichtungen aus den Lebensgewohnheiten des Volkes entwickelt haben, hierüber gibt ein Aufsatz des zeitigen Leiters des Museums Johannes Goos in dem genannten Museumsbericht näheren Aufschluß (vergl. auch den nachher abgedruckten Aufsatz: Ländliches Hausgerät aus Schleswig-Holsteinischen Museen).

Der Meldorfer Museumsleitung stehen nur mäßige Mittel zur Verfügung. In dem verhältnismäßig kleinen Gebäude kann auch nur Raum für eine kleine Anzahl von Sammlungsstücken geschaffen werden. Die Museumsleitung bemüht sich daher, wenigstens ein Inventar tunlichst aller noch in

ihrem Arbeitsgebiet vorhandenen Kunstgegenstände zu beschaffen, um so leichter im Falle der Gefahr für die Erhaltung einzutreten. So sind jetzt Verhandlungen über die Erwerbung und Überführung eines zweiten Pesels aus einem Bansohe benachbarten Geestdorfe, der aus Ende des 17. Jahrhunderts stammt, im Gange.

Die Dithmarschen nächstgelegene Elbmarsch, die hauptsächlich von Holländern kolonisierte fruchtbare Wilstermarsch verdankt der Tatkraft und Anregung des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Detlefsen ihr kleines Museum in Glückstadt. Hier sind namentlich Trachten, Kleiderschmuck, Webereien und kleineres Hausgerät gesammelt worden. Gelegentlich wurde das Landvolk durch eine Ausstellung des alten Besitzes auf den großen Wert der Werke der Volkskunst aufmerksam gemacht. Bis zu der Aufstellung einer

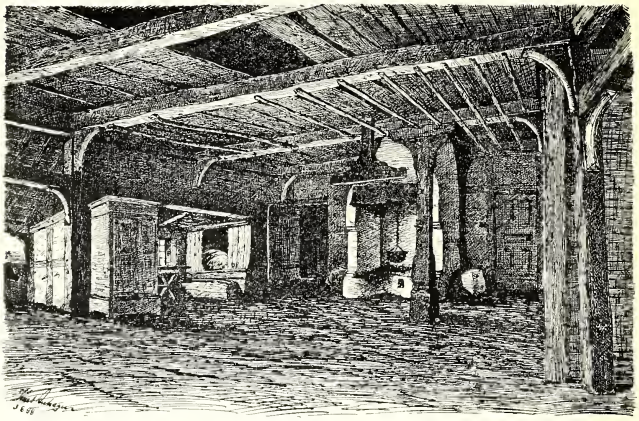


Abb. 87. Heldtsches Haus. Diele.

vollständigen Wilstermarschstube hat es das Glückstadter Museum mangels der erforderlichen Mittel und des nötigen Raumes noch nicht gebracht. Dafür begegnen wir aber derartigen Zimmern im Hamburger Kunstgewerbemuseum, im Altonaer Museum. Demnächst wird auch das Flensburger Museum eine Wilstermarschstube aufstellen und selbst nach Kopenhagen und Holmenkollen bei Christiania ist eine vollständige Wilstermarschstube verschleppt worden.[44])

Wie schon im Jahrg. 1899 der Denkmalpflege, Seite 51 berichtet wurde, ist im Weichbilde der alten Hafenstadt Husum inmitten einer Parkanlage eines der nördlichsten Sachsenhäuser, das Heldtsche Haus aus Ostenfeld wieder aufgebaut und dem Vaterlande erhalten worden. Unter

[44]) Über die Wilstermarschstube in Holmenkollen vergl. Zentralbl. d. Bauverwaltung 1900, Seite 306 u. 307.

der sachverständigen Leitung des Gymnasiallehrers Voß hat sich dieses Haus zu einem rechten Bauernhausmuseum herausgebildet, das erfreulicherweise von Einheimischen und Fremden tüchtig besucht wird. Maler Richard Hagn hat mehrfach seine Arbeitsstätte im Haus aufgeschlagen und letzteres durch seine Bilder weiteren Kreisen bekannt gemacht. Die Abbildungen 85 bis 88 stellen den Bau nach Aufnahmen des Regierungsbaumeisters Anhagen dar, welche noch vor dem Abbruche in Ostenfeld vorgenommen wurden. In dem Schaubilde der Diele sieht man den vom ersten Umbau des Hauses herrührenden mit einem Schwibbogen überwölbten Wandherd, während bei dem Wiederaufbau der älteste frei in der Diele, neben dem Krüzboom stehende Herd wiederhergestellt ist. Der früher mit geschnitzter Wandverkleidung geschmückte Pesel ist nach dem Vorbilde der nach Kopenhagen verschleppten ersten Vertäfelung nachgearbeitet worden. Der letzte Umbau des Hauses im Jahre 1789 verwandelte das rechtsseitige Siddels in eine kleine Wohnstube, nach dem Sprachgebrauch Dönsch genannt.

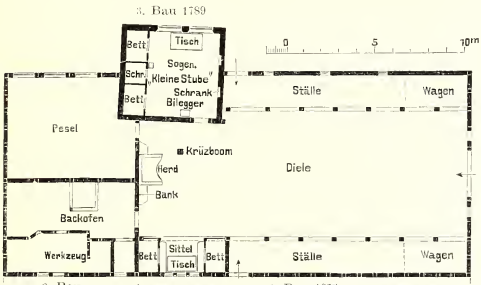


Abb. 88. Grundriß des Heldtschen Hauses.

Die eine ganze Wand dieses Raumes einnehmende Bett- und Schrankvertäfelung (Abb. 85) ist augenscheinlich das Werk eines einfachen Dorftischlers, dem die Rokokoschnörkel der damaligen Mode wohl eine Anregung gegeben haben mögen. Im übrigen hat er aber seine Ranken und Blumen mit eigener Erfindungskraft gebildet und seinem Werke trotz des Reichtums der Schnitzerei eine klare einfache Gesamtgliederung zu erhalten gewußt. Der Pesel, die Diele mit dem erhaltenen linksseitigen Siddels, die Dönsch, überhaupt alle Teile des Hauses sind mit altem Hausrat so besetzt, daß es den Anschein erweckt, als ob der Besitzer die Räume noch in alter Weise bewirtschaftete.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, auch die übrigen kleineren Museen des Landes, die Sammlungen der Kreisverbände in Hadersleben, der Stadt Schleswig, der Insel Fehmarn zu Burg auf Fehmarn usw. einzeln zu schildern. Es seien daher nachfolgend nur noch die größeren Sammlungen des Landes besprochen, zunächst die des Hamburger Kunstgewerbemuseums, das zwar an der Grenze des Landes in der Hansestadt belegen ist, aber einen großen Teil seiner Schätze aus Schleswig-Holstein bezogen hat. Der verdienstvolle Vorsteher dieser Anstalt, Prof. Dr. Justus Brinckmann, blickte am 12. Februar d. J. auf eine 25jährige Amtstätigkeit zurück. Schon seit Jahrzehnten hat er auf die Sammlung volkstümlicher Kunstarbeiten Schleswig-Holsteins sein Augenmerk gelenkt und sich um deren Sichtung und Wertschätzung verdient gemacht. In seinem Führer durch das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe

ist der Schilderung der Kerbschnittarbeiten, der Schnitzarbeiten, der verschiedensten Gewebe von den einfachsten Knüpfarbeiten bis zu den kunstvoll gezeichneten Beiderwandgeweben, der Fayencen, Metallarbeiten usw. ein weiter Raum gewidmet. Vor allem nahm Brinckmann darauf Bedacht, der Beziehung des Kunstwerkes zum Gebrauch und zum täglichen Leben des Volkes nachzuspüren, und es ist ihm gelungen, nach dieser Richtung wichtige Fingerzeige zu geben. Der Aufstellung einer größeren Anzahl vollständiger Bauernstuben standen die beschränkten Raumverhältnisse des Museums und der Umstand entgegen, daß die für die Großstadt Hamburg bestimmten Sammlungen auf allen Gebieten der Kunstarbeit Vorbildliches und Lehrreiches umfassen sollten und sich daher nicht auf die heimatliche Kunstweise beschränken konnten. So hat Dr. Brinckmann nur ein besonderes Beispiel holsteinischer Kunst, das aus dem Jahre 1744 stammende Wilstermarschzimmer des Joachim Krey aus Klein-Wisch seinen Sammlungen einverleibt. Die durch eine photographische Wiedergabe in den Blättern für Arch. u. Kunsthandwerk Jahrg. XIII, Bl. 110 weiteren Kreisen bekannt gewordene Arbeit zeichnet sich durch die für die Wilstermarsch charakteristische und wohl von Hamburg beeinflußte Durchbildung der Wandtäfelung und der Durchgucköffnung zwischen Diele und Stube aus und durch sonstige an Rokokoschnörkel erinnernde Schnitzwerke der Stühle, des Ofenhecks, des Hängeschrankes und anderen Hausrats. In diesem Raum ist auch der unweit Margaretenhof aufgefundene Pelikan aufgehängt. Unter der Decke mit seinen ausgebreiteten bunten Flügeln schwebend, könnte er wohl zunächst für einen großen Schützenvogel gehalten werden. Erst durch weitere Nachforschungen wurde von Brinckmann festgestellt, daß es sich hier um einen alten Brauch handelt, nach welchem über der Wiege des Kindes ein Pelikan als das Wahrzeichen der Mutterliebe aufgehängt wurde.

In neuester Zeit ist nun das städtische Museum zu Altona in die Fußtapfen seiner älteren benachbarten Schwesteranstalt getreten. Hier hatte sich von vornherein die Notwendigkeit herausgebildet, bei den Sammlungen die kulturhistorische Entwicklung der schleswig-holsteinischen Lande in den Vordergrund zu stellen und, da diese Entwicklung in den einzelnen Landschaften verschiedene Wege gegangen war, die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart für die Zusammengehörigkeit der Sammlungsstücke maßgebend sein zu lassen. Es wurde vom Unterzeichneten in der Besprechung des Neubaues des Museums (Zeitschrift für Bauwesen 1902, S. 31 bis 36)[45]) schon geschildert und durch Abbildungen erläutert, wie die nach einheitlichem Maßstabe gearbeiteten Modelle von Bauernhäusern, die Gruppen von Bauerntrachten und eine ganze Anzahl von Bauernstuben ein Bild der Sitten, Gebräuche und Kunstarbeiten der einzelnen Landschaften geben. Eine genauere Beschreibung der kulturhistorischen Abteilung des Museums liefert die Festschrift zur Eröffnung des Hauses in dem Aufsatze des Direktor Dr. Lehmann. Besondere Beachtung verdient es, daß, soviel diesseits bekannt, hier zum ersten Male der besonderen Bauart der alten Fischerhäuser von Blankenese nachgespürt ist. Es handelt sich um Zwillingshäuser mit einer gemeinschaftlichen Hausdiele, die als Küche dient, und anschließender geräumiger, ebenfalls für zwei Familien gemeinschaftlicher Querdiele, welche für das Flicken der Netze sowie andere Hantierung der Fischerei geeignet eingerichtet ist. Daneben sind getrennte Wohnzimmer und im ersten Stock

[45]) Ein Auszug aus dieser Abhandlung ist in den nachstehenden Aufsätzen wiedergegeben.

je ein Oberzimmer, Saal, für jede der beiden Familien eingerichtet. So unterscheidet sich das Blankeneser Fischerhaus im ganzen Aufbau in bestimmter Weise von den mehr breit gelagerten benachbarten Bauernhäusern,

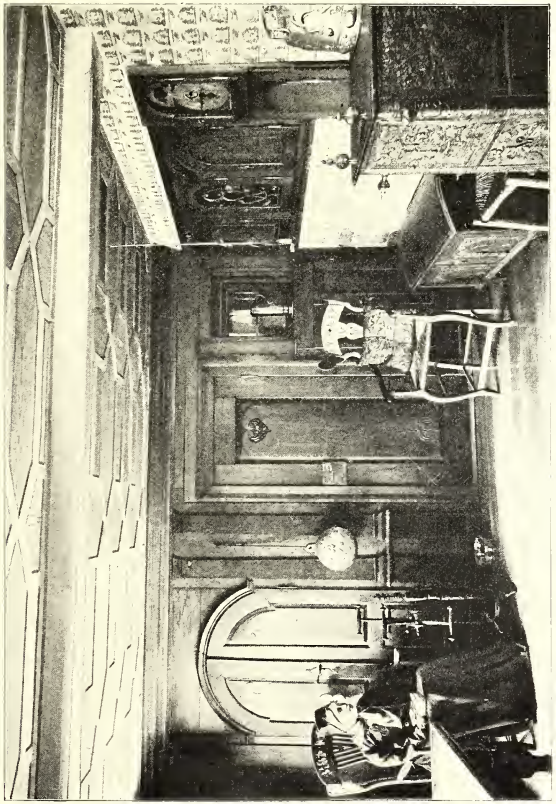


Abb. 89. Propsteier Stube, jetzt im Altonaer Museum.

und auch die innere Einrichtung ist genau entsprechend dem Berufe des Besitzers geeignet für den Betrieb von Schiffahrt und Fischerei ausgebildet.

Das in Abb. 89 dargestellte Propsteierzimmer des Altonaer Museums ist ein Beispiel der Volkskunst aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts

aus einem gleichfalls eigenartig entwickelten Ländchen, der Propstei, das einst der Herrschaft des Klosters Preetz unterstanden hatte. Wandgetäfel und Decke sind in schlichter aber wirkungsvoller Weise durchgeführt. Die Schnitzerei ist auf ein Paar vertieft gearbeitete herztörmige Zeichnungen der Türfüllungen beschränkt. Durchgucköffnungen und Wandschränke unterbrechen auch hier die Wände. Die Lehnstühle mit den binsengeflochtenen Sitzen, dem Kissenbelag, den Seitenbacken an den hohen Lehnen und den geschwungenen Armlehnen sind in ihren einfachen Formen geradezu mustergültig für die Benutzung gearbeitet und würden auch für die Bedürfnisse der Jetztzeit durchaus brauchbar sein.

Die rühmenswerte Arbeit, welche das städtische Museum in Flensburg unter der sachverständigen Leitung seines verdienten Gründers und Vorstehers Heinrich Sauermann für die Erhaltung und Sammlung der alten Kunstarbeiten namentlich im Norden der Provinz, in dem einstigen Herzogtum Schleswig und an der friesischen Westküste bisher geleistet hat, ist in dem vorher Seite 48 bis 54 abgedruckten Aufsatze in eingehender Weise geschildert worden. Namentlich ist auf die reiche Sammlung von mittelalterlichen profanen Möbeln hingewiesen worden, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit wohl kein anderes norddeutsches Museum aufweisen kann. Ebenso wurde auf das gedeihliche Zusammenwirken des Museums und der unter gemeinschaftlicher Leitung arbeitenden Schnitzschule aufmerksam gemacht. Inzwischen ist ein wenn auch nur geringer Teil der Sammlungsstücke, namentlich solcher, die aus Bauernhäuser stammen, in Meiborgs Werke: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig“ zeichnerisch wiedergegeben worden. Immerhin wird für die Sammlungen eine richtige Würdigung, Sichtung und Nutzbarmachung erst gewonnen werden, wenn sie in dem zur Zeit in Ausführung begriffenen Museumsbau in angemessener Weise aufgestellt und zugänglich gemacht sein werden. Es sind hierbei bereits Vorkehrungen getroffen, ebenfalls eine ganze Reihe vollständiger Wohnungseinrichtungen zusammenzustellen, so ein nordschleswiger Zimmer, mehrere Bauernstuben von der friesischen Küste und den Nordseeinseln, aus Stapelholm, Dithmarschen und schließlich aus der Wilstermarsch. Da außer den bäuerlichen Zimmereinrichtungen auch ein bürgerliches Wohnzimmer aus Friedrichstadt und eine Diele aus einem Schleswiger Herrenhause im neuen Museum Aufnahme finden werden, wird es möglich sein, Vergleiche zwischen den bäuerlichen und städtischen Wohnungseinrichtungen derselben Zeit und derselben Landschaften zu ziehen. Hiernach ist kein Zweifel, daß mit dem Ende dieses Jahres zu erreichenden Fertigstellung und Eröffnung des Flensburger Museums ein weiterer großer Fortschritt auf dem Wege zur Erhaltung und Erforschung der alten Volkskunst Schleswig-Holsteins gewonnen wird.[46])

Das Thaulow-Museum in Kiel ist aus den Privatsammlungen des Gründers Thaulow hervorgegangen. Sein Sammlungsgebiet erstreckt sich auf alle Teile der ausgedehnten Provinz, und zwar auf profane und kirchliche Arbeiten. Bei der Auswahl der gesammelten Kunstarbeiten war zunächst weniger die Absicht maßgebend gewesen, für die Beziehungen des Lebens des Volkes zur Kunstarbeit und die Entwicklung der letzteren in den Sondergebieten Unterlagen zu gewinnen. Erst nach Übergang des Museums in die Verwaltung der Provinzialbehörde richtete sich das Bestreben

[46]) Über diese im Neubau des Museums nunmehr aufgestellten Bauernstuben vgl. den nachher auszugweise abgedruckten Aufsatz aus der Zeitschrift für Bauwesen.

des derzeitigen Leiters der Anstalt, Universitäts-Professor Dr. Mathaei darauf, das Gesammelte zu sichten und nach den einzelnen Entwicklungsstufen und Kulturabschnitten übersichtlicher und lehrreicher zu gestalten. Nach derselben Richtung arbeiteten die späteren Museumsvorsteher Dr. Jürgen Haupt und der jetzige Anstaltsleiter Dr. Brandt. Für eine weitergehende Durchführung dieser Gesichtspunkte wäre jedoch entweder eine Beschränkung des Arbeitsfeldes oder eine wesentliche Erweiterung der Museumsgebäude und der sonstigen Einrichtungen der Anstalt durchaus erforderlich.

Eine derartige Erweiterung der Anstaltsräume ist bereits seit Jahren geplant, scheiterte aber bisher an den mannigfachen entgegenstehenden Schwierigkeiten. So haben mancherlei Sammlungsstücke, die in neuerer Zeit

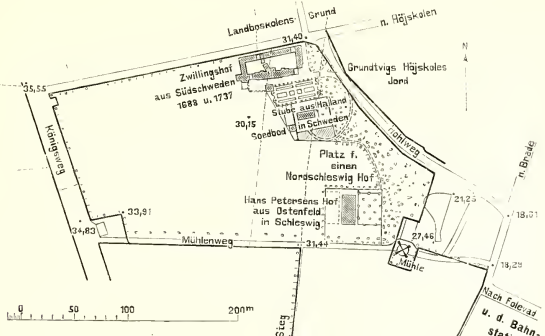


Abb. 90. Lageplan des Freiluftmuseums des Dänischen Volksmuseums bei Kongens Lyngby.

erworben wurden und grade die alte Volkskunst des Landes wiederspiegeln, aus Raummangel nicht so zur Aufstellung gelangen können, daß sie für die Anschauung und das Studium bequem zugänglich sind. Man mußte sich daher bislang darauf beschränken, einzelne recht wertvolle Stücke schleswig-holsteinischer Kunst, so z. B. den sogenannten Abendmahlsschrank und Arbeiten des Künstlers Hans Gudewerdt im benachbarten Eckernförde zur Aufstellung zu bringen.[47])

[47]) Es sei noch auf die Denkschrift des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Museums hingewiesen, welche zugleich eine Studie über Meister Hans Gudewerdt enthält und diesen als den bisher unbekannten „Meister mit den flötenblasenden Hasen" nachweist. Im nachstehenden Aufsatze ist zugleich der Mitwirkung des Vorstehers des Thaulowmuseums bei der Begründung eines schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseums in Kiel gedacht. Nach den neueren Beschlüssen der Provinzial-Verwaltung ist auch Aussicht vorhanden, daß an Stelle einer Erweiterung des alten Baues des Thaulowmuseums ein vollständiger Neubau an anderer Stelle zustande kommt. So ist zu hoffen, daß nunmehr von vornherein ein zweckmäßiges und ausreichendes Heim für die Arbeiten des Museums geschaffen wird.

Als besonders rühmenswert muß es auch hervorgehoben werden, daß eines der besten Bilder des Halligmalers Alberts, die Darstellung des Königspesels der Hallig Hooge hier im Thaulowmuseum eine Heimstätte gefunden hat und so die eigenartige Durchbildung einer Friesenstube wenigstens im Bilde festgehalten ist. Auch hat das Museum in dankenswerter Weise sich bemüht, bildliche Darstellungen von Werken der Volkskunst des Landes, und zwar vollständiger Zimmereinrichtungen und ganzer Bauernhäuser zu erwerben.

Wenn man vom Schleswig-holsteinischen Bauernhausmuseum spricht, darf man die dänischen Museen in Kopenhagen, namentlich das Volksmuseum des Direktors Bernhard Olsen daselbst nicht außer acht lassen. In letzterem war schon bei der ersten Anlage darauf Bedacht genommen, in einzelnen Zimmereinrichtungen ein abgeschlossenes Bild der Kultur bestimmter Landschaften zu geben. So war Holstein durch ein Wilstermarschzimmer aus Urendorf vertreten, Südschweden durch Bauernstuben aus Schonen und den Nachbarlandschaften, Dänemark selbst durch Zimmer aus Aalborg in Jütland und Amager bei Kopenhagen. Für die Neuerwerbungen an altem Hausrat boten diese Räume auf die Dauer aber keinen Platz, und so entstand nach dem Vorbilde der skandinavischen Freiluftmuseen zunächst im Rosenborgpark innerhalb der Stadt ein aus zwei südschwedischen vollständig übertührten Bauernhäuschen bestehendes kleines Museum. Dem folgte in allerjüngster Zeit die in ländlicher Umgebung bei Kongens Lyngby zwischen Kopenhagen und Hilleröd ins Leben gerufene Erweiterung des dänischen Volksmuseum. Hier will Olsen eine ganze Reihe Bauernhäuser aus allen Landschaften der ehemals dänischen und mit Dänemark verbunden gewesenen Gebiete zur Aufstellung bringen. Abb. 90 gibt das Gelände nebst den bereits errichteten Gebäuden wieder. Mit einem südschwedischen Zwillingshofe und einem Schwesterhause des Ostenfelder Heldtschen Hauses aus dem Schleswigschen ist der Anfang gemacht worden. Ein nordschleswiger aus Bohlwerk errichteter Hof aus der Umgegend von Hadersleben soll demnächst folgen. So wird nach einigen Jahren dicht bei der Großstadt Kopenhagen eine vollständige Sammlung von Bauernhäusern der verschiedensten nordischen Landschaften zu schauen sein. Es wird daselbst dem Großstädter vor die Augen geführt werden, wie die ländlichen Bauten unbehindert durch die Enge des städtischen Zwanges sich aus dem Bedürfnis des ländlichen Gewerbes unter stetiger Mitwirkung ganzer Geschlechter der ländlichen Bevölkerung entwickelten und mit den einfachsten zur Verfügung stehenden heimischen Baustoffen hergestellt wurden.

Es ist nun Pflicht der Jetztzeit, nicht nur die Zeugen alter Volkskunst zu sammeln, zu erhalten, zu sichten und hochzuschätzen, sondern auch an dem Wiedererstehen einer neuen heimatlichen Kunst, die von gleichem Geiste getragen ist, zu arbeiten. In Schleswig-Holstein sind ja die allerersten Anfänge einer solchen Neuarbeit zu spüren, und gerade an die beschriebenen Bauernhausmuseen in Meldorf, Husum, Flensburg, Kiel, Hamburg knüpfen diese Bestrebungen zur Wiedererweckung und Weiterentwicklung eines gesunden heimatlichen Kunstschaffens an. Wenn diese Anregungen weitere Früchte tragen sollen, müssen wir aber vor allem auch der ländlichen Bevölkerung das Bewußtsein einimpfen, daß gleich wie die sonstige Nachahmung städtischer Sitte vom Übel ist, es auch falsch wäre, auf dem Lande nach städtischer Weise zu bauen und zu bilden. Vielmehr tut es not, Kleinmeister und Bauhandwerker zu schulen, die des Volkes Sitte und Sprache verstehen und nach dieser bauen, bilden und schaffen.

Es wird lange währen, bis eine Saat solcher Art geeigneten Boden finden wird, um zu wachsen und zu reifen. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß diese Bestrebungen auch jetzt schon auf nicht ganz unfruchtbaren Boden fallen.

Schleswig, im Febr. 1902. K. Mühlke.

Holsteinisches Bauernhausmuseum in Kiel.

Das Hochbauamt der Stadt Kiel hat angeregt, ein von der Stadtgemeinde erworbenes ostholsteinisches Bauernhaus (Abb. 91 bis 93), das an der alten Holtenauer Landstraße in der Nähe der Stadt stand und zum

Abb. 91. Ansicht (vor dem Abbruch).

Zwecke eines Straßenausbaues weichen mußte, nicht einfach abzubrechen, sondern nach einer Parkwiese in der Nähe des Düsternbrooker Weges, der sogenannten Krusenkoppel, die nach dem Willen des Schenkers als Park dauernd erhalten bleiben soll, überzuführen und dort wieder aufzubauen. Es würde hiermit ein Anfang für ein kleines Freilichtmuseum gemacht werden. Nach Verhandlungen mit dem Leiter des Thaulowmuseums in Kiel Dr. Brandt wäre letzterer geneigt, einige der z. Z. in diesem Museum aufbewahrten, aber aus Mangel an genügendem Raum noch nicht aufgestellten altbäuerlichen Wohnungseinrichtungen in das alte Bauernhaus einzubauen; zunächst ist dabei an das Lohbarbeker Zimmer gedacht. Vielleicht gelingt es später, noch andere holsteinische oder schleswigsche Bauern- und Fischerhäuser, zunächst etwa ein Bauernhaus aus der Probstei oder ein Fischerhaus an der Schlei nach dem Parke zu überführen und somit das Freiluftmuseum weiter zu entwickeln. Der Plan ist inzwischen der Ausführung schon näher gerückt. In der Sitzung der Stadtkollegien vom

7. März sind durch einen Mehrheitsbeschluß 5000 Mark für die Übertührung und den Wiederaufbau des Hauses zur Verfügung gestellt, ohne zunächst wegen der weiteren Anlage eines Freilichtmuseums Verbindlichkeiten einzugehen. Das Hochbauamt, insbesondere der tatkräftig für den Plan eingetretene Stadtbaurat Pauly hat den Auftrag erhalten, das Erforderliche in die Wege zu leiten. Die Minderheit der Stadtverordneten, welche gegen die Durchführung des Unternehmens Stellung nahm, begründete ihre abweichende Meinung einerseits dadurch, daß sie im allgemeinen der Anlage

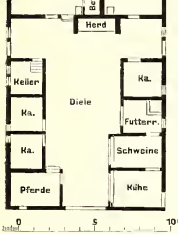
Abb. 92. Diele (vor dem Abbruch).

eines Freilichtmuseums in Kiel auf der Krusenkoppel entgegentrat, anderseits das zu versetzende Haus als ein typisches ostholsteinisches Bauernhaus nicht anerkennen wollte.

Die Krusenkoppel am „Düsternbrooker Wege“ ist ein nach der letzteren Straße abfallendes, an das sogenannte „Düsternbrooker Gehölz“ anschließendes, in der Nähe der Wasserfläche der Kieler Föhrde gelegenes Gelände mit teilweisem Baumbestande, das nach dem Vermächtnis des alten Kruse der Stadt als Ganzes erhalten bleiben und der Bevölkerung als Erholungsplatz dienen sollte. Es ist wohl begründet, daß an dieser Zweckbestimmung nichts geändert, vielmehr derselben nur in erhöhtem Maße entsprochen wird, wenn ein derartiges niedriges Bauernhaus oder selbst mehrere derselben zerstreut in der Landschaft aufgestellt würden. Ist doch all unseren alten Bauten und namentlich den Häusern des Landmanns der Vorzug eigen, daß sie mit der Natur gewissermaßen zusammengewachsen

erscheinen, und gerade in der Erkenntnis dieses Umstandes würde für unsere zukünftige Bevölkerung ein großes Mittel der Belehrung liegen, durch welches der Genuß an der freien Natur in keiner Weise geschmälert wird.

Wie aus den beigegebenen, uns vom Stadtbauamt freundlichst zur Verfügung gestellten Abb. 91 bis 93 ersichtlich ist, handelt es sich allerdings nicht um das Haus eines Großbauern mit ausgedehnten Stallungen, sondern um das Gewese eines Kleinhufners oder Kätners, wie solche vielfach in den Dörfern neben den Anlagen der Großbauern und vielleicht besonders häufig in der Nähe der alten Städte vorkommen. Immerhin zeigt das Haus alle grundsätzlichen Eigentümlichkeiten eines niedersächsisch ostholsteinischen Bauernhauses, die dreischiffige Anlage um die breite hohe Diele mit der anschließenden Fleetverbreiterung, das hohe Einfahrtstor mit dem oberen Bogenabschluß, die niedrigen seitlichen Fachwände und das mächtige rethgedeckte Dach mit den Ulenlocks und dem Giebelspieß am Ende der Firsten. Die Seitenräume neben der Diele sind vielleicht erst später zu Kammern ausgebaut, während zu Anfang die Benutzung zu Stallzwecken noch einen größeren Umfang gehabt haben mag. Inmitten des Fleets an der Fleetwand hat der besonders eigenartige Herd mit den seitlichen Wangen, dem Schwibbogen und der vorderen durchbrochenen Füllwand des Bogens seinen Platz. Er ähnelt in seiner großen Breitenausdehnung vielfach dem auf Schleswig-Holstein Taf. 8. Abb. 9 unseres Werkes: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche" dargestellten Herde des Hauses Rix aus dem benachbarten Schönbeck in Ostholstein. Auch die schräge Stellung der Steine in dem durchbrochenen Gitterwerk der oberen Füllmauer des Herdes ist beiden Ausführungen eigen. Wir haben es hier also mit einer durchaus landschaftlich eigenartigen Durchbildung zu tun. Auch das etwa um die Hälfte eines Sechseckes vorspringende Kiekfenster links neben dem Herde, welches die Verbindung zwischen der Wohnstube und der Diele erleichtern soll, ist durchaus ostholsteinisch. Die Anlage der beiden Stuben im Wohnflügel mit der zwischenliegenden Bett- und Schrankanlage kehrt genau bis auf den gleichen Maßstab in dem 1673 erbauten Hause in Kosel in der benachbarten Landschaft östlich des Amtes Hütten bei Eckernförde wieder. An mehreren Bauteilen können wir also Vergleiche und Beziehungen zu charakteristischen Anlagen des engeren ostholsteinischen Hügellandes feststellen.



a. Schrank.

Abb. 93. Grundriß.

Dem Unternehmen der Stadt Kiel ist somit aus vollem Herzen dauernder Erfolg zu wünschen. Möge nach gelungener Überführung des alten Hauses die Nutzbarmachung desselben zur Belehrung und Erfreuung breiter Volkskreise in geschicktester Weise gelingen, wozu neben guter Überwachung und Zugänglichkeit die Herstellung und der billige Vertrieb eines gedruckten, mit Abbildungen bereicherten Führers wohl die beste Hilfe sein würde. Auch die am Wiederaufbau des Heldtschen Hauses aus Ostenfeld in der Stadt Husum gemachten Erfahrungen werden hierbei gute Dienste leisten können.

Berlin 1905. K. Mühlke.

Inzwischen ist die Überführung des Hauses nach der Krusenkoppel und somit der Beginn eines Freilichtmuseums in Kiel glücklich durchgeführt.

Der Neubau des städtischen Museums in Altona.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an eine Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums und die bei der Aufstellung der Kunstschätze befolgten Grundsätze.

Auch in der kulturgeschichtlichen Abteilung ist von dem Leiter der Anstalt Prof. Dr. Lehmann der Grundsatz durchgeführt, die wertvollen Zeugnisse alter Volkskunst in ihrer Umgebung lebendig vorzuführen. Da in Schleswig-Holstein die Stammesunterschiede und die landschaftliche Eigenart mehr als die zeitlichen Modeströmungen der Volkskunst den Stempel aufgedrückt haben, so ist, abgesehen von den Gegenständen der Schnitzkunst, nicht die zeitliche Aufeinanderfolge, sondern die landschaftliche Zusammengehörigkeit maßgebend für die Aufstellung gewesen. So sehen wir zunächst Modelle der einzelnen Bauernhaustypen, behufs besseren Vergleiches alle in einem einheitlichen Maßstabe 1 : 20 ausgeführt. Die bisher fertiggestellten Modelle umfassen ein Fischerhaus (Doppelhaus für 2 Familien) aus Blankenese, eines der nördlichen Sachsenhäuser aus dem Dorfe Winnert im Kirchspiel Ostenfeld, ein großes Bauernhaus aus dem Altenlande südlich der Elbe, ein Haus aus Mölln in Lauenburg, eins der größten Wilstermarschhäuser aus Großwisch und ein holsteinisches Haus aus der Gegend von Bordesholm. Es ist beabsichtigt, noch weitere Haustypen, namentlich das Dithmarser Haus, den Eiderstedter Hauberg, ein nordfriesisches Haus, schließlich das angeliter und nordschleswiger Haus darzustellen.[48]) Die Modelle sind so ausgeführt, daß man durch Fenster und das teilweise offene Dach hindurch einen Einblick in die innere Ausstattung der Stuben, Dielen, Stallungen und sonstigen Räume hat. — In demselben Saale sind, erläutert durch Landkarten der einzelnen Landschaften, die Trachten der Einwohner in zusammengestellten Gruppen zur Darstellung gebracht. So unterscheidet man Altenländer und Vierländer Trachten, solche aus dem mittleren Holstein, aus der Probstei, den friesischen Inseln usw. Auch in diesen Abbildern von Männern, Frauen und Kindern ist irgend eine bestimmte Beschäftigung dargestellt (vgl. Abb. 94). Dabei sind die Köpfe den hauswirtschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten entsprechend verschieden modelliert.

Als besonderes Verdienst muß es schließlich der Museumsleitung angerechnet werden, daß sie eine Reihe von Bauernstuben nach dem Vorbilde der nordischen Museen in den Bestand des Museums aufgenommen hat. Wie schon vorher erwähnt, sind nachträglich die hinteren Teile der Flügel des Baues in kleinere Geschosse zerlegt und mit Bauernstuben ausgefüllt. Diese Stuben sind nicht alle und nicht in jedem Stück im Original überführt. So mußte das Blankeneser Zimmer nach dem, man möchte sagen glücklicherweise in Blankenese verbliebenen Vorbilde nachgearbeitet werden, und in der Friesenstube sind Arbeiten aus verschiedenen Häusern zusammengestellt. Immerhin geben diese Stuben ein so überzeugendes Bild einer echten Volkskunst und liefern so mancherlei Fingerzeige für das Verständnis einer durch Stammeseigenschaften, Lebensgewohnheiten, Überlieferung und gesunde Volkskraft geschaffenen Eigenart, daß wohl niemand diese Museumseinbauten missen möchte. Das vornehmste und reichste der ausgestellten Bauernzimmer ist die Wilstermarschstube, welche aus dem 1759 von Peter

[48]) Nunmehr ist auch das Modell eines Fischerhauses aus dem Fischerdorfe Gothmund bei Lübeck an der Mündung der Trave zur Aufstellung gelangt.

Abb. 94. Trachtengruppe: Friesische Trachten aus Nordfriesland und Föhringer Tracht aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

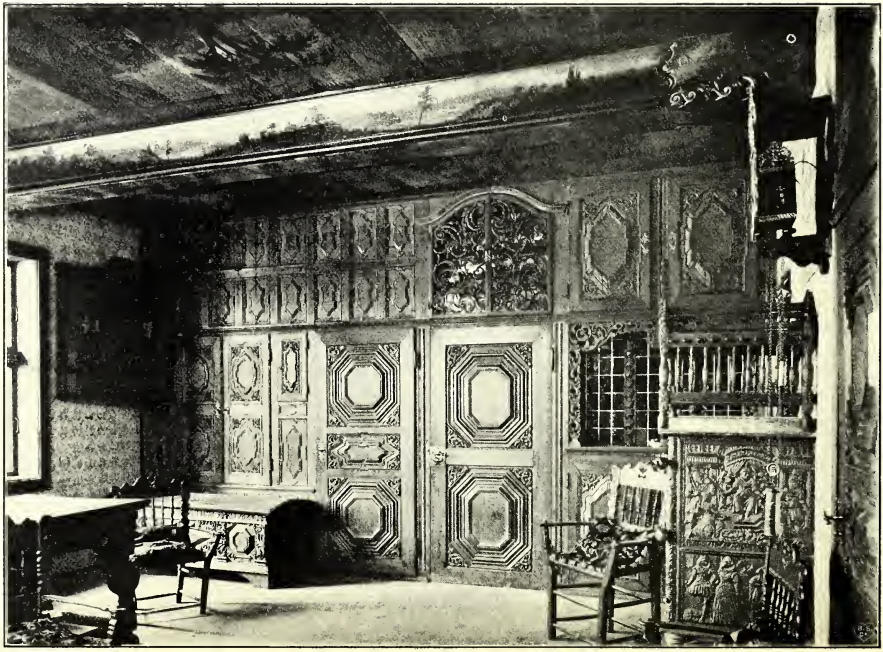


Abb. 95. Stube aus Groß-Wisch in der Wilstermarsch. (Jetzt im Altonaer Museum.)

Abb. 96. Ostenfelder Diele. Nachbildung im Altonaer Museum.

Hass in Großwisch erbauten Hause nach dem Museum überführt wurde (Abb. 95), mit ihren teils getäfelten, teils mit Fliesen belegten Wänden, den durchbrochenen Schnitzereien des Silberschrankes über der Tür und der nach der Diele führenden Durchgucköffnung, dem Bilegger, dem Eckschrank und all dem sonstigen Hausgerät. Die Bemalung der Decke mit biblischen Bildern nach Merianschen Stichen gibt gleichfalls Zeugnis von dem hohen Wohlstand, dem Kunstverständnis und dem frommen Sinn des Erbauers.

Es würde zu weit führen und gehört auch nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes, die übrigen Bauernzimmer, die Blankeneser Fischerstube, das Zimmer aus Altenlande, das Probsteier Zimmer, die Kachelstube aus Süderdithmarschen und die friesische Stube näher zu beschreiben. Nur sei noch die in der Abb. 96 wiedergegebene Diele erwähnt. Herd, Herdbank, Krützboom und Randboom sind nach dem jetzt in Husum wiederaufgestellten Heldtschen Hause, die reichgeschnitzte Bettwand des Siddels nach einem anderen Hause des Kirchdorfes Ostenfeld, die eigentliche Diele nach der Diele eines Hauses in Winnert bei Ostenfeld nachgebildet. Manch altertümliches Gerät ist in dem Raume aufgestellt und tritt in seiner richtigen Umgebung zur Erscheinung. — So lockt die ganze Einrichtung des Museums den Besucher, sich näher in die Eigenart unserer Vorfahren zu versenken. Das Gebäude und der Inhalt vereint sich zu einem reichen Bilde. Das Museum birgt einen Schatz alter Kultur vereint mit dem Abbilde heimischer Tier- und Pflanzenwelt. Das Haus ist nicht nur ein geeignetes Kleid für den Körper, sondern zugleich ein Zeichen der steigenden Wertschätzung, welche die Gegenwart der deutschen Vergangenheit entgegenbringt, und ein Wendepunkt in der hoffentlich weiter fortschreitenden baulichen Entwicklung der aufblühenden Stadt Altona. K. Mühlke. 1903.

Das neue Kunstgewerbe-Museum in Flensburg.

In einer Abhandlung der Zeitschrift für Bauwesen schließen sich an die Beschreibung des Neubaues folgende Ausführungen über den Inhalt des Museums.

Der Einbau und die Verteilung der Sammlungsgegenstände erfolgte selbständig durch den Museumsdirektor Heinrich Sauermann, der durch seine Arbeit für das Museum und durch das Insiebenrufen der Schnitz- und Tischlerschule die Notwendigkeit des Baues geschaffen und so für denselben die Grundlage gegeben hatte. Bei der Aufstellung des Bauprogramms, bei der Ausschreibung des genannten Wettbewerbes, war er als Preisrichter mitbeteiligt. Bei der Ausarbeitung des endgültigen Entwurfes hat er mit Rat und Tat geholfen, schließlich während der Ausführung mitgewirkt, daß den Bedürfnissen seiner Anstalten auf das tunlichste nachgekommen wurde. So weit pflegt ja auch in solchem Falle die Arbeit jedes Museumsvorstandes zu gehen. Sauermanns Arbeitsfeld ging nun aber noch weiter. Er hat den Einbau des Museums und der durch seine Vermittlung erworbenen Bauernstuben selbständig entworfen und mit Hilfe seiner Schnitzschule und sonstiger Flensburger Meister ausgeführt. — Für die Benutzung der Sammlungen hat der Direktor zur Eröffnung des Museums einen Führer herausgegeben, der die beiden Grundrisse vom ersten und zweiten Stockwerk mit Raumbezeichnungen enthält (vgl. Abb. 97 bis 99). In ihnen ist durch eingezeichnete Pfeile die Richtung und Reihenfolge gekennzeichnet, in der die Besichtigung zweckmäßig zu erfolgen hat; außerdem ist in jedem Raum zum besseren Zurechtfinden der Besucher neben jeder

Eingangstür ein Grundriß befestigt, in dem die Abteilung, die man gerade besichtigt, durch rote Farbe auffällt. Im nachfolgenden geben wir an der Hand des „Führers“ einen kurzen Überblick über den reichen Inhalt und fügen unsern Mitteilungen die diesem gleichfalls entnommenen Abb. 100 bis 104 bei, die uns der Museumsvorstand bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Die Besichtigung beginnt mit der sich an das Haupttreppenhaus anschließenden Vorhalle im ersten Stock, die, wie bereits erwähnt, vom Direktor Sauermann in altertümlichen Formen und in entsprechender Farbengebung als altgermanische Halle in Holz ausgeführt ist.

Abb. 99. Zweites Stockwerk.

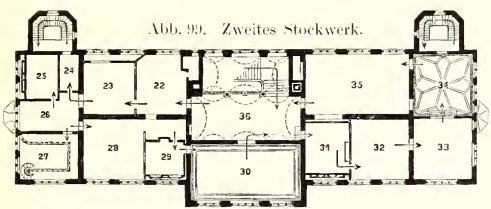


Abb. 97. Erstes Stockwerk.

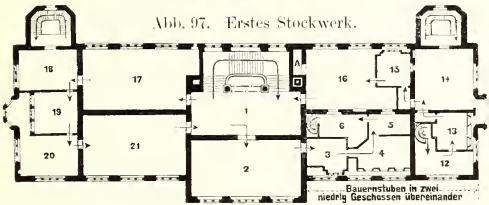


Abb. 98. Zwischengeschoß.

1 Vorgeschichtliches
2 Hausfleiß
3 Hooger Zimmer
4 Pesel aus Röm
5 Galerie
6 Schafflunder Brautgemach
7 Bauernmöbel
8 Hallig-Zimmer
9 Zimmer aus Westerbüttel
10 Bauerngerät
11 Bauerntrachten
12 Bauernmöbel
13 Pesel aus Winnert
14 Mittelalterliches Gerät
15 Zimmer aus dem Mittelalter
16 Mittelalterliches Gerät
17 Arbeiten der Frührenaissance
18 Desgleichen
19 Pesel aus Gjenner
20 Arbeiten von Ringerink
21 Arbeiten der Hochrenaissance
22 Arbeiten der Barockzeit
23 Pesel aus der Wilstermarsch
24 Flensburgensien
25 Zimmer von Föhr
26 Schiffahrtsausstellung
27 Diele a. d. Barockzeit
28 Arbeiten a. d. 18. Jahrhundert
29 Zimmer aus Schleswig
30 Fayence und Porzellan
31 Zimmer aus Friedrichstadt
32 Holländ. Hausgerät
33 Desgleichen
34 Frühmittelalterliches Kirchengerät
35 Mittelalterliches und Renaissance-Kirchengerät
36 Möbel aus Süddeutschland usw.

Von den in dieser Halle ausgestellten vor- und frühgeschichtlichen Gegenständen fällt neben den steinzeitlichen und Bronzefunden ein im Alsensund entdeckter Einbaum mit zwei Ruderplätzen auf. Von Interesse ist auch eine Nachbildung des im Kieler Museum befindlichen Nydamer Bootes, das in den Jahren 1859 bis 1863 mit einer großen Anzahl Waffen und Geräten aufgefunden wurde. Es war für 28 Ruderer bestimmt. Die Nachbildung (in $^1/_6$ der natürlichen Größe) bezeugt das außerordentliche Geschick unserer Vorfahren im Bootbau. Hieraus, sowie aus der eigenartigen Zierweise der zahlreichen Waffen, Geräte und Schmucksachen wird geschlossen, daß das Fahrzeug von einem Volksstamm aus der Zeit der Völkerwanderung herrührt, der sowohl in der Schiffsbaukunst, sowie in der Waffen- und Kunsttechnik gleich Hervorragendes leistete.

Der an die altgermanische Halle grenzende Mittelsaal enthält Hausfleißarbeiten, denen der Führer beachtenswerte Zeilen widmet, die wir hier der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen auszugsweise wiedergeben.

Der Hausfleiß kann als eine bedeutsame Frühstufe menschlicher Kulturentwicklung gelten, weil seine Tätigkeit sich auf die Herstellung der in der eigenen Familie oder in dem eigenen Berufe erforderlichen Gebrauchsgegenstände erstreckt. Aus seinen Arbeiten spricht nicht nur die Absicht des Herstellers, sie zweckentsprechend und haltbar auszuführen, sondern auch eine immer größer werdende Sicherheit in der Beherrschung von Stoff, Werkzeug und Technik. Mit der Zeit tritt dann auch das Bestreben hervor, das Zweckmäßige zugleich schön zu gestalten. Wenn sich neben persönlichen Äuße-

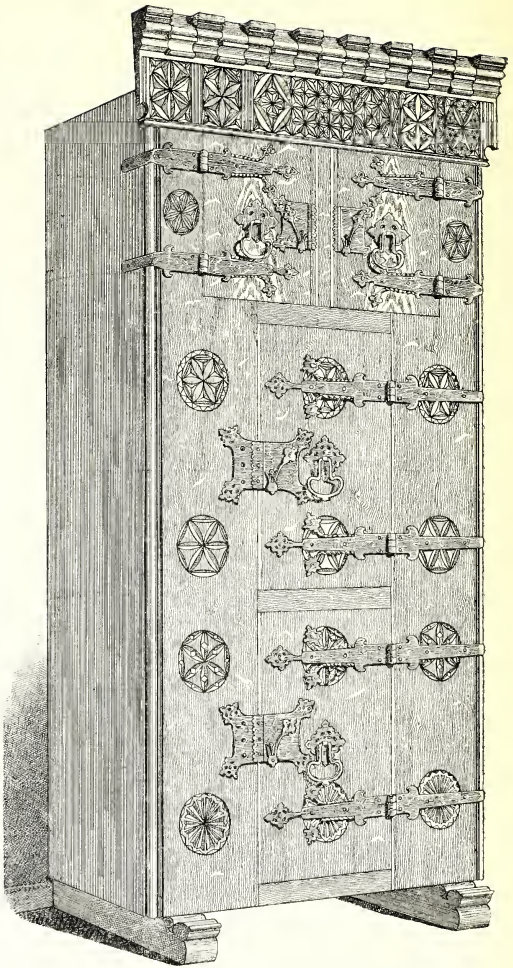


Abb. 100. Gotischer Wandschrank mit reich verziertem Bekrönungsbrett.

rungen des Schönheitssinnes auch überlieferte Kunstformen bei diesen Hausarbeiten zeigen, so verdienen sie als Erzeugnisse einer Volkskunst besondere Würdigung, weil sie sich als der Beginn bewußter künstlerischer Tätigkeit eines Volkes erweisen. Der Bestand solcher Leistungen ist bedingt einesteils durch eine in der wirtschaftlich einfachsten Weise verlaufende Ausführung, anderenteils durch die Unbeweglichkeit der Überlieferung der Formen, welches beides wiederum eine räumliche Abgeschlossenheit vom Verkehr zur Voraussetzung hat. Das Wesen der Hausindustrie beruht dagegen auf ganz anderen Voraussetzungen. Hier sind Hersteller und Abnehmer nicht die gleiche Person. Als wichtiges Glied tritt hier der Händler auf, der die Ware bestellt und an den Mann zu bringen sucht. Indem er auch für Muster und Rohstoff sorgt, entwickelt sich aus dieser Herstellungsweise eine Art Fabrikarbeit.

Abb. 101. Beiderwandstoff, Leinen und Wolle.
Flensburg. 17. Jahrhundert.

Das im Flensburger Museum an Hausfleißarbeiten Vorhandene kann schon dieser höheren Stufe der Entwicklung zugerechnet werden. Alles ist in der Provinz Schleswig-Holstein und zwar nahezu ausschließlich in den Gegenden nördlich der Eider zur Ausführung gebracht. Die Arbeiten aus Holz, vermittels Schnitzmesser in Kerb- und Flachschnitt ausgeziert,

scheinen hauptsächlich für den Bedarf des Hauses und besonders für die Benutzung durch das weibliche Personal hergerichtet zu sein. Unter diesen nehmen die Gegenstände, die bei Anfertigung und Herrichtung der Wäsche benutzt werden konnten, die erste Stelle ein. Mancherlei Aufschriften deuten hierauf hin und beweisen uns, welchen Wert man in früheren Zeiten auf die Inordnunghaltung der Wäsche legte. Daß das Mangelholz am häufigsten unter diesen verzierten Geräten anzutreffen war, hat seinen Grund darin, daß es wohl in keinem Hause fehlte, und daß es infolge seiner breiten Fläche vornehmlich Raum zur Anbringung reicher Zierformen darbot. Viele knapp abgefaßte Inschriften an diesem Gerät bekunden, daß wir es vielfach mit Geschenken zu tun haben, die der Bräutigam oder der junge Ehemann für die Auserkorene seines Herzens ordachte und ausführte (vgl. Abb. 56 und die Ausführungen auf Seite 50). An langen Winterabenden oder auf einsamen Meerfahrten mögen sie entstanden sein. Die Tatsache, daß geschnitzte Hausgeräte in allen Gegenden Schleswigs gleichmäßig häufig vorkamen, beweist, daß der Landmann ebenso wie der Küsten- und Inselbewohner an der Herstellung dieser Arbeiten beteiligt war, für die die Bewohner von Nordfriesland besondere Begabung bezeugten. Sehr be-

Abb. 102. Eckschrank, Eichenholz.
Norderdithmarschen um 1590.

Abb. 103 u. 104. Anhänger, Silbertreibarbeit.
Von einem Halligenschmuck.

merkenswert ist die bunte Bemalung, womit diesen Schnitzwerken häuslicher Kunst ein wirkungsvolleres Aussehen gegeben wurde. Von den ausgestellten Arbeiten dieser Art fällt die große Anzahl schöner Mangelhölzer besonders ins Auge. Daneben sind noch Wäscheklopfer, Kästchen von verschiedenen Formen und Bestimmungen, Teller, Löffelbretter, Kuchenformen, Garnwinden, Messerbretter usw. zu erwähnen. Sie alle zeigen ein außerordentliches Geschick in der Anordnung und Durchbildung der Zeichnung und Farbe. Als Hauptfarben treten Blau, Rot, Grün auf, die entsprechende Vermittlung durch Weiß, Hell- und Dunkelblau, Schwarz und Orange erhielten.

Die Hausfleißarbeiten in Wolle und Flachs waren Sache der Hausfrau, die neben ihren praktischen Erfahrungen auch ihre Geschicklichkeit zeigte. Groß waren die Anforderungen, die der häusliche Bedarf in dieser Beziehung zu stellen pflegte. Die Bettwäsche, das Deckzeug in Damast und Drell, die Kleider der weiblichen und männlichen Hausgenossen und die dabei vor-

fallenden Nebenarbeiten, wie Zurichten der Rohstoffe, Färben usw. Alle diese Arbeiten mußte die Hausfrau mit Hilfe der weiblichen Dienstboten und mit Benutzung von Spinnrad und Webstuhl selbst besorgen. Wie die übrigen Gebrauchsgegenstände, so dienten auch diese Gewebe gleichzeitig dem Schmucke des Hauses. Hierzu sind unter andern die Arbeiten in Wolle und Leinen zu rechnen, die in buntfarbiger Musterung zur Ausführung gelangten. Eine wichtige Rolle spielen die sogenannten Beiderwandwebereien (Abb. 101), die als Bettgardinen und für andere Zwecke benutzt wurden. Doppelschichtig aus Leinen und Wolle hergerichtet, bringen sie eine Fülle eigenartiger Muster und große Abwechslung in der Farbenzusammenstellung. Auch die Stuhl- und Bankkissen gehören hierher. Sie sind entweder gewebt oder mit der Hand gearbeitet und bekunden neben technischem Können einen bemerkenswerten Formen- und Farbensinn. Daß die Beiderwandstoffe, die Plüsch- und Noppenkissen dem heimischen Hausfleiß entstammen, beweist die Tatsache, daß ihre Techniken bis auf unsere Tage in einzelnen Gegenden des Schleswiger Landes bekannt sind und noch geübt werden. Das Spitzenklöppeln ist seit dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in Schleswig betrieben worden. Von Dortmund aus über Tondern soll dieser Zweig der Hauskunst eingebürgert und durch brabantische Frauen, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch heimische Truppen in die Tondernsche Gegend geführt wurden, noch wesentlich vervollkommnet sein. Von dem Klöppelspitzengarn sind Proben in ursprünglicher Packung im Museum vorhanden. Das Spitzengarn wurde ungebleicht aus Westfalen bezogen und in Sonderburg gebleicht. Das spinnwebfeine, kostbare Garn erhielten die Klöpplerinnen zugewogen, die dasselbe Gewicht dann in fertigen Spitzen wieder abliefern mußten.

An den Saal für die Hausfleißarbeiten schließt sich die Reihe alter Bauernstuben an, die, in zwei niedrigen Geschossen untergebracht, in äußerst geschickter und reizvoller Weise ineinander und übereinander eingebaut sind, so daß sie ein anschauliches und abwechslungsreiches Bild von dem Wohnen und Wirken der schleswigschen Bauern zu geben geeignet sind. Die übrigen kunstgewerblichen Ausstellungsgegenstände dieses Geschosses sind im großen und ganzen nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, vom Mittelalter bis zur Hochrenaissance.

Im zweiten Stockwerk folgen die Arbeiten von der Barockzeit bis zu denen des 18. Jahrhunderts. Sie sind teilweise in ursprünglichen Zimmern vereinigt. Hier sind auch Gegenstände ausgestellt, die nicht unmittelbar aus der Provinz Schleswig-Holstein stammen. Der holländischen Abteilung ist bei den wichtigen Beziehungen, die zwischen Holland und Schleswig ehemals bestanden, ein großer Platz eingeräumt worden. Eine umfassende Sammlung von Fayencen, Porzellan und Glas, teils heimischer, teils fremder Herkunft füllen den großen Mittelsaal im zweiten Stockwerk. Von den Fayencen aus den schleswigschen und benachbarten Landen sind hier die wertvollen Erzeugnisse der Fabriken in Flensburg, Crisebye, Eckernförde, Kiel, Stockelsdorf bei Lübeck und Rendsburg zu nennen. Nicht zu vergessen sind die von Kellinghusen, welche, wenn auch in derberer Art gearbeitet und mehr für den täglichen Gebrauch bestimmt, besonders auf dem Lande viel zu finden waren und sich durch eigenartige Farben und flotte Malweise auszeichnen.

Aus der alten holländischen Ansiedlung Friedrichstadt ist ein vollständiges Zimmer eingebaut, von dem sich leider nicht nachweisen läßt, ob die Arbeiten von den holländischen Kolonisten ausgeführt, oder ob sie unmittelbar aus Holland stammen. Jedenfalls gestattet es einen Einblick in

die holländische Art und in die Einrichtung und Ausbildung eines vornehmeren Wohnraumes gegen Schluß des ersten Viertels des 17. Jahrhunderts.

Bevor wir die Bauernstuben besprechen, seien noch einige kurze Mitteilungen über die Wandlungen gemacht, denen die Möbelkunst in Werk- und Zierweise im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen ist.[49]) Das Museum enthält aus jedem Zeitabschnitte gute Beispiele mit den bezeichnenden Merkmalen ihrer Entstehungszeit. Das mittelalterliche Möbel stammt frühestens aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ist gewöhnlich aus Eichenspaltholz hergestellt. Es zeigt neben einseitiger Formbehandlung ungefüge Verhältnisse. Aufbau und Zusammenbau sind zimmermannsmäßig.

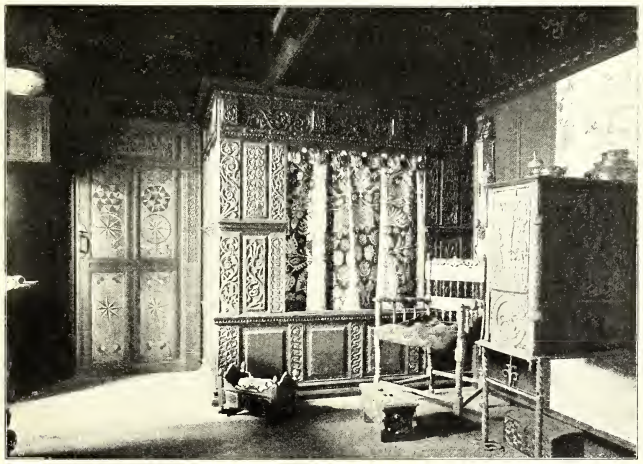


Abb. 105. Zimmer von der Hallig Hooge.

Die sparsam verwendeten Ziermotive bilden Rosetten, Faltwerk, Maßwerk oder Kerbschnitt. (Vgl. Abb. 100 und 58 bis 62, die dem Jahresberichte 1894 des Flensburger Museums entnommen sind.) Letzterer hat sich, wie schon erwähnt, bis in die jüngste Zeit an den Werken des Hausfleißes erhalten. Von einem Rahmenwerk mit Profilierungen ist noch nirgends eine Andeutung zu erkennen. Zum Schmuck der Möbel ist auch oft das Schmiedewerk herangezogen worden, das sich auf Scharniere und Schloßschilder beschränkte. Häufig überspannte es aber in ausgeschmiedeten Bändern die ganzen Holzflächen. Selten war es verzinnt und häufig mit roter Farbe überstrichen. Die niederdeutschen Schränke mittelalterlichen Ursprungs waren in die Wände eingemauert. Sie zeigen als bezeichnende Merkmale zwei breite

[49]) Vgl. Führer durch das Kunstgewerbe-Museum der Stadt Flensburg.

Seitenpfosten und einen breiten bekrönenden Brettaufsatz (vgl. Abb. 100). An den älteren Möbeln sind diese drei Teile nahezu ausschließlich durch reiche Schnitzwerke ausgeziert, die häufig durch Farben zu noch schönerer Wirkung gebracht sind. Dunkelrot mit Gelbrot, Rot mit Blaugrün, Schwarz mit Gelb und Rot wurden mit Vorliebe verwandt. So weit es sich noch feststellen läßt, war der Farbenanstrich entweder durch Wasserfarbe oder Wachsfarbe bewirkt. Ölfarbe hat sich nirgends vorgefunden. Eine Vorstellung von der Wirkung eines mit mittelalterlichen Möbeln ausgestatteten Zimmers gibt Raum 15. Er ist so errichtet und ausgestattet, wie er wohl um die Wende des 15. Jahrhunderts im Schleswigschen bestanden haben mag. Sein Inhalt ist meist ursprünglich, oder alte Muster sind getreu nachgebildet.

Abb. 106. Wohnzimmer aus dem Dorfe Winnert, Kr. Husum, 1702.

Die schleswigschen Möbel der Frührenaissance behalten in ihrer Konstruktion noch recht lange gotisches Gepräge. Die Schränke sind in ihrer ganzen Tiefe in die Mauer eingelassen. Die einfachsten zeigen zwei Türen übereinander. Reichere sind dreigeschossig ausgebildet, und zwar so, daß oben und unten zwei Türen und in der Mitte eine Klappe angeordnet ist. Bei aller Einfachheit in der Bauart der Möbel dieser Zeit weisen sie doch im Verlaufe der Zeit eine bessere Ausgestaltung sowohl an der Konstruktion wie am Ornament auf. Das offenbart sich besonders an den Türen, die eine Entwicklung von der einfachsten Brettplatte bis zum vollendet durchgebildeten Rahmengefüge durchmachen. Von solchen Stilwandlungen sind die Eisenbeschläge nahezu ausgeschlossen.

Die Hochrenaissance tritt in Schleswig erst gegen Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts allgemein auf. In der Möbelkunst wie in der

Innendekoration gibt sich diese Stilwandlung durch mehr auf Wirkung berechnete ornamentale Formen kund. Daneben treten Zierformen auf, die anderen technischen Gebieten des Kunstgewerbes, wie beispielsweise der Metalltechnik, entlehnt sind. Der bedeutendste heimatliche Bildschnitzer dieser Zeit ist Heinrich Ringerink, der von 1595 bis 1628 in Flensburg mit großem Erfolge tätig war. Zahlreich sind seine noch in Kirchen vorhandenen Arbeiten. Zu deren Beurteilung dient am besten ein von ihm geschnitztes großes Epitaph, das im Haupttreppenhause wegen seiner vorzüglichen Beleuchtung zu schönster Wirkung kommt. Weitere Arbeiten dieses Meisters sind im Raum 20 ausgestellt. Der Zeit um 1590 gehört der in

Abb. 107. Pesel aus Gjenner bei Apenrade.

Abb. 102 wiedergegebene typische Eckschrank mit figürlichen Darstellungen der Planeten und aus der dithmarsischen Geschichte. Eine ausgezeichnete Silbertreibarbeit, eine Plakette aus dem Jahre 1653, allerdings nicht schleswigschen, sondern holländischen Ursprungs, zeigen die Abb. 103 u. 104.

Die Vorliebe für malerische Wirkung, die sich bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der Dekoration, wenn auch in bescheidener Weise, bemerkbar macht, nimmt nach Ablauf des ersten Drittels dieses Jahrhunderts mehr und mehr zu. Die Mittel zur Erzielung einer prächtigen Wirkung werden mannigfaltig. Die Zierformen und Gliederungen erreichen eine bis dahin nicht gekannte kräftige Ausbildung: das Laubwerk, besonders Akanthusranken, werden breit gehalten und häufig tief unterschnitten. Im Norden sind diese Kennzeichen zuerst an den Bildschnitzereien bemerkbar. Bereits

um das Jahr 1630 kommen an den Kartuschen und Rollwerken jene knorpelartigen Ansätze und Verrenkungen zum Vorschein, die sich dann weiter zu Ohrmuscheln entwickeln und schließlich auf das ganze Ornament übergehen. Dieser Zeit gehört die im Raum 27 ausgestellte Diele an, eine getreue Nachbildung von dem Schleswiger Scheershof. Der in Abb. 109 dargestellte Pesel aus der Wilstermarsch, von dem später die Rede sein wird, gehört auch hierher.

Im 18. Jahrhundert setzt wieder eine zierlichere Ausbildung ein. Das Kunstgewerbe macht sich vollständig von der architektonischen Überlieferung los. In der sogenannten Regencezeit (1715 bis 1723) kommt eine neue Stilwandlung zum Durchbruch, die vornehmlich darauf hinausgeht, anstatt gerader Linien im Aufbau der Geräte und der tragenden umrahmenden Glieder, geschweifte Formen zu schaffen. Als Dekoration wird das Muschelwerk und ein aus Schnörkelwerk und Blumen geschaffenes Ornament verwandt. Die Vergoldung gelangt in weitgehender Weise zur Anwendung. Flensburg besitzt in dem Altar der St. Nikolaikirche ein ausgezeichnetes Werk dieser Geschmacksrichtung (1749). Bereits in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts verschwinden die Formen des Rokokos, und es zeigt sich das Bestreben, am Gerät ernstere Linienbildungen zur Anwendung zu bringen.

Neben den zahlreichen Möbeln und Geräten all dieser Kunstabschnitte enthält das Museum in musterhafter Aufstellung reiche Schätze der Kleinkunst, die meistens dem schleswigschen Boden entstammen. So neben den schon erwähnten Fayencen unter anderm noch Terrakotten, Schmucksachen in Gold und Silber, Gegenstände alter Gilden und Ratsstuben, Bucheinbände und sonstige Lederarbeiten, getriebene und gravierte Metallarbeiten.

Die Bauernstuben werden im Führer eingehend behandelt. Es wird daselbst mitgeteilt, daß das schleswig-holsteinische Bauernhaus, abgesehen von Nordschleswig und den friesischen Landstrichen an der Westküste, sich in seinen verschiedenen Abarten aus dem niedersächsischen Hause entwickelt hat. Nach Sauermann beginnt man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Dithmarsischen mit einer baulichen Veränderung des typischen sächsischen Hauses, indem man das Vieh in Nebengebäuden unterbringt und die große Tenne zum Einbau verschiedenartiger kleinerer und größerer Wohngelasse benutzt. Der bekannte, überaus reich ausgestattete Pesel von Markus Swyn, der im Meldorfer Museum eingebaut ist, um das Jahr 1568 fertiggestellt, gehörte zu einer solchen Anlage.[50]) Die Einteilung und Abgrenzung der Wohngelasse geschah in der Regel nur durch Holzwände. Bei der Herrichtung der Wohnräume hat neben der Bedürfnisfrage die Art des Hauses selbst, wie auch die Stellung und Beschäftigung des Besitzers mitgewirkt. Der Schiffer suchte sich bei der Herstellung seiner Wohnräume in Form und Ausbildung gern der Schiffskajüte als Vorbild zu bedienen. Die beschränkte Bodenfläche, auf der das Zimmer errichtet wurde, die geringe Höhe, die kleinen nebeneinander gruppierten Fenster geben, ebenso wie die vielen verschiedenartigen in der Vertäfelung angebrachten Schränke, den Räumen häufig ein kajütenartiges Aussehen. Zu den alten Überlieferungen

[50]) Dieser Ansicht kann, so allgemein zum Ausdruck gebracht, nicht beigetreten werden. Nach den Aufnahmen des Werkes „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche“ ist das Haus des Markus Schwin das einzig bekannte Beispiel in Dithmarschen einer anderweitigen Verwendung der Diele. Im übrigen hat sich allerdings auf der Insel Fehmarn der Ausbau der Diele zu Wohnzwecken bei den Häusern der Großbauern herausgebildet.

in der Gestaltung der Wohnräume gehört in manchen Gegenden das Fenster, das nach der Tenne ging, und durch das der Bauer von seinem Ruheplatz aus die Tätigkeit seiner Bediensteten beobachten konnte. Der große Schrank, freistehend oder in die Vertäfelung eingefügt, bildete das Hauptmöbel des Zimmers. Städtische Einflüsse können an den alten schleswigschen Bauernhäusern kaum nachgewiesen werden. Von Bedeutung bei der späteren Gestaltung der Bauernstuben waren die Heizanlagen. Bei der Verlegung der freistehenden Feuerstelle an die hintere Wand der Tenne erhielt sie eine Umkleidung, die hier und da nach oben zu mit einem gemauerten Rundbogen, dem Schwibbogen, kaminartig abschloß. In den Stuben wurden erst viel

Abb. 108. Zimmer aus Nieblum, Insel Föhr. 1631.

später Heizanlagen beschafft. Noch im 18. Jahrhundert waren sie nicht allgemein, ja, bis vor kurzem bestanden in jedem Bauernhause sogenannte Kalt- und Warmstuben. Während erstere für Festlichkeiten und für besondere Zwecke bestimmt waren, bildeten letztere den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Familie. Wo keine Kamine benutzt wurden, trat schon frühzeitig der sogenannte eiserne Beilegerofen, der von der Küche geheizt wurde, auf. Er hat seine Form und Bedeutung bis in unsere Tage behauptet. Auch die Beleuchtungseinrichtungen weisen im allgemeinen eine langsame Entwicklung auf. Die im bäuerlichen Besitz früher verwendeten Lichtspender waren höchst unvollkommen im Vergleich mit den anderen Gebrauchsgegenständen damaliger Zeit. Als Beleuchtungsstoff diente Kienspan. Tran, Talg und Pflanzenöl.

Aus der Mannigfaltigkeit der Bauern- und Bürgerstuben, die das Flensburger Museum in einer Anzahl und Ursprünglichkeit zeigt, wie sie

meines Wissens kein anderes Museum aufzuweisen hat, greifen wir einige Beispiele heraus. Vornehmlich sind hier die Pesel-Ausstattungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu nennen. In der Regel war diese Staatsstube, die nur bei besonderen Anlässen vom Besitzer und seinen Hausgenossen in Benutzung genommen wurde, in einem Anbau des altsächsischen Hauses untergebracht. Das Zimmer von der Hallig Hooge (vergl. Abb. 105) ist eines der ältesten, es stammt aus dem Jahre 1688. Von dem Fensterplatz aus mit seiner eingebauten Sitzbank hatte man eine weite Fernsicht auf das Meer. Die Decke zeigt einfache, die Wände gut konstruierte Holzverkleidungen. Letztere sind aus schmalen Pfosten und breiten brettartigen Flächen zusammengebaut, die unten durch glatte Lagerhölzer, oben durch ein geschnitztes Gesimsstück zusammengehalten werden. Das aus einer Ecke hervorragende Wandbett ist mit derb durchgebildeten Schnitzereien im Charakter der Spätrenaissance geschmückt. Die Ofennische hinter dem Beilegerofen ist mit glasierten Platten verkleidet, auf welche als Randzier eine fein durchgebildete Kachelbordüre und oberhalb des Ofens ein Seestück in Manganviolett gemalt ist.

Der Pesel von der Insel Röm zeigt noch eine vortreffliche handwerksmäßige Rokokomalerei aus dem Jahre 1783 in Grün, Rot und Blau. Der Winnertsche Pesel (Abb. 108) stammt aus dem Jahre 1702. Im Kreise Husum waren es vornehmlich die drei Dörfer Ostenfeld, Winnert und Wittbek, die bis vor kurzem ihre eigenartige altsächsische Hausanlage bewahrt hatten. Hier fand man auch im Innern neben kulturgeschichtlich Wertvollem manche Werke, die von dem alten Kunstgewerbe der schleswigschen Lande Kunde geben. Der Winnertsche Pesel zeigt, wie Balken und Ständerwerk des Zimmers mitbenutzt worden sind. Der Fußboden ist aus gestampftem Lehm hergerichtet. Heizvorrichtung war in dem Zimmer nicht vorhanden, es war also eine sogenannte Kaltstube. Bei der Paneelausbildung ist noch die Überlieferung der heimischen Gotik erkennbar. Von Interesse ist auch das Tellerbrett, das hier wie anderswo im Schleswigschen zum Aufstellen der Teller diente, die sich jeder Gast bei Festlichkeiten selbst mitzubringen hatte. Ähnlichen Zwecken dienten auch die ledernen Ösen an den Balken, in die jeder Gast nach Beendigung der Mahlzeit die von ihm mitgebrachten Messer und Gabeln steckte.

Die Abb. 107 gibt eine Innenansicht des Pesels aus Gjenner bei Apenrade vom Jahre 1737. Nach Überlieferungen soll der erste Besitzer dieses Wohnraumes Schiffskapitän gewesen sein. Namen und Jahreszahl der Ehegatten sind über den beiden Türen im Sturz eingeschnitzt. Die Fensterfront lag nach Süden. Von den vier Eingängen, die das Zimmer aufweist, münden zwei in die westlich vom Pesel gelegenen Klöven oder Kleven, wogegen die an der gegenüberliegenden Wand befindlichen zwei Türen die Verbindung mit der Diele und der Küche vermitteln. Zwischen letzteren beiden Ausgängen steht der aus roten Backsteinen aufgeführte Kamin. Er trägt das übliche Balkenholz, das hier als geschnitztes Gesimsbrett ausgearbeitet ist. Die Fensterwand zeigt eine Gruppe von vier reich mit Bandwerk geschnitzten dreiteiligen Fenstern von mäßiger Größe, die ziemlich hoch angebracht sind und dem Zimmer das kajütenartige Aussehen geben. Die Fensterwand, die in ihrer ganzen Breite eine Bank aufnimmt, ist mit Holz getäfelt. Die gegenüberliegende ebenfalls vertäfelte Wand enthält an jeder Seite Bettschränke mit Doppeltüren. Der zwischen diesen Wandbetten verbleibende Raum war als Vorratskammer eingerichtet und nur vom Hofe aus zugänglich. Der eichene Bohlenbelag der Decke wird von vier wuchtigen, nur an der Fenster-

seite beschnitzten, sonst unverzierten eichenen Balken getragen, die zwischen den Fenstern und an den Wänden links und rechts durch reich mit Bandwerk beschnitzte Kopfbänder unterstützt sind. Die Holzvertäfelungen der Wände sind aus Pfosten und Bohlen zusammengefügt, die mit Nut und Feder verbunden sind. Den oberen Abschluß und Zusammenhalt bildet eine mit Profilen, Knaggenfries und ausgekehltem Gesimsbrett ausgestaltete Bohle. Dabei sind die Pfosten mit straff angeordneten Bandornamenten, die als Füllbretter gedachten Bohlenstücke dagegen mit Flachornament ausgeziert. Von eigenartig typischer Gestaltung sind auch die Türumrahmungen, die an mittel-

Abb. 109. Pesel aus der Wilstermarsch.

alterliche Arbeiten aus den bäuerlichen Wohnstuben Tirols erinnern. Hier wie dort treten diese Türpfosten lisenenartig vor und schneiden mit dem Türsturz ab. Der eingezapfte Türsturz zeigt eine bewegte Linienführung, welche auch in den Vierlanden bei den Seitentüren der Dielen vielfach vorkommt.

Das Zimmer aus Nieblum auf der Insel Föhr (Abb. 108) weist alle Eigenarten eines nordfriesischen Wohnraumes auf. Die Deckenbalken werden von starken Unterzügen getragen, die auf kräftigen erdfesten Ständern lagern. Zwischen dem Unterzuge und der niedrigen Fensterwand ist der Dachschräge folgend eine schräge Decke gespannt, welche den Namen „Kattschirm“ oder „Kattschurf“ führte. Man könnte diesen vom Kattschirm überdeckten Raum

mit einem verkümmerten Seitenschiff vergleichen. Er verschafft der Stube eine eigenartige Beleuchtung und trauliche Wirkung, welche noch durch die holzverkleideten Wände mit den vielen Einbauten an Schränken und Wandbetten gesteigert wird.

Die Abb. 109 zeigt einen Blick in den prächtigen Pesel aus der Wilstermarsch. Im Gegensatze zu der sonstigen Ausbildung des altsächsischen Bauernhauses mit seinem an der Giebelseite am Ende der Tenne angelegten Peselraum ist im Wilstermarschhofe der Prunkraum seitlich vom Haupteingang eingebaut. Durch Lage und Gebrauch ist die Anordnung dieses Wohnraumes wesentlich beeinflußt. In unserm Beispiel lag er links vom Eingang, und zwar so, daß das eine Fenster nach Süden hin, das andere gen Osten angebracht war. Dieser Anordnung entspricht auch die Verteilung der Türen. Auf der Abbildung sehen wir links in der reich getäfelten Wand die Tür zur Diele mit dem anschließenden nach der Diele führenden Kiekfenster. Der Ofenwand gegenüber, die teilweise mit blaubemalten Fliesen wie die Außenwand bekleidet ist, liegt das dreiteilige Fenster, so daß es dem Marschbauern möglich war, von seinem Sitze neben dem Ofen die Tenne und den Hof zu übersehen, ohne von seinem bevorzugten Platze aufzustehen. Obgleich die Wandvertäfelungen nicht von der reichsten sonst in Prunkstuben der Wilstermarsch üblichen Durchbildung sind, so offenbaren sie doch ein feines Verständnis für Flächenanordnung. Die wenigen zum Schmuck der Holzarbeiten angefügten Schnitzwerke zeigen eine kräftige Modellierung. Außerdem sind Einlagen von schwarzem und weißem Holze zur Hervorhebung bevorzugter Flächen verwendet.

Wenn auch die mannigfachsten Umgestaltungen, denen die bäuerlichen Zimmer im Laufe der Zeit ausgesetzt waren, Ergänzungen und Neubeschaffungen nötig gemacht haben, so sind diese Arbeiten in den Museumswerkstätten jedoch unter steter sorgsamer Aufsicht des Direktors Sauermann und unter Berücksichtigung früherer an Ort und Stelle vorgenommener Aufmessungen beschafft worden. So zeigen z. B. die Fußböden stets den ursprünglichen Belag, entweder in Lehmestrich, aus flach- oder hochkantigen und in Mustern verlegten Handstrichsteinen, Fliesen usw. Die in den Stuben befindlichen Möbel haben entweder ursprünglich darin gestanden oder stammen aus der Zeit und Gegend, in der die Ausführung des Bauernhauses erfolgte.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß dank der Opferwilligkeit zahlreicher Flensburger Bürger, dank der tatkräftigen Unterstützung der Regierung, Provinz und Stadt und vor allen Dingen aber auch dank dem hingebenden Eifer der Museumsverwaltung und Bauverwaltung ein Werk zustande gekommen ist, auf das die meerumschlungenen Lande stolz sein können. Sicherlich wird die Anstalt auch späteren Geschlechtern ein bezeichnendes und ziemlich vollständiges Bild geben von dem künstlerischen Empfinden und Können der verschiedenen Stämme in Schleswig-Holstein. Dem nach gründlicher Ausbildung verlangenden Kunsthandwerker aber gewährt die enge Verbindung der Lehranstalt mit der Museumssammlung die beste Gelegenheit zur Weiterentwicklung der alten heimischen Kunstformen an neuzeitlichen Werken. Denn wie sehr auch die Mode des Tages wechseln mag, die Beziehungen der Form zum Zweck, an denen man ein echtes Kunstwerk stets erkennen kann, zeichnen gerade die hier ausgestellten Wohnräume und Gebrauchsstücke in so ehrlicher und wahrer Weise aus.

F. Schultze. 1893.

Ländliches Hausgerät aus schleswig-holsteinischen Museen.

Auf die große Verschiedenheit in den Arten der alten schleswig-holsteinischen Bauernhäuser ist bereits in dem Aufsatze: „Schleswig-holsteinische Bauernmuseen" hingewiesen. Immerhin ist in dem größten Teile des Landes von der Südgrenze bis nördlich zu dem Dannewerke mit Ausnahme der Landschaft Eiderstedt die sächsische Bauart vorherrschend, indem alle zur Bewirtschaftung des Gehöftes erforderlichen Räume unter einem steilen Strohdach vereinigt sind. Die Wohnraume des Hauses beschränkten sich ursprünglich auf die am Ende der Diele in der Achse des Herdes seitlich neben den Viehständen abgetrennten Kammern, die sog. „Siddelsch". Später wurde hinter der Diele nach dem Garten hinaus ein eigener Wohnflügel für den Besitzer angebaut, während die Siddelschen den Knechten und Mägden als Schlafkammern zugewiesen wurden. Der wichtigste, vielfach der einzige Raum des Wohnflügels ist der Pesel, der im allgemeinen als Wohn- und Schlafzimmer für den Besitzer und dessen Familie dient und zugleich das Staatszimmer des Hauses bildet. Wenn neben dem Pesel, wie es vielfach vorkommt, noch besondere Wohn- und Schlafstuben vorhanden sind, dient ersterer nur als Staats- und Fremdenzimmer. Ein schwerer eichener Tisch, eine lange, an der Fensterwand entlanglaufende Holzbank, Schränke, Truhen gehören zu der gewöhnlichen Ausstattung des niedrigen, durch kleine, mit Bleiverglasung versehene

Abb. 110. Peselwand mit Bileggerofen, Ofenheck und Stülpe.
(Jetzt im Meldorfer Museum.)

Fenster erleuchteten Raumes. Die Betten sind fast ausnahmlos in Wandnischen als sog. „eingemachte Betten“ untergebracht. Auf die behagliche Einrichtung des Pesels wird großer Wert gelegt. Die Wände werden gern mit Paneelwerk versehen, die Bettkojen sind durch Vorhänge, Schiebetüren oder Glastüren geschlossen. Wo sich ausnahmsweise freistehende Betten finden, sind sie mit hölzernen Baldachinen und Vorhängen versehen.

In älterer Zeit fehlten in den Wohnräumen jegliche Heizvorrichtungen. Der auf der Diele freistehende niedrige Herd war vielmehr die einzige Wärmequelle des Hauses. Später, als das Herdfeuer an die hintere Dielenwand gerückt wurde, suchte man dasselbe zugleich zur Erwärmung des dahinterliegenden Pesels auszunutzen. Dies geschah mittels des sog. Bileggerofens (vergl. Abb. 110). Ein gußeiserner, nicht allzu großer, auf schmiedeeisernen Füßen stehender Kastenofen stand an der inneren Peselwand in der Achse des Herdes, war hinten in der Wand eingemauert und mit dem Herdfeuer durch eine Öffnung verbunden, so daß er von hier aus geheizt werden konnte. Da jegliche Feuerzüge fehlten, gab der Ofen nur wenig Wärme her, so daß in der kalten Jahreszeit im Pesel eine empfindliche Kälte geherrscht haben wird. Umsomehr war man bestrebt, die unmittelbare Ofenwärme nach Möglichkeit durch allerhand Einrichtungen auszunutzen. So stand auf dem Ofen die Ofenstülpe (Abb. 112 u. 113), ein unten und an einer Seite offener, meist aus Messingblech hergestellter Behälter, unter den Speisen zum Warmhalten gestellt wurden. In einzelnen Landschaften, vorzugsweise in den Elbmarschen und den benachbarten Seemarschen war es üblich, der Stülpe das Ofenheck (Abb. 111), ein hölzernes, meist mit Drechsler- und Schnitzarbeit versehenes Gestell, aufzusetzen, an welchem man Wäsche zum Trocknen aufhing. Die an den Ecken und Kanten des Ofens angebrachten Messingknöpfe dienten zugleich als Handwärmer. Die Betten erwärmte man mittels der Wärmepfanne (Abb. 114 bis 116), einer eisernen, mit langem Handgriff und mit einem Messingdeckel versehenen Schale, in die glühende Kohlen gelegt wurden. Mit der Feuerkieke (Abb. 117 u. 118), einem meist würfelförmigen Gefäß aus Messingblech, das gleichfalls mit glühenden Kohlen gefüllt wurde, wärmte man sich die Füße beim Sitzen. Alle diese Gegenstände gehörten zum gewöhnlichsten Hausrat und sind auch jetzt noch in vielen Bauernhäusern anzutreffen. Besonders eigenartig gearbeitete Stücke sind in die zahlreichen öffentlichen und privaten Sammlungen gewandert, die in den letzten Jahrzehnten in Schleswig-Holstein entstanden sind. Sie verdienen nicht nur in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interesse, sondern offenbaren uns zugleich, auf welch hoher Stufe das Kunsthandwerk einst im Lande gestanden hat.

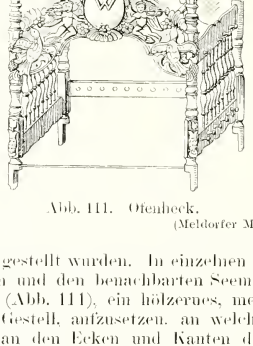


Abb. 111. Ofenheck.

Abb. 112. Ofenstülpe.

(Meldorfer Museum.)

Unter den Sammlungen Schleswig-Holsteins, die uns von dem alten Kulturleben der ländlichen Bevölkerung ein Bild geben, hat das Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf ganz besonders das Gepräge eines Bauernmuseums. Auf seine Bedeutung und seine wertvollen Schätze ist bereits in dem anfangs erwähnten Aufsatze an dieser Stelle hingewiesen worden. Unter den dithmarscher Bauern, die im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Schlacht bei Hemmingstedt ihre äußere Freiheit so tapfer verteidigten und noch weitere 50 Jahre lang eine selbständige Republik bildeten, hat sich schon damals große Wohlhabenheit und der Sinn für behagliche Ausschmückung ihres Heims entwickelt, so daß hier eine rechte Volkskunst entstehen konnte, die in allen Zweigen des Kunsthandwerkes zur Äußerung kommt. Als Typus einer alten dithmarsischen Bauernstube darf der sog. Bunsoher Pesel des Meldorfer Museums gelten. Seine Einrichtung ist bereits auf Seite 71 besprochen worden, auch ist in Abb. 84 die ganze Bettwand und die Ofenwand abgebildet. Unsere Abb. 110 gibt den Ofen in größerem Maßstabe wieder. Der aus dem Jahre 1573 stammende Bileggerofen ist reich mit Darstellungen geschmückt. In den oberen Feldern sind Gegenstände biblischen Inhaltes behandelt: z. B. zeigt das vordere Bild Joseph und Potiphar. Den unteren Rand bildet eine Reihe verzierter Rundbilder mit Porträtköpfen. An den oberen Ecken sowie an den vorderen Kanten sind die Messingknöpfe sichtbar. Oben ist der Ofen mit Fliesen abgedeckt und mit einem Messingstreifen eingefaßt. Auf der Ofenplatte, hart gegen die Wand gerückt, steht die Stülpe (Abb. 112). Sie ist aus Messingblech gefertigt, mit breiten Rändern und mit einer Handhabe versehen, die mit einfachen Rankenornamenten in getriebener Arbeit geschmückt

Abb. 113. Ofenstülpe.

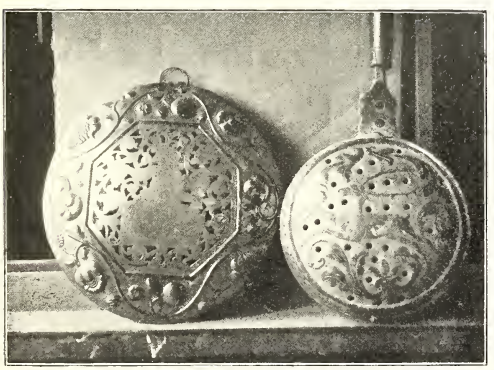


Abb. 114. Wärmepfannen.

sind. Das Ofenheck aus dem Jahre 1816 stammt aus Buchholz, einem dicht an der Grenze der Wilstermarsch gelegenen Dorfe, so daß es sich wahrscheinlich um eine Arbeit aus letzterer Landschaft handelt. Vier gedrehte Pfosten tragen das zierliche Holzgerüst; die seitlichen Rahmstücke sind durch kleinere Pfosten, das vordere und hintere Rahmstück durch wagerechte Stangen, über welche die zu trocknende Wäsche gebreitet wird, verbunden. Sämtliche Holzteile sind dunkelfarbig lackiert. Das vordere Rahmstück trägt reiche barocke Schnitzarbeit. Das W in dem mittleren, von Blumengewinden umrahmten Oval scheint den Namen des Besitzers anzudeuten. Das Museum besitzt noch zwei weitere Ofenhecks, die mit dem ersteren in Konstruktion und Ausbildung verwandt sind und derselben Zeit entstammen. Eines derselben ist in Abb. 111 wiedergegeben. Neben den hölzernen finden sich auch einfachere, aus Eisendraht gefertigte Hecks namentlich im Dorfe Burg in Süderdithmarschen.

Für die Ofenstülpen scheint sich ebenfalls eine bestimmte Art herausgebildet zu haben. Sie zeigen fast alle dieselbe Form,

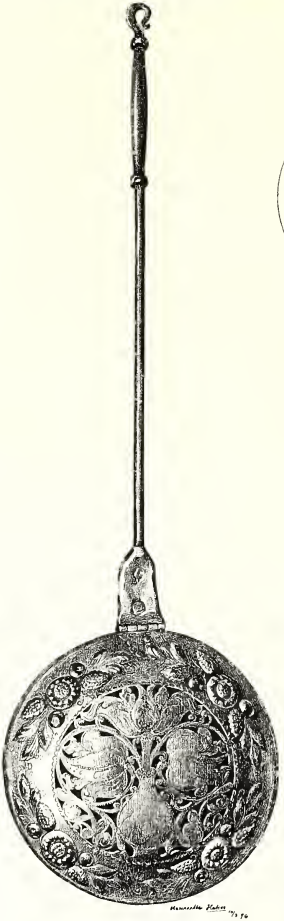


Abb. 115. Wärmepfanne.

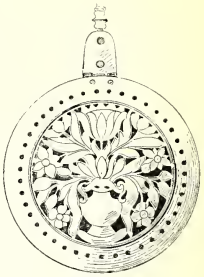


Abb. 116. Wärmepfanne.

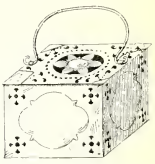


Abb. 117. Feuerkiecke.

Abb. 118. Feuerkiecke.
Abb. 115, 116 u. 118 aus dem Meldorfer Museum.

während die Treibarbeit des Schmuckes auf die Ränder und die Handhabe beschränkt bleibt. Als ein sehr seltenes Stück darf daher eine Messingstülpe des Meldorfer Museums gelten, die an der ganzen Oberfläche getriebene Ornamentik zeigt (Abb. 113). Für letztere haben Pflanzenmotive als Vorbild gedient. Stengel, Blüten und Blätter treten aus der Fläche heraus, während die feineren Ranken nur durch punktierte Linien angedeutet sind.

Die Wärmepfannen sind sehr zahlreich auf uns gekommen. Sie scheinen sich ihrer gefälligen Form wegen besonders als Schmuckstücke des Pesels, an

Abb. 119. Schrankfüllung.

dessen Wänden sie tagsüber in der Nähe der Betten hingen, großer Beliebtheit erfreut zu haben. Der tellerartige durchbrochene Deckel aus Messing- oder Kupferblech war zur Ornamentierung auch trefflich geeignet. Eine sehr wertvolle Wärmepfanne besitzt das Meldorfer Museum aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 115). Der Deckel ist mit naturalistischen Blumengewinden in getriebener Arbeit verziert, während das durchbrochene mittlere Feld ein stilisiertes Flachornament mit leicht eingestochenen Adern zeigt. Das dargestellte Motiv, die einer mittleren Vase entwachsenden Ranken und Blätter sowie die Einteilung in ein kreisförmiges Mittelfeld und einen breiten Rand, finden wir bei den meisten

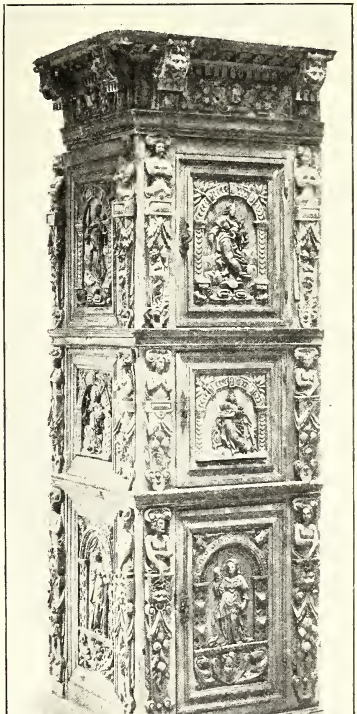


Abb. 120. Hörnschap. (Aus dem Meldorfer Museum.)

Wärmepfannen wiederholt. Ein Beispiel gibt die in Abb. 116 dargestellte Wärmepfanne, die gleichfalls im Besitze des Meldorfer Museums ist. Die Arbeit ist einfacher. Das flache Ornament ist nur durch die Durchbrechungen und wenige eingeschnittene Linien gegliedert. Der Rand ist durch kleine kreisförmige Öffnungen belebt. Abb. 114 veranschaulicht zwei Wärmepfannen aus dem Besitze des Malers Hampke in Schleswig, deren Ornamentik von dem oben beschriebenen Typus wesentlich abweicht. Das achteckige Mittelfeld des größeren Deckels zeigt Bacchus auf einer Tonne sitzend, in der einen Hand einen Pokal, in der anderen Weintrauben haltend. Den Rand schmücken getriebene Fruchtgewinde. Auf dem kleineren kupfernen Deckel mit schmalem Rande ist ein springender Hirsch zwischen Rankenwerk dargestellt. Die Durchbrechungen bilden hier nur kleine, unregelmäßig über die Fläche verteilte runde Löcher.

Die Feuerkieken sind als Gebrauchsgegenstände den Wärmepfannen verwandt und weisen demnach auch eine ähnliche Durchbildung auf. Verhältnismäßig reiche Behandlung zeigt eine messingene Kieke des Meldorfer Museums (Abb. 118). Sie ist achteckig gestaltet und mit gewölbtem durchbrochenen Deckel versehen. Im übrigen herrschen einfachere Formen, besonders die Würfelform vor. Ein Beispiel gibt Abb. 117.

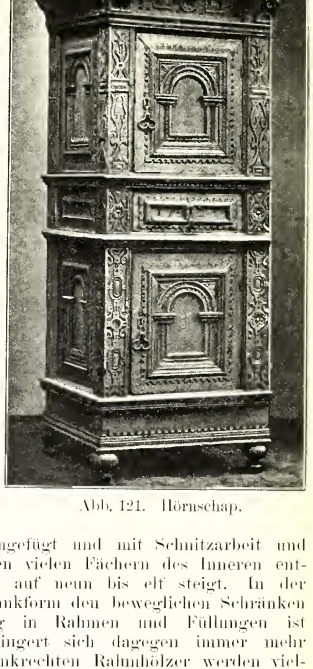


Abb. 121. Hörnschap.

Die Holzschnitzerei, die in Schleswig-Holstein unter den Zweigen des Kunsthandwerks von jeher an erster Stelle gestanden hat, kommt im alten Bauernhause an den Schränken zur reichsten Entfaltung. Die ältesten auf uns gekommenen sind unbewegliche, in eine Mauernische eingelassene eichene Wandschränke meist gotischer Stilrichtung. Die große Vorderwand ist in Rahmen und Füllungen zusammengefügt und mit Schnitzarbeit und reichem Metallbeschlag geschmückt. Den vielen Fächern des Inneren entspricht eine große Anzahl Türen, die auf neun bis elf steigt. In der Zeit der Renaissance scheint diese Schrankform den beweglichen Schränken ganz gewichen zu sein. Die Teilung in Rahmen und Füllungen ist beibehalten, die Zahl der Türen verringert sich dagegen immer mehr und sinkt schließlich auf zwei. Die senkrechten Rahmhölzer werden vielfach mit vorgelegten geschnitzten Pfeilern und Figuren versehen. Das Material der Schränke bleibt Eichenholz. Im 17. Jahrhundert haben in Schleswig-Holstein die furnierten zweitürigen, sogenannten Hamburger Schränke (Schaps) aus Nußbaumholz große Verbreitung gefunden, die von den Hansestädten ausgeht. Neben den Wandschränken kommen im 17. und

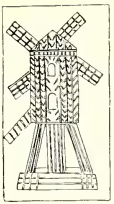


Abb. 122.

Abb. 123.

Abb. 124.

Abb. 125.

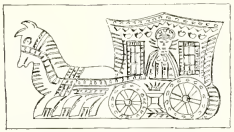


Abb. 126.

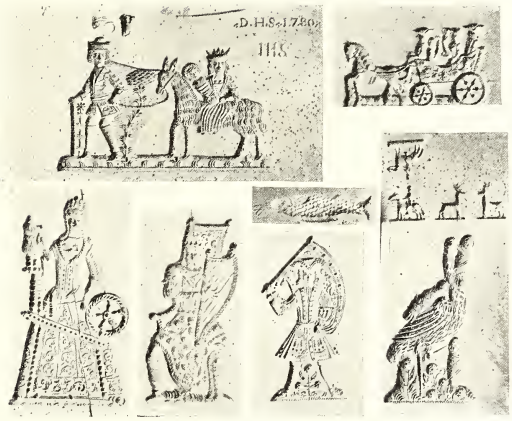


Abb. 127.

Abb. 122 bis 127. Holzerne Kuchenformen.

Abb. 122 bis 126 aus dem Museum in Meldorf. Abb. 127 aus dem Museum in Schleswig.

18. Jahrhundert kleine Hängeschränke vor, die eintürig und von geringer Tiefe sind. Die Verzierung durch Schnitz- und Stecharbeit bleibt, wie bei allen diesen Schränken, auf die Vorderseite beschränkt. Ein solcher Hängeschrank ist auf der Abb. 84 des Bunsoher Pesels sichtbar. Eine eigentümliche Schrankform taucht namentlich in Dithmarschen am Ende des 16. Jahrhunderts in den sog. Hörnschaps, d. i. Eckschränken, auf. Der Hörnschrank erhebt sich auf quadratischer Grundfläche und ist entsprechend den drei Geschossen mit drei Türen versehen. Das mittlere Geschoß — meist etwas niedriger als die anderen — tritt vielfach zurück, so daß vor ihm eine kleine Plattform verbleibt. Das Obergeschoß wird dann in der Regel durch in den Ecken aufgestellte Pfeiler oder Figuren getragen. Die beiden der Wand zugekehrten Seiten bleiben stets ohne Bearbeitung. Das Hörnschap gehörte zur gewöhnlichen Brautausstattung und hatte in einer Ecke des Pesels, der Eingangstür gegenüber, seinen Platz. Neben dem Schranke saß die Braut am Hochzeitstage und empfing hier die Glückwünsche der Gäste. Das Museum in Meldorf, das eine stattliche Anzahl von Hörnschränken besitzt, bewahrt auch den in Abb. 120

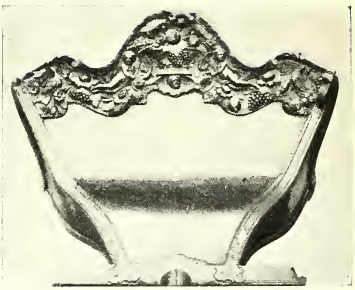


Abb. 128.

Abb. 129.

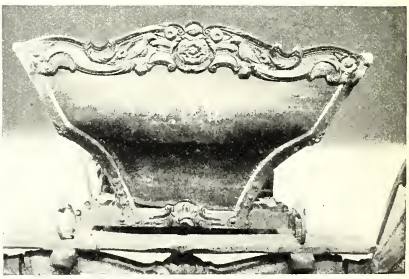


Abb. 130.

Abb. 128 bis 130. Rücklehnen von Kariolen.
(Aus Norderdithmarschen, jetzt im Meldorfer Museum.)

wiedergegebenen Schrank, der durch seine Größe und reiche Schnitzerei auffällt. Er stammt aus dem Dorfe Weddinghusen und ist seiner Entstehung nach in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zu setzen. Das Mittelgeschoß tritt hier nicht zurück, ist indes etwas niedriger als die anderen. Die senkrechten Rahmhölzer sind mit trefflich geschnitzten Hermen geschmückt. Die rundbogig geschlossenen Füllungen der Türen und Seitenfelder enthalten Darstellungen von Tugendfiguren. Rechts sind von oben nach unten Liebe mit Kind, Hoffnung mit Anker, Weisheit mit Schlange und Spiegel, links Gerechtigkeit mit Schwert und Wage, Glaube mit Kreuz und Buch, Stärke mit Säule versinnbildlicht. Ein kräftiges Gesims mit Konsolen, die Löwenköpfe tragen, schließt den Schrank oben ab. Einen Hörnschrank von einfacherer Durchbildung, dessen Mittelgeschoß die Jahreszahl 1608 trägt, gibt Abb. 121 wieder. Ihrer trefflichen Schnitzarbeit wegen sei eine Schrankfüllung, die Beschneidung des Christkindes darstellend (Abb. 119), wiedergegeben.

Abb. 131. Karriole (1794). Gesamtansicht.

Gediegene Arbeiten der Holzschnitzkunst besitzt das Meldorfer Museum an einigen Karriolen, die wegen der Einfachheit ihrer Konstruktion und wegen des Reichtums ihrer Ausstattung bemerkenswert sind. Von den Wagen tragen zwei die Jahreszahlen 1794 bezw. 1804, die außerdem noch vorhandenen Teile eines dritten sind in dieselbe Zeit zu setzen. Die Bauart ist bei allen Karriolen übereinstimmend. Zwei sehr hohe, mit starkem Eisenblech und großen Nägeln beschlagene Räder tragen den offenen zweisitzigen Bock. Die langen Deichseln sind mit den ohne Federung auf der Radachse aufliegenden, den Bock tragenden Hölzern aus einem Stück hergestellt. Die zierlich geschwungenen Sitzböcke sind als hölzernes Rahmwerk mit Füllungen gearbeitet. Während die Füllungen glatt gehalten sind, tragen die profilierten Rahmhölzer treffliche barocke Schnitzarbeit, besonders an der Außenseite der Rücklehne. Hinter dem Bock ist ein schmales Sitzbrett mit seitlichen geschmiedeten Griffen angebracht, während vor ihm eine niedrige Schirmwand aus Eisenblech mit geschmiedetem aufgelegten Rankenwerk auf den Deichseln befestigt ist. Das Einsteigen erleichtern seitliche geschmiedete Trittstufen. Die Karriolen mögen die Abb. 128 bis 131 veranschaulichen, die neben der Gesamtansicht eines Wagens die drei geschnitzten Rücklehnen zur Darstellung bringen. Die Ornamentik verwendet vorwiegend Pflanzenmotive, daneben auch Figurenwerk. So zeigt die in Abb. 128 wiedergegebene Sitzrückwand zwei schwebende Engel neben einer Fruchtvase, darunter einen Engelskopf. Beliebt sind auch Vögel, die bei allen

drei Darstellungen auftreten[51]). Auffallend ist die Farbenfrendigkeit, die uns an den Karriolen entgegentritt. Die Räder, die Deichseln sowie die Innenflächen des Sitzes sind in leuchtendem Rot gehalten, das Eisenwerk ist grün getönt, während das Schnitzwerk naturalistisch bunt behandelt ist. Die Außenseiten des Sitzes sind dunkelbraun grundiert. Die Füllungen waren an einem der Wagen mit Fruchtgehängen in lebhaften Farben bemalt, an einem anderen mit vergoldeten Namenszügen und Jahreszahlen geschmückt, wie die vorhandenen Spuren noch deutlich erkennen lassen. Vergoldet sind auch die Profilierungen der Rahmhölzer. Die im ganzen trefflich erhaltenen Karriolen beweisen die Tüchtigkeit der Handwerksleistung, den hohen Stand der ausübenden Kunst sowie den Geschmack und den Kunstsinn der Besitzer in gleicher Weise.

Zum Schluß seien noch die hölzernen Kuchenformen erwähnt, die unter dem Hausgerät alter Zeit Beachtung verdienen. Nach alter Sitte wurden in Schleswig-Holstein gleichwie in anderen deutschen Gauen zu Weihnachten aus Mehl, Sirup und Braunbier Kuchen gebacken, denen mittels hölzerner Formen allerlei Darstellungen aufgepreßt wurden, ähnlich einem süddeutschen Brauche am St. Nikolaustag. Diese Formen wurden in der Weise hergestellt, daß in rechteckige Brettchen vertiefte Modelle für die Herstellung der Reliefdarstellungen geschnitzt wurden. Während manche der Formen nur handwerksmäßige Arbeit zeigen, tragen viele auch ein künstlerisches Gepräge und dürften von berufsmäßigen Bildschnitzern hergestellt sein. Die wiedergegebenen Formen (Abb. 122 bis 126) stammen aus dem Meldorfer Museum, das deren eine große Anzahl besitzt. Ihre Herstellung ist in den Anfang des 19. Jahrhunderts zu setzen. Da aber die steifen, zum Teil unbeholfenen Darstellungen nichts von der Stilrichtung jener Zeit an sich tragen, ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß die Formen nach sehr alten Mustern immer wieder neu gearbeitet worden sind. Abb. 127 gibt einige Kuchenformen aus dem Museum in Schleswig wieder, die sehr reiche Stecharbeit zeigen und zum größten Teil aus dem Jahre 1780 stammen. Einige Gegenstände sind besonders beliebt und kehren immer wieder; so die Spinnerin und sonstige Figuren, ferner die Wagen und die Störche mit Kindern; war doch Nikolaus, der Patron der Bäcker, ein Kinderfreund und zugleich Patron der Kinder und der entbindenden Frauen. Auch biblische Darstellungen kommen vor; so ist z. B. auf Abb. 127 die Flucht Josephs zur Anschauung gebracht. Daß der Hering in der Schleistadt, der Stadt der Schleiheringe, auch beliebt ist, darf wohl nicht verwundern.

Gersteufeldt. 1904.

Friedrichstadt, eine holländische Stadt in Schleswig-Holstein.

Die örtlichen Bedingungen, Wasser und Land, welche den Niederlanden ihr eigenartiges Gepräge verleihen, setzen sich an der deutschen Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark fort, und so kann es nicht wundernehmen, in diesen beiden Gebieten mancherlei ähnliche Bilder in Stadt und Land zu finden. Zudem strömten von den älteren Kulturgebieten am Unterrhein dauernd Gaben der verschiedensten Art zu den schleswig-holsteinischen Küsten hinüber. Dort in den Niederlanden haben viele deutsche Kunsthandwerker ihre Ausbildung genossen. Wandfliesen, Geschirr und anderer Hausrat, ja größere Kunstwerke, wie das Friedrichsdenkmal im Schleswiger Dom kamen

[51]) Vielleicht handelt es sich auch hier um Anklänge an das auf Seite 82 u. 83 besprochene Motiv der Baumverehrung.

Abb. 132. Vorderseite eines im Jahre 1902 abgebrochenen Hauses in Friedrichstadt.

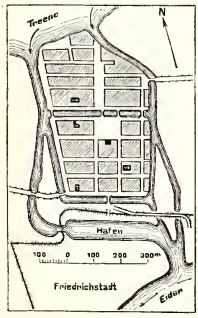


Abb. 133. Stadtplan von Friedrichstadt.

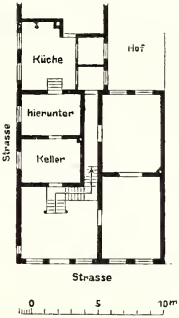


Abb. 134. Grundriß zu Abb. 135.

von dort herüber und dienten den daheimgebliebenen Meistern als Muster für die eigenen Arbeiten. Bereits im 12. Jahrhundert wandern Holländer ein und sichern durch Deichbauten die Marschen an der Elbe gegen die Fluten des Meeres. Eine ganze Stadt sogar erbauten die Fremden an der Westküste, wo die natürlichen Verhältnisse denen ihres Vaterlandes so ähnlich waren. Das geschah im Jahre 1621 am Eiderfluß, als der Herzog Friedrich III. von Schleswig-Gottorp holländischen Reformierten, die ihres remonstrantischen Bekenntnisses wegen ausgewandert waren, hier einen neuen Wohnsitz gab. Friedrichstadt ward eine Freistatt für Anhänger der verschiedensten Glaubenslehren, und es gesellten sich bald Juden, Lutheraner, Katholiken, Quäker und Mennoniten zu den holländischen Remonstranten; von diesen, die anfangs die Mehrzahl der Einwohner ausmachten, zogen aber die wohlhabendsten bald wieder fort, nachdem ihnen in der Heimat freie Religionsübung gestattet worden war. Auch sonst hemmten vielerlei Unglück, Kriegsläufte und Sturmfluten, die Blüte, welche des Herzogs Wohlwollen der Stadt versprochen hatte; zuletzt im Herbst 1850, als die Schleswig-Holsteiner ihre versiegende Kraft an der von den Dänen besetzten Stadt verbrauchten und wohl die Hälfte aller Bauten in Asche legten.

Die Gründung erfolgte inmitten der grünen Marschen am rechten Eider-

ufer so nahe der Mündung, daß die Seeschiffe zur Flutzeit die Stadt erreichen konnten, und stellte Aufgaben, welche die heimatliche Kunst der Holländer, den Wasserbau ins beste Licht setzen konnten. Die Treene, welche sich einst weiter unterhalb frei in die Eider ergoß, wurde aufgestaut und durch Schleusen und Sielbauten gegen die Willkür von Ebbe und Flut abgeschnitten (vergl. a. Zeitschrift für Bauwesen 1893, S. 591. Bl. 19). Die hierzu gegrabenen Verbindungskanäle bestimmten die Hauptlinien des Stadtplanes (Abb. 133); sie sind auch heute noch mit regelmäßigen Baumreihen

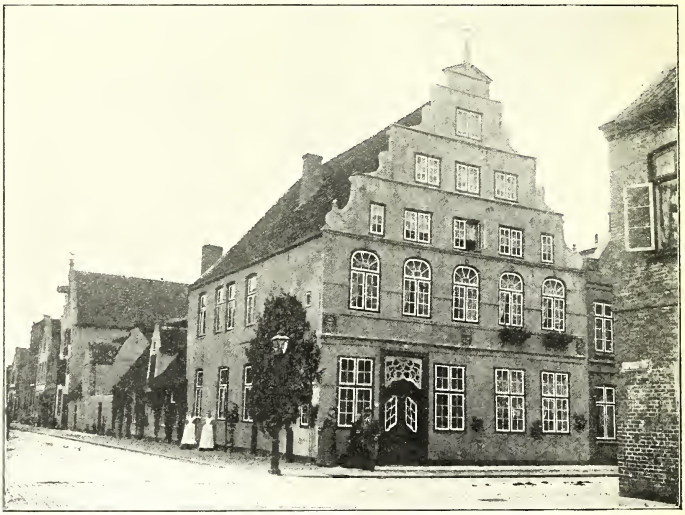
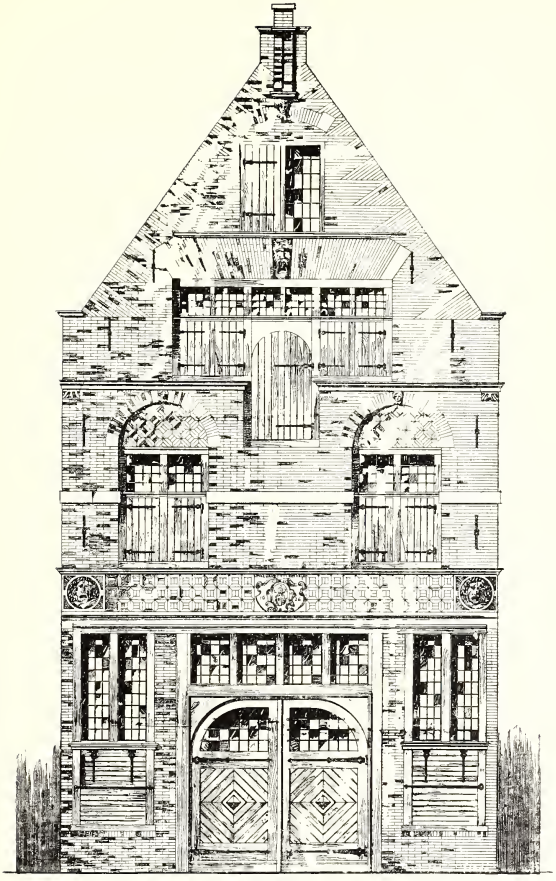


Abb. 135. Eckhaus von 1637 in Friedrichstadt.

bepflanzt und bedingen das eigene fremdartige Wesen, welches den Besucher in dem stillen sauberen Städtchen fesselt.

Schlimmer als der Grund und Boden haben die Bauwerke unter dem Wechsel der Zeiten gelitten. Über die Kirchen der verschiedenen Gemeinden gibt Haupts Verzeichnis der Kunstdenkmäler in Schleswig-Holstein Auskunft und erzählt uns, daß mehrere Ausstattungsstücke von den verödeten Kirchen stammen, denen draußen das Meer Dorf und Gemeinde geraubt hatte. Wohnhäuser der ersten holländischen Zeit sind nicht allzuviel erhalten. Im vergangenen Sommer wieder mußte ein schmuckloser, aber doch stattlicher und wohl erhaltener Bau am Mittelburggraben einem Neubau weichen (Abb. 132). Die Eingangstür und die zwei Fenster zur Rechten gehörten zu der geräumigen Diele; an deren Rückwand sah man durch ein Fenster in die kellerartig gelegene Küche hinab, verschiedene Treppenläufe führten in diese Küche, in das



Maßstab 1 : 80.

Abb. 136. Die Alte Münze in Friedrichstadt.

(Nach einer Aufnahme des Arch. E. Stoffers in Kiel.)

(Die Aufnahme erfolgte anläßlich der jetzt in die Wege geleiteten Wiederherstellung der Fassade.)

darüber gelegene Zwischengeschoß und zu den oberen Stockwerken. Aus dem Nachbarhause ist das Getäfel eines Zimmers in das Flensburger Museum gewandert, in dem sonst wesentlich veränderten Hause des Bürgermeisters befinden sich hübsche Türen in gestemmter Arbeit; an einigen andern Stellen endlich ist Wandbelag aus Delfter Fliesen erhalten, so zeigt eine aus etwa 15 Platten zusammengesetzte Darstellung einen Vogelbauer und dessen goldgelben Bewohner.[52])

Dasjenige Gebäude, welches von Anfang an das reichste der Stadt gewesen sein mag, ist uns glücklicherweise erhalten, die im Besitze der

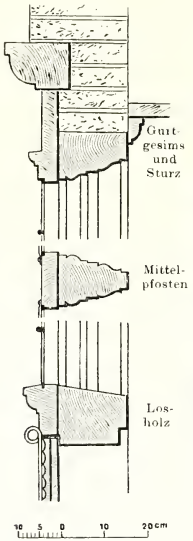


Abb. 137. Fenster der Alten Münze.

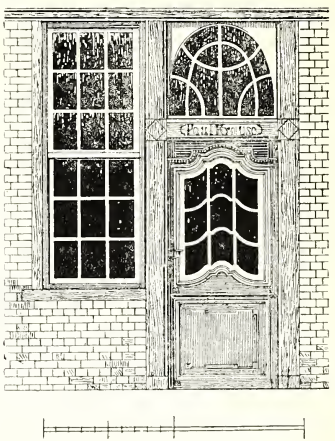


Abb. 138. Haustür in Friedrichstadt.

Mennonitengemeinde befindliche sogenannte Alte Münze (Abb. 136, 137, 139 u. 140). Dies Haus ward 1626 von dem Statthalter Moersbergen erbaut; dessen Tochter überließ bereits in den 40er Jahren den Saal im hinteren Flügel den Lutheranern zur Religionsübung. Im Jahre 1652 erwarben die Mennoniten das Grundstück, richteten aber erst 1708 den Kirchenraum so ein, wie er sich heute darbietet (Abb. 139). Dieser nach Süden belegene Teil ist auf einem gewölbten Keller erbaut und enthielt nach der Überlieferung

[52]) Eine Reihe von Mitteilungen und die Grundlagen zu einigen Abbildungen verdanke ich den Herren Bürgermeister Wiese, Pastor Blickensdörfer und Dr. med. Hansen, sämtlich in Friedrichstadt.

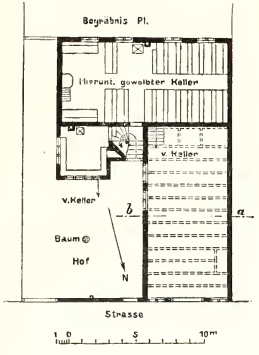


Abb. 139. Grundriß der Alten Münze.

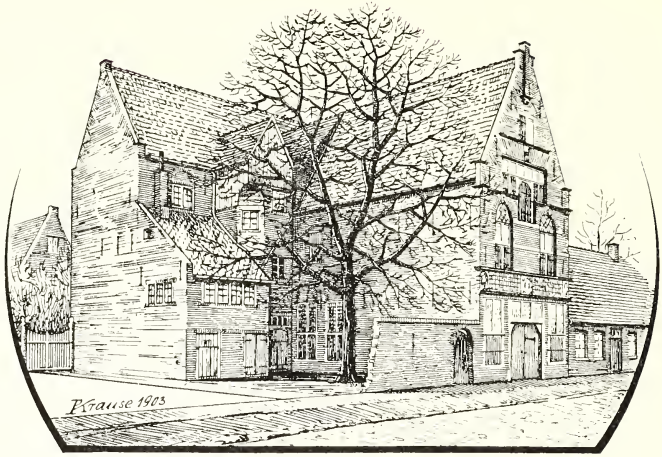


Abb. 140. Die Alte Münze in Friedrichstadt. (Mennonitenhaus.)

den Salon des Statthalters, wahrscheinlich aber auch die übrigen Wohnräume. Während die Wendeltreppe zu der ursprünglichen Anlage zu gehören scheint, entstammt das Predigerzimmer mit der behaglichen Fensteranordnung wohl dem Umbau von 1708. Im Gegensatz zu dem hinteren Flügel ist der Vorderbau arg verwahrlost. Die weiten, ohne Trennungswände durchgehenden Räume zu ebener Erde und darüber, das auffallend große Tor und der Mangel jeglicher Feuerstelle lassen vermuten, daß die jetzige Verwendung zu Speicherzwecken in der ursprünglichen Absicht lag. Der fehlenden Baupflege ist es immerhin zu danken, daß verschiedene Einzelheiten, wie die Fenster, ganz ihre alte Einrichtung bewahrt haben. Die untere Fensteröffnung ist lediglich durch aufklappbare Holzläden geschlossen, während oben eine Bleiverglasung auf den schön profilierten eingemauerten Eichenholzrahmen unlösbar befestigt ist (Abb. 137). Ungeachtet der untergeordneten Bestimmung des Vorderflügels hat die Straßenfront die reichste Ausbildung erfahren und bezeugt uns eindringlich den hohen Stand der niederländischen Kunst in jenen Tagen. Die Aufnahme des Architekten E. Stoffers in Kiel mag das bestätigen (Abb. 136). Über dem Tor findet sich die bezeichnende Inschrift: omne solum forti viro patria.

Die späteren Bauten setzen die Weise der Holländer fort; die meist schmalen Giebelfronten sind der Straße zugekehrt und von verhältnismäßig breiten Fenstern durchbrochen. Die Rahmen der Eingangstüren sowie der unteren Fenster sind bisweilen so stark, daß das Gefüge der Wand an den Fachwerkbau erinnert. Die Giebel haben getreppte Absätze, oder es ordnen sich der geraden Umrißlinie Ziegelschichten ein, welche sägeartig in die wagerechten Reihen eingreifen. Die unverputzten Mauerflächen sind belebt von zierlich geschmiedeten Ankern und vereinzelten Steinplatten, auf denen das Mähnenhaupt des niederländischen Löwen oder andere Figuren als Merkzeichen des Hauses dargestellt sind. Zu dieser Gruppe darf das in Abb. 134 u. 135 dargestellte Eckhaus gerechnet werden, obgleich es noch die Jahreszahl 1637 trägt. Denn wahrscheinlich gehört nur die Diele mit der Eingangstür und den beiden anstoßenden Fenstern zum ursprünglichen Bau, der bis vor kurzem auch in der hinteren Hälfte den für jene Zeiten eigentümlichen Keller und das niedrige Zwischengeschoß darüber bewahrt hatte. Erst später wurden dann wohl die zwei größeren Zimmer zur Rechten hinzugefügt und über dem Ganzen das erste Stockwerk und der breite Giebel der neuen Mittelachse gemäß, vielleicht unter Verwendung der alten Werksteine, errichtet. Das ursprünglich mansardenartig gebrochene Dach erhielt neuerdings bei der Höherlegung der Decke des ersten Stockwerks die jetzige gerade Form. Bei der gleichen Gelegenheit wurden die anfänglich gerade abgeschlossenen Fenster bis zu den früheren Entlastungsbogen ausgebrochen. Die prächtige im Rokokogeschmack geschnitzte Tür ist möglicherweise mit jenem älteren Erweiterungsbau gleichzeitig. Auch an vielen anderen Häusern sind die Eingangstüren mit besonderer Liebe hergestellt. Bei dem in Abb. 138 gegebenen einfacheren Beispiel sind die Rahmen und die geschwungenen Sprossen für die Verglasung weiß, die übrige Tür dunkelgrün gefärbt. Selbst an den nüchternen Bauten ums Jahr 1800 bekunden Verbretterungen, nach Sternmustern oder sonstwie geordnet, und Rahmhölzer, mit griechischen Schmuckformen etwas steif verziert, den guten Willen des Handwerkers. Erst die nach der Beschießung von 1850 notwendig gewordene Überzahl von Neubauten vermag unsere Teilnahme nicht zu erwecken.

Auch die ruhige und glücklichere Gegenwart, welche nach so

mancher Not über die Stadt gekommen ist, wird, soweit es in unserer Voraussicht liegt, schwerlich ein Werk zustande bringen, das jenen ersten holländischen Bauten gleichkommt. Insbesondere der Erhaltung des ernst gefährdeten Mennonitenhauses, welche der besitzenden Gemeinde allein zu schwer fallen würde, sollte darum die nächste Anstrengung gelten. Die Großräumigkeit des Vorderbaues wird es sicher ermöglichen, das Vorhandene zu wahren und dennoch für eine Verwendung herzurichten, welche dem weiteren Bestande förderlicher wäre als der jetzt darin betriebene Kohlenhandel. So würde das Haus in Wahrheit ein neues Leben beginnen zur Freude der Kunstfreunde und zum Nutzen der Stadt.

Berlin 1903. Paul Krause.

Die Erhaltung des Nordertores in Flensburg.

Wie in Professor Dr. Haupts Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Schleswig-Holstein ausführlicher geschildert wird, ist die Stadt Flensburg nicht reich an wichtigeren profanen Bauwerken alter Zeit. Von den stattlichen Bürgerhäusern des Mittelalters und der Renaissancezeit muß eins nach dem andern der Neuerungssucht weichen, und namentlich unter den einfacheren Backsteinbauten des 16. und 17. Jahrhunderts wird in neuester Zeit bedenklich aufgeräumt. Die Überreste der Duburg, der auf der Höhe neben der Altstadt sich einst erhebenden landesherrlichen Feste, sind in den letzten Jahren der Bebauung des Bergrückens mit Wohnhäusern zum Opfer gefallen. Von den wehrhaften Mauern der Altstadt standen 1799 noch drei offene und fünf geschlossene Tore. Jetzt ist das Nordertor der letzte Überrest derselben, und um die Erhaltung oder Niederreißung dieses wird jetzt ein Streit geführt, der wegen seines allgemeinen Interesses hier näher beleuchtet werden soll.

Das Nordertor in Flensburg, neben dem Krempertor zu Neustadt in Holstein das einzige erhaltene Stadttor Schleswig-Holsteins, erhebt sich am Ende der Norderstraße, letztere quer überbrückend, und trennt so die nördlich sich noch weit erstreckenden Viertel der Neustadt von dem alten Stadtweichbilde. Während westlich des Tores an Stelle der alten Stadtmauer ein später errichtetes Wohnhaus sich unmittelbar an das Tormauerwerk anschließt, sind östlich desselben vor nicht zu langer Zeit alle Anbauten entfernt worden, und ist hier ein ziemlich unregelmäßiger Platz geschaffen, in welchen der Torbau mit seiner Flanke hineinspringt (vgl. Abb. 142).

Dr. Haupt gibt in seinen Kunstdenkmälern eine Skizze der Außenansicht der Baulichkeiten vom Jahre 1884 wieder, nach welcher das Tor noch von beiden Seiten eingebaut war. Der ziemlich breite Torbogen ist zur Durchführung des Pferdebahngleises und zweier schmaler Bürgersteige eingerichtet, nachdem man den anscheinend früher rundbogig geschlossenen Gurtbogen durch Abschlagen der Widerlager zu einem Korbbogen erweitert hatte. Das Innere des Tores ist als Tonne mit vier Stichkappen überwölbt. Die Widerlager werden von zwei Mauergevierten gebildet. Die von letzteren umschlossenen Räume sind in Höhe des Bogenanfangs durch eine Balkenlage in zwei Stockwerke geteilt. Im östlichen Widerlager ist die alte steinerne Wendeltreppe erhalten, welche zugleich den Zugang zu dem geräumigen Gelasse über dem Torbogen vermittelt. Wie die alte Benutzung

und Einteilung der verschiedenen Räumlichkeiten gewesen sein mag, läßt sich jetzt schwer feststellen. Jedenfalls stammen die inneren Scheidewände, welche aus Ziegeln kleinen Formats gemauert sind, nicht aus der Zeit des ursprünglichen Baues.

Abb. 141. Nordertor in Flensburg. Ansicht von der Norderstraße.

An der nördlichen Außenseite des Tores sind über dem Bogen zwei Wappenschilder angebracht. Das linke zeigt den Namenszug Christians IV. und die Inschrift: „Regna firmat pietas". Das rechtseitige Schild gibt neben dem Stadtwappen Auskunft über die 1767 erfolgte Wiederherstellung des Bauwerkes und trägt die deutsche Inschrift: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt". Die breitgelagerten Staffelgiebel der Außen- und Innenfront haben alle Merkmale der Backsteingiebel der Bürgerhäuser Flensburgs und

der benachbarten Stadt Husum aus dem 16. Jahrhundert. Der obere Abschluß der Nischen, welcher durch zwei von einem Kragstein getragene Rundbogen bewirkt wird, war noch im 17. Jahrhundert eine an den Bauernhäusern der friesischen Westküste des Landes übliche Form. Der Bau macht in seinen gedrungenen Formen trotz des Fehlens von Einrichtungen, welche auf seine frühere Bestimmung als Wehrbau schließen lassen, noch heute einen eigenartigen Eindruck und bildet einen malerischen Abschluß des Straßenbildes der Norderstraße, wie dies die vom Maler Dreesen zur Verfügung gestellte photographische Aufnahme (Abb. 141) wiedergibt.

Die Abb. 143 bis 147 stellen nach vom Stadtbaurat Fielitz gefertigten Aufnahmezeichnungen den gegenwärtigen Zustand des Gebäudes dar. Obgleich der Kern der alten Mauern noch unversehrt ist, erscheint der Bau doch recht verwahrlost. Nicht einmal das Dach ist dicht unterhalten, so

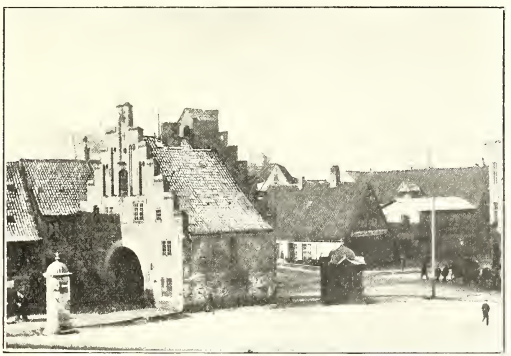


Abb. 142. Nordertor. Ansicht von Südosten.

daß Schnee und Regen ihr Zerstörungswerk ungehindert fortsetzen. Das Innere ist im übrigen durch die späteren Einbauten entstellt. Im Äußeren sind zwar Anzeichen der beginnenden Verwitterung einzelner Stellen der Außenfront zu finden, aber im großen und ganzen steht das alte Ziegelmaterial noch seinen Mann. Die jetzige Ausbildung der rechteckigen Fenster scheint kaum die ursprüngliche zu sein. Wahrscheinlich stammt sie aus der Zeit, da die inneren Räume ihren ursprünglichen Zwecken entzogen und für Wohnzwecke umgebaut wurden.

Das weitere Schicksal des Bauwerkes hat die städtischen Behörden schon jahrelang beschäftigt. Wie ein Zeitungsbericht vom September 1901 hervorhebt, empfindet die Bürgerschaft das Nordertor nur als ein Verkehrshindernis, dessen graues unansehnliches (!) Gemäuer mit seinem engen niedrigen Gewölbe abgebrochen werden müßte. Daß es sich nun ein von den Vorfahren der heutigen Bürgerschaft errichtetes geschichtliches Baudenkmal, und zwar nun die letzten Überreste und ein Wahrzeichen der einstigen Wehrhaftigkeit der Stadt handelt, und deshalb allein gerade die

Bürgerschaft den größten Wert darauf legen müßte, den Bau zu erhalten, hiervon haben sich die maßgebenden Vertreter der Stadtgemeinde in ihrer Mehrheit noch nicht überzeugen können. Da der Regierung die rechtliche Handhabe fehlt, die würdige Wiederherstellung des Bauwerkes zu erzwingen, so hat der Magistrat zunächst durch das Stadtbauamt nur die dringendsten Wiederherstellungsarbeiten veranschlagen lassen. Diese Arbeiten erfordern einen Kostenaufwand von 2400 Mark, welcher Betrag zwangsweise in den Haushaltsplan eingesetzt wurde. Seitens des diese Maßregel veranlassenden Regierungspräsidenten ist nach dem Zuständigkeitsgesetz von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch gemacht worden, insofern dem Magistrate nach der Städteordnung obliegt, für die Unterhaltung der städtischen Gebäude Sorge zu tragen, und demselben von den Stadtverordneten die hierzu erforderlichen Mittel vorenthalten werden. Jetzt beabsichtigen nun die Stadtverordneten, gegen dieses Vorgehen Berufung beim Oberverwaltungsgericht einzulegen, oder haben dies wohl schon getan.

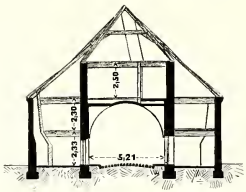


Abb. 143. Querschnitt.

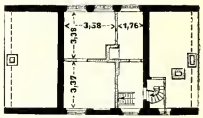


Abb. 144. Grundriß über dem Torbogen.

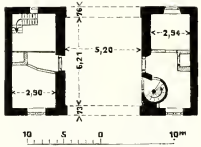


Abb. 145. Erdgeschoß.

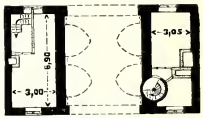
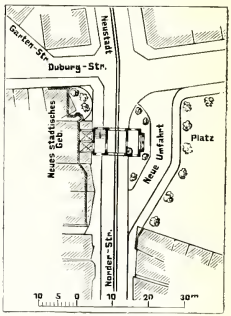


Abb. 146. Grundriß in Höhe des Torbogens.

Wenn nun zu hoffen ist, daß eine Berufung ohne Erfolg sein wird, so würde das Dringlichste ja gewonnen und die weitere Erhaltung des Nordertores zunächst gesichert sein.[53]) Hoffentlich hat es aber damit nicht sein Bewenden. Vielmehr werden weitere Schritte getan, um die Bürgerschaft Flensburgs mit ihrem alten Stadttore vollständig auszusöhnen. Das verkehrteste Mittel hierzu wäre wohl, das Tor wie jetzt an der Ostseite auch an der Westseite vollständig freizulegen. Die ungehörige Verbindung mit dem



Jetzige Bauflucht.
Neue Bauflucht.

Abb. 147. Lageplan.
Vorschlag für den Umbau der Umgebung des Tores.

[53]) Das Oberverwaltungsgericht hat die Berufung der Stadtgemeinde tatsächlich abgelehnt.

angeklebten Nachbarhause wäre ja tunlichst fortzuschaffen und daher erwünscht, eine neue Baufluchtlinie auszulegen und von dem Tore abzurücken, um so Raum für einen weiteren Durchgang zu schaffen. Die beste und gegebene Lösung wäre es, wenn die Stadtgemeinde das fragliche nicht sehr wertvolle Grundstück erwürbe und auf demselben in Verbindung mit dem wiederherzustellenden Tore ein städtisches Gebäude errichtete, dessen Formengebung in Einklang mit der des Tores zu bringen wäre. Bei dem jedenfalls noch nicht abgeschlossenen Aufblühen des städtischen Gemeinwesens wird über den Mangel an Bedürfnissen, für welche städtische Neubauten zu errichten sind, kaum zu klagen sein. Vielleicht käme eine Polizeiwache mit Feuerwehrdepot in Frage. Dann könnten dieselben Räume, in denen einst die Bürger der Stadt nach den äußeren Feinden Wacht hielten, jetzt den Zwecken zur Bekämpfung der inneren Feinde der Stadt dienen. Wird bei diesem Bau auf die Ablenkung des Fußgängerverkehrs vom Torbogen durch Einschaltung eines überdeckten Verbindungsganges Bedacht genommen, so liegt es nahe, den Wagenverkehr durch eine Umfahrt über den östlich bereits vorhandenen Platz zu führen und so der weitesten künftigen Steigerung des Verkehrs zu genügen. Die Umgebung des Tores würde hiernach etwa die im Lageplan Abb. 147 angedeutete Gestalt annehmen. Vielleicht empfiehlt es sich, die westlichen Torpfeiler zu einer Wartehalle für die Pferdebahn und mit einer bequemen Treppe als Zugang zu dem Oberstock auszubauen, während der östliche Teil des Tores als Verkaufsbude für Obst und Erfrischungen eingerichtet werden könnte. Selbstverständlich sollen diese Vorschläge nur Anregungen sein, um zu zeigen, daß gangbare Wege wohl vorhanden sind, um dem Flensburger Städtebild einen malerischen und eigenartigen Bau älterer Zeit dauernd zu erhalten. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und was in Köln, in Lübeck und in anderen deutschen Städten erreichbar war, wird bei gutem Willen auch in Flensburg durchführbar sein.

Schleswig, im Februar 1903. K. Mühlke.

Die Löwenapotheke in Lübeck.

Unter den wenigen deutschen Städten, die außer ihren alten Kirchen und öffentlichen Gebäuden auch eine ansehnliche Zahl alter Wohnhäuser in die Neuzeit hinübergerettet haben, nimmt Lübeck eine der ersten Stellen ein. Noch sind hier Straßenbilder erhalten, deren trotzige Reihe steinerner Treppengiebel den Wanderer an die Tage der Hansa gemahnt, aber immer kleiner wird die Zahl jener stummen Zeugen einer großen Vergangenheit. Der lange ersehnte wirtschaftliche Aufschwung, der seit einem Jahrzehnt auch die etwas vereinsamte alte Königin der Hansa ergriffen hat, hat bereits manchen jener alten Giebel gestürzt, und an ihrer Stelle sind Neubauten entstanden, die von dem Kunstsinn der Bewohner leider kein rühmliches Zeugnis ablegen.

Der Zerstörung des mittelalterlichen Stadtbildes Einhalt zu gebieten, ist schwer. Die in Hildesheim, Emden und anderen Orten dazu eingeschlagenen Wege können der großen Kosten wegen immer nur in bezug auf die bedeutendsten Bauwerke beschritten werden, und mit der Erhaltung dieser rettet man im günstigsten Falle ein einzelnes Straßenbild, einen einzelnen Platz. Die Erhaltung eines im großen und ganzen noch mittelalterlichen

Stadtbildes kann nur erreicht werden, wenn die gesamte Bevölkerung einmütig für dieses Ziel eintritt, d. h. sie kann überhaupt nicht erreicht werden, wenigstens nicht in einer Stadt und in einer Zeit, wo der Kampf ums Dasein die wirtschaftlichen Interessen zum Nachteil der idealen auf die Spitze getrieben hat.

Klingt das im Sinne der Denkmalpflege recht wenig hoffnungsvoll, so ist es erfreulich, berichten zu können, daß in Lübeck die Erhaltung eines mittelalterlichen Bauwerks lediglich durch die Opferwilligkeit der Bürger, ohne Zutun des Staates oder der Stadt, gelungen ist.

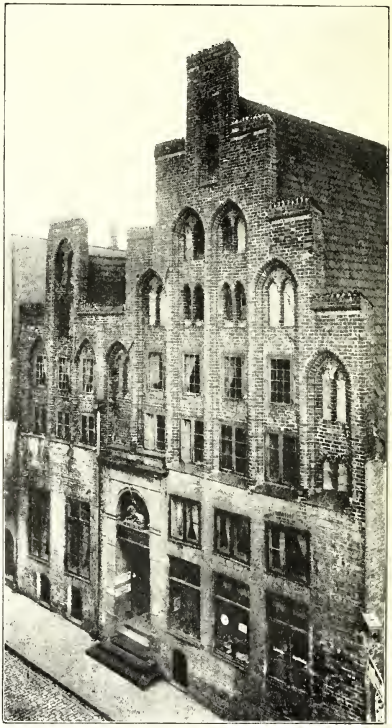


Abb. 148.
Die Löwenapotheke in Lübeck. Vordere Ansicht.

Der Abbruch des Hauses Johannisstraße Nr. 13, der Löwenapotheke, war beschlossene Sache. Das Grundstück, auf dem die Apotheken-Gerechtigkeit ruht, war zu hohem Preise in andere Hände übergegangen, und der neue Eigentümer mußte, um auf seine Kosten zu kommen, das Grundstück in der äußerst zulässigen Weise auszunutzen bestrebt sein. Das war, wenn die alten Fassaden beibehalten werden sollten, schlechterdings nicht möglich, und es wurde daher ein moderner Neubau entworfen und zur Ausführung bestimmt. Da nahm sich in letzter Stunde die Vorsteherschaft der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" der Sache an und brachte aus privaten Mitteln in wenigen Wochen die Summe von 25 000 Mark zusammen, welche sie mit dem Eigentümer als Entschädigung für den ihm bei Erhaltung der Giebel entstehenden Mietausfall vereinbart hatte.

Der Eigentümer verpflichtet sich, in das Grundbuch eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit der Gemeinnützigen Gesellschaft gegenüber eintragen

zu lassen, des Inhalts, daß er und seine Rechtsnachfolger im Eigentum des Hauses sich verpflichten, die Giebel ohne Genehmigung der Gesellschaft nicht zu verändern.

Der eingeschlagene Weg, das beweist die Sammlung der Beiträge, konnte nur dadurch zum Ziele führen, daß ein Großkaufmann sich mit einer namhaften Summe an die Spitze stellte, und daß die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit aus ihren Mitteln 5000 Mark beisteuerte. Erfreulich war zugleich das allgemeine Interesse, das sich für die Sache in

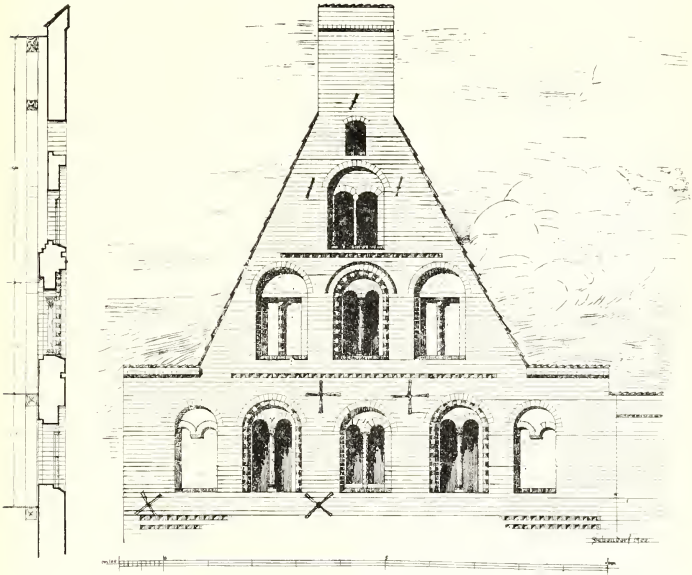


Abb. 149. Hintergiebel der Löwenapotheke.

den kleineren Beiträgen, besonders aber in Wort und Schrift, kundgab. Dieses Interesse gilt vielfach nicht nur dem Bauwerk als solchem, sondern auch dem Umstande, daß nach der Überlieferung die Gemahlin Kaiser Karls IV., der im Jahre 1375 seinen feierlichen Einzug in Lübeck hielt, in diesem Hause übernachtet hat. Die Vorderfront (Abb. 148) zeigt zwei Treppengiebel nebeneinander, einen großen und einen kleinen, die durch spitzbogige Blenden in der bekannten Art aufgeteilt sind. Sie sind vorzüglich erhalten und kommen im Straßenbilde, da das Haus ein Eckhaus ist, zu guter Wirkung.

Der Hintergiebel (Abb. 149), der nun nicht nur erhalten, sondern auch in seinen unteren Teilen freigelegt werden soll, ist der älteste aller

noch in Lübeck vorhandenen Giebel und wird der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören. Als einer der wenigen Wohnhausgiebel, die überhaupt aus romanischer Zeit erhalten sind, ist seine Rettung mit besonderer Freude zu begrüßen. Für die Geschichte der romanischen Backsteinbaukunst ist er von höchstem Wert. Leider ist er sehr schlecht erhalten, so daß eine Wiederherstellung sich nicht wird vermeiden lassen. Damit diese sachgemäß ausgeführt werden kann, wird es noch eines Zuschusses seitens der Stadt bedürfen, eine Ehrenpflicht gegenüber der Kunstgeschichte, der sich die gesetzgebenden Körperschaften gewiß nicht entziehen werden.

Lübeck 1900. Schaumann.

Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck.

Im vorigen Aufsatze konnte der Konservator der lübeckischen Bau- und Kunstdenkmäler berichten, daß es den Bemühungen der „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“ gelungen sei, das Haus der Löwenapotheke, eines der interessantesten Giebelhäuser Lübecks, zu erhalten, als dasselbe bereits dem Abbruch geweiht schien. Der Eigentümer hat sich gegen eine einmalige Abfindungssumme von 25 000 Mark für sich und seine Rechtsnachfolger durch eine Eintragung in das Grundbuch verpflichtet, das Haus, welches nach der Chronik im Jahre 1375 der Gemahlin Kaiser Karls IV. als Wohnung gedient hat, in seinen bedeutungsvollsten Teilen, den Giebeln, nicht ohne Genehmigung der vorgenannten Gesellschaft zu verändern. Wenn nun auch der Besitzer sich zur Erhaltung der Giebel verpflichtet hat, so konnte man doch nicht von ihm erreichen, daß das Haus in allen seinen Teilen unangetastet blieb. Es mußte vielmehr zugestanden werden, daß das Haus einem Umbau zur besseren Ausnutzung, namentlich durch Herstellung eines bewohnbaren Obergeschosses, unterzogen wurde. Daß aber damit der Gewinn nicht in sein Gegenteil verkehrt werde, ist dem Besitzer zur Pflicht gemacht, den Umbau nur unter der Oberaufsicht des Lübecker Konservators auszuführen, der nicht nur als Vertreter der Gesellschaft die Bauarbeiten beaufsichtigte, sondern im wesentlichen gemeinschaftlich mit dem Unterzeichneten auch die Entwürfe für den Umbau der Fassaden aufstellte.

Das alte Haus der Löwenapotheke ist kein Bau aus einem Guß. Es scheint, als wenn alle Jahrhunderte seit seiner Entstehung daran gearbeitet haben, ihm die Form zu geben, in der wir es bis in die letzten Jahre kannten.

Der älteste Teil ist der Giebel an der Nordseite, der allerdings nach den Untersuchungen beim Umbau nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten scheint. Seine Entstehung, über die wir ebenso wie über die sonstigen Bauvorgänge urkundliche Quellen nicht haben, wird in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Ein im Dachboden festgestellter Dachansatz läßt es als zweifellos erscheinen, daß das zu dem Giebel gehörende alte Dach eine flachere Neigung gehabt hat, als das jetzt vorhandene sie zeigt. Hieraus geht weiter hervor, daß der Giebel ursprünglich nicht die jetzige Dreiecksform gehabt haben kann, sondern ein breitschultriger Staffelgiebel gewesen sein muß. Es ist nämlich für den ganzen Giebel, bis auf den Teil über der obersten Stromschicht, nach der ganzen Ausführungsart des Mauerwerks die gleiche Entstehungszeit anzunehmen. Da aber die alte Dachneigung die seit-

lichen Nischen durchschneidet, so kann beim Bestehen des alten Daches die schräge Abdeckung der Giebelmauer nicht vorhanden gewesen sein, es müssen vielmehr die seitlichen Nischen Teile von früher vorhandenen Staffeln ge-

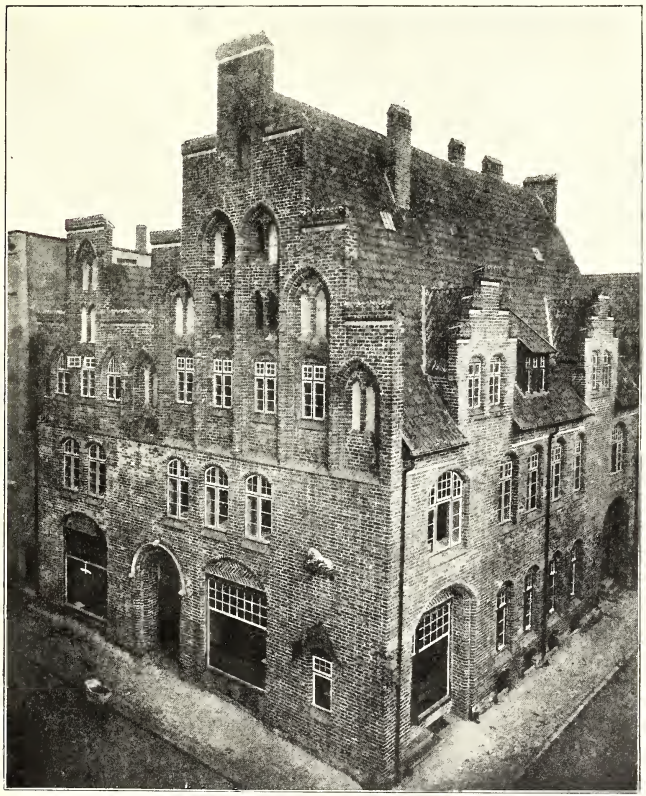


Abb. 150. Ansicht des Hauses der Löwenapotheke nach dem Umbau.
Ecke Johannis- und Königstraße.

bildet haben. Bestärkt wird man in dieser Annahme noch durch den Umstand, daß sich bei den Wiederherstellungsarbeiten neben der obersten Fensteröffnung eine senkrechte durchgehende Stoßfuge gefunden hat, welche auf eine spätere Anfügung des seitlichen Mauerwerks, also neben der alten Mittel-

staffel, schließen läßt. Macht man nach diesen gefundenen Spuren einen Wiederherstellungsversuch des Giebels, so kann derselbe vielleicht so ausgesehen haben, wie er in Abb. 152 zur Darstellung gekommen ist.

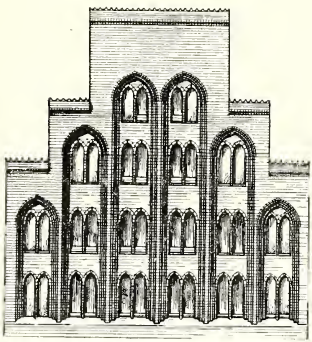


Abb. 151. Giebel an der Johannisstraße.

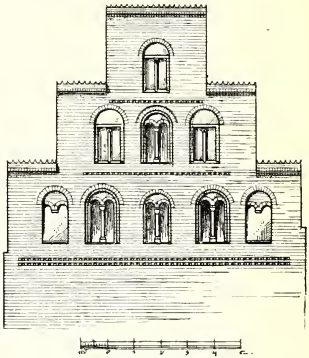


Abb. 152. Romanischer (Nord-) Giebel.
Wiederherstellungsversuche.

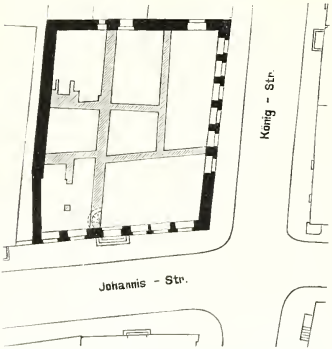


Abb. 153. Alter Grundriß mit eingezeichneten Kellermauern.

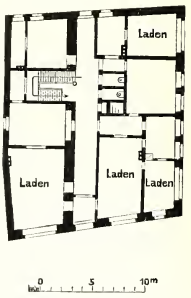


Abb. 154. Neuer Grundriß des Erdgeschosses.

Überraschend ist es dabei, daß die Ansatzspur des alten romanischen Daches auch an dem gegenüberliegenden Giebel der Johannisstraße sich wiederfindet. Man hat sich also den Bauvorgang so zu denken, daß an der Johannisstraße ursprünglich ebenfalls ein romanischer Giebel das Dach ab-

schloß, der aber in späterer Zeit, zunächst unter Beibehaltung des alten Daches, durch den jetzt vorhandenen ersetzt ist.

Herr Dr. Th. Hach hat daraus in einer Veröffentlichung des Jahresberichts des Vereins der Kunstfreunde wohl mit Recht geschlossen, daß auch der Giebel an der Johannisstraße nicht mehr seine alte Form zeigt. Verschiedene senkrechte Stoßfugen an den Staffeln des Giebels und die fremde Form der obersten Blendnische, welche mit der unteren Architekturnicht gleichzeitig zu sein scheint, deuten darauf hin, daß bei dem Neubau des jetzt vorhandenen Daches eine Erhöhung des Giebels stattgefunden hat. Vielleicht hat der ursprüngliche Giebel die in Abb. 151 dargestellte Form gehabt. Zugleich mit dieser Erhöhung des Giebels an der Johannisstraße ist dann wahrscheinlich der zweite, kleinere Giebel entstanden, der nach diesseitigen Feststellungen zu einem späteren Anbau gehört, da Reste eines alten Treppenturmes zwischen beiden Giebeln gefunden wurden, dessen profiliertes Kaffsims mit Wassernase auf einen Außenbau schließen läßt. Die Abb. 151 u. 152 stellen also beide Giebel dar, soweit bei dem Umbau die alte Form sich hat ermitteln lassen.

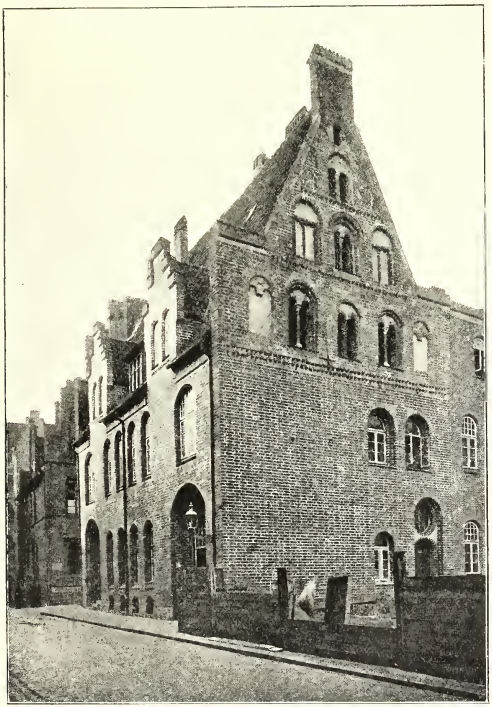


Abb. 155. Ansicht des romanischen (Nord-) Giebels und der Front an der Königstraße.

Wie das Erdgeschoß und die Front nach der Königstraße gestaltet war, konnte bei dem Umbau leider nicht mehr festgestellt werden. Auch

über die ursprüngliche Grundrißanordnung kann man nur Vermutungen aufstellen, da der ganze innere Ausbau aus späterer Zeit stammt. Über dem Erdgeschoß tangen sofort die Speicherräume an mit einer Höhe von durchschnittlich 2,5 m in jedem Geschoß. Wir haben also hier nicht das später häufig vorkommende, zu Wohnzwecken dienende Zwischengeschoß, welches für das mittelalterliche lübische Geschäftshaus charakteristisch ist. Der ursprüngliche Eingang zum Haupthaus befand sich wegen der hier in Spuren nachgewiesenen Wendeltreppe (vergl. Abb. 153) wahrscheinlich nicht an der jetzigen Stelle. Das vorhandene Portal entstammt wohl schon dem 17. Jahrhundert und zeigte ursprünglich, wie bei manchen ähnlichen Beispielen, reichen ornamentalen Schmuck an Pilastern und Bogen. Ein Umbau in diesem Jahrhundert hat den Schmuck, soweit sichtbar, abgeschlagen und durch Überscharrieren der Quader seine Formen dem damaligen nüchternen Geschmack angepaßt. Ein Rest der alten Herrlichkeit war nur in der Leibung des Bogens erhalten, dessen Feld glücklicherweise für Anbringung des Apothekenzeichens verschalt war.

Bei dem Umbau sollte das Haus im Untergeschoß für Läden und in zwei Obergeschossen für Wohnungen hergerichtet werden. Gefordert wurden vier Ladenräume, davon zwei für den Betrieb der Apotheke. Die Einteilung des Grundrisses war im wesentlichen gegeben, es kam also nur darauf an, die Formen des neuen dem Charakter der alten Fronten nach Möglichkeit anzupassen. Ein Glück war es dabei, daß an dem romanischen Giebel nach dem Grundriß des neuen Hauses fast gar nichts geändert zu werden brauchte und auch die Mauern der Untergeschosse hier so wenig Durchbrechungen erhalten konnten, daß der Charakter dieses Giebels in nichts gestört wurde, vielmehr durch Freilegung der früher verbauten Teile für die ganze Wirkung bedeutend gewonnen hat.

Einen großen Eingriff hat sich dagegen die Front in der Johannisstraße gefallen lassen müssen, um den neuen Bedürfnissen gerecht zu werden. Zwar ist der Giebel in seinen Hauptformen, wie er auf uns gekommen war, erhalten, doch war es nicht zu vermeiden, daß für den Einbau des ersten Obergeschosses die Schräge, auf welche die Lisenen des Giebels aufsetzen, um ein Geringes höher gelegt wurde, um für das genannte Geschoß die erforderlichen Fensteröffnungen, welche den modernen Bedürfnissen entsprechen, zu gewinnen.

Die geringe Höhe der nur für Speicherzwecke berechneten Obergeschosse ist wie in diesem Falle so bei fast allen Umbauten alter Lübecker Giebelhäuser der zwingende Grund, der eine Anpassung der alten Giebel an die modernen Bedürfnisse erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Wenn daher in der letzten Zeit bei der fortschreitenden Entwicklung der inneren Stadt mancher schöne Giebel hat fallen müssen, so mag dieser Umstand die Beurteilung derer etwas milder stimmen, die sich vielleicht sonst mit den an der Front der Johannisstraße geschehenen Eingriffen nicht ganz einverstanden erklären können.

Die Front an der Königstraße mußte ganz neu hergestellt werden, was umsoweniger zu beklagen ist, als hier von einer eigentlichen Architektur keine Rede war, vielmehr nur einfache viereckige Fensteröffnungen aus späterer Zeit in die Frontmauer eingeschnitten waren.

Die Ausführung des Umbaues selbst ist in mittelalterlicher Technik erfolgt. Mit Handstrichsteinen großen Formats, die zum erstenmal wieder durch eine hiesige Ziegelei hergestellt wurden, sind die Mauern ausgeführt.

Für die Fenster und Türen wurde die alte Zargenkonstruktion gewählt, das Holzwerk selbst nach vorhandenen Mustern im kräftigen Gegensatz zum Rot der Ziegel grün und weiß gestrichen.

Die erhaltenen Giebel wurden, wo erforderlich, mit beim Abbruch gewonnenen guten Steinen ausgebessert, damit ihre äußere Erscheinung möglichst wenig durch neue Teile beeinträchtigt werde. Am romanischen Giebel (Abb. 155) mußten die zur Teilung der Fenster vorhandenen Säulchen vollständig ersetzt werden. Es wurden zu diesem Zwecke zunächst die verwitterten alten Teile nach Absteifung der Bogen herausgenommen und nach diesen Modellen die Steinmetzarbeiten für die neuen Säulchen ausgeführt.

Das Eingangsportal konnte leider in seinem alten Reichtum nicht wieder hergestellt werden, da der Besitzer nicht dazu zu bewegen war, die ziemlich bedeutenden Mittel für dessen Erneuerung aufzuwenden. Es wurde deshalb ein einfaches Rundbogenportal aus Ziegelsteinen an seine Stelle gesetzt nach dem Muster von ähnlichen Ausführungen, wie wir sie in Lübeck verschiedentlich finden.

Die Abb. 150 u. 155 zeigen die Hauptfronten des Hauses nach dem Umbau, wozu man für den Giebel nach der Johannisstraße die Aufnahme in Abb. 148 vergleichen möge, welche das Bild des Hauses in seiner früheren Gestalt gibt.

Die vorstehend beschriebene Lösung einer der schwierigsten Aufgaben der Denkmalpflege ist als ein Kompromiß zwischen Neuem und Altem zu bezeichnen. Und da bei einem solchen beide Teile etwas von ihren Forderungen aufgeben müssen, so kommt für die Beurteilung vor allem in Frage, ob der Gewinn im Sinne einer guten Denkmalpflege größer ist als der Verlust. Ich glaube, daß diese Frage bejaht werden kann. Ist es doch gelungen, uns ein Architekturbild zu erhalten, wie wir in dieser Eigenart aus der Zeit seiner Entstehung nur wenige haben, das wohl die Opfer lohnt, welche dafür von kunstliebenden Einwohnern der Stadt Lübeck gebracht sind.

Lübeck 1901. Baltzer.

Wir freuen uns, den Umbau der Löwenapotheke in Lübeck als mustergültiges Beispiel einer gelungenen Wiederherstellung veröffentlichen zu können. Der Bau hat den Beweis geliefert, daß bei ernstem Willen ein geschichtlich und künstlerisch wertvolles Bauwerk auch neuzeitlichen Bedürfnissen angepaßt werden kann, ohne daß sein alter Charakter dadurch zerstört zu werden braucht. Wie viele wertvolle Baudenkmäler sind auf immer dahingeschwunden aus „Verkehrsrücksichten“, wegen „Baufälligkeit“, weil sie nicht mehr „rentabel“ waren oder aus sonstigen Gründen, um die man nicht verlegen ist, wenn es sich um den Abbruch und einen bequemen Neu- oder Umbau handelt. Der Lübecker Bau ist daher eine Tat, die weitere Nachahmung verdient. D. Schriftltg. der Denkmalpflege.

Zwei Bauwerke der vlämischen Frührenaissance in Lübeck.

Dem fortschreitenden Umbau der alten Stadt Lübeck ist in diesem Jahre ein Bauwerk zum Opfer gefallen, das die Beachtung der Kunstfreunde, so lange es stand, nicht gefunden hat, das aber der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, weil es für die noch wenig geklärte Frage der Ein-

führung der Renaissance in Lübeck von Bedeutung ist. In der Tat bot das Haus Hundestraße Nr. 2, das als Hinterhaus zum Grundstück Königstraße Nr. 33 benutzt wurde (Abb. 165), äußerlich wenig Beachtenswertes und im Innern wird es, da es als Werkstatt und Lagerraum diente und

Abb. 156a.

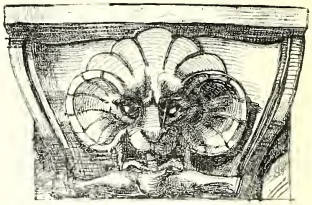


Abb. 156b.

Konsolen an der Hoffront des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

ziemlich verwahrlost war, von Kunstkennern kaum jemals betreten worden sein; erst bei Gelegenheit des Abbruchs wurde der Unterzeichnete auf die Eigenart des Hauses aufmerksam und veranlaßte eine genaue Aufnahme aller noch vorhandenen Bauteile durch den Regierungsbauführer C. Mühlenpfordt.

Das zweigeschossige Gebäude (Abb. 158, 163 u. 164) bestand aus einem 15 m langen und 5,5 m tiefen Hauptbau, der mit der Traufenseite an der Straße lag, während der freistehende Westgiebel (Abb. 160) dem Hofe des Grundstückes Königstraße Nr. 33 zugekehrt war. Diesem Vorderbau schloß sich an der Ostseite ein 7 m langer Flügel an. Während der Vorderbau im Erdgeschoß durch eine Quermauer in zwei fast gleiche Hälften geteilt war, enthielt der Flügel nur einen einzigen Raum. Das Obergeschoß des Gebäudes war durch Wände überhaupt nicht aufgeteilt. In dem Winkel, wo die beiden Bauteile zusammenstoßen, waren am Mauerwerk die Spuren der ursprünglichen Treppe zum Obergeschoß zu erkennen; sie war aber nicht mehr vorhanden, sondern durch einen einfachen hölzernen Vorbau ersetzt, der die Fassade des Flügels gänzlich verdeckte. Durch den östlichen Raum des Vorderbaues führte eine Durchfahrt nach dem Hofe, während der west-

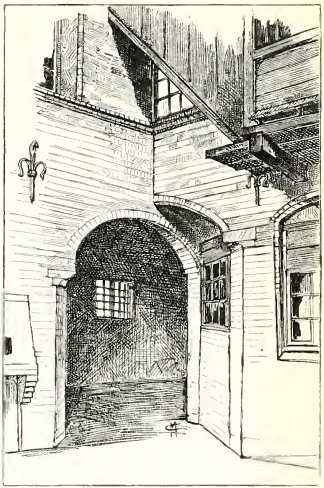


Abb. 157. Hof des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

liche Raum durch eine Tür von der Straße aus zugänglich war; in den Flügelbau führte vom Hofe eine Tür. Diese letztere und das Einfahrtstor waren mit Profilsteinen im Korbbogen geschlossen. Der Bogen war von einer Archivolte begleitet, welche auf zierlich gezeichneten Kalksteinkonsolen ruhte. Um die geringe Tiefe des Bauplatzes möglichst auszunutzen, hat der Baumeister das Obergeschoß nach der Straße auf vier kräftigen Bogen, die auf Steinkonsolen ruhen, überkragen lassen, und aus demselben Grunde machte er den Flügelbau breiter, als es die Rücksicht auf die Einfahrt eigentlich zuließ. Er mußte daher die Front des Flügels etwas knicken und stellte über der Einfahrtshöhe durch einen einhüftigen

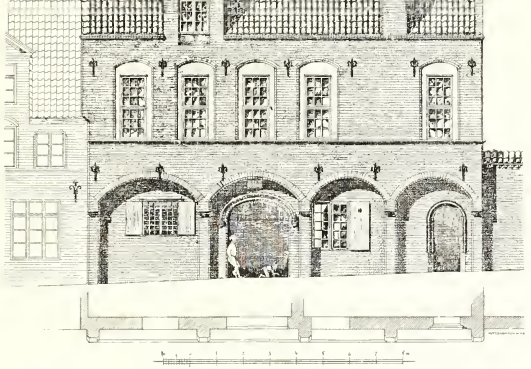


Abb. 158. Straßenansicht des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.

Flachbogen, der sich gegen das Vorderhaus stützt, im Obergeschoß die gerade Flucht wieder her (Abb. 157). Die Fenster des Obergeschosses sind in nur wenig vertiefte, flachbogig geschlossene Blendnischen eingesetzt. Einfache Ziegelgesimse von 12 cm Höhe unter den Fenstern und der Traufe bewirken eine wagerechte Gliederung. Zahlreiche, in der üblichen Lilienform ausgeschmiedete Balkenanker beleben die Mauerflächen. Schlicht, wie die Vorder- und die Giebelfronten war auch die Architektur der Hoffronten. Nur der Flügelbau scheint einen reicher ausgebildeten kleinen Giebelaufbau gehabt zu haben. Von diesem waren die untersten Schichten zweier Lisenen erhalten, welche auf Werksteinkonsolen ruhten, die mit schön stilisierten Löwenköpfen geziert sind (Abb. 155, 156 a u. b sowie 159). Offensichtlich war dieser Giebel bestimmt, einen Windebalken zu tragen, da sich unter ihm eine große Windeluke befindet, wie denn das ganze Gebäude lediglich zu

Speicherzwecken errichtet zu sein scheint. Über dem Einfahrtstor war ein Stein mit der Jahreszahl 1555 eingelassen, das nach den Bauformen ohne Frage als das Jahr der Erbauung des Hauses angesehen werden kann.

Aus dem sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sind in Lübeck und den benachbarten mecklenburgischen Städten eine Reihe jener reichen Renaissancebauten erhalten, deren Terrakottenschmuck der Ziegelbrenner Statius von Düren in seiner vor dem Holstentore in Lübeck belegenen Ziegelei hergestellt hat. Zu dieser Gruppe von Gebäuden, als deren bekanntestes Beispiel der Fürstenhof in Wismar genannt werden kann, gehört der vorbeschriebene Bau nicht, wie man ohne weiteres erkennt, wenn man seine Einzelheiten mit den Fabrikaten des Statius von Düren vergleicht. Kann man jene Bauwerke und Terrakotten ohne Zweifel auf italienische Vorbilder zurückführen,[54]) so bemerken wir bei unserem Gebäude weder italienischen Einfluß noch einen eigentlichen Terrakottenstil, denn, ob zwar die Gesimse, Bogen und Archivolten aus Profilsteinen hergestellt sind, so ist doch zu allen Einzelformstücken.

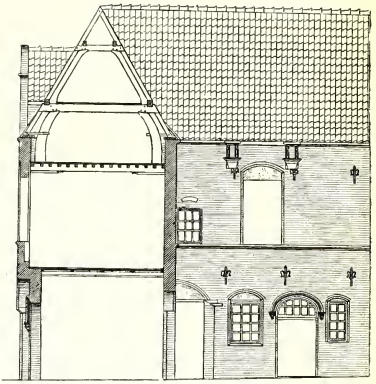
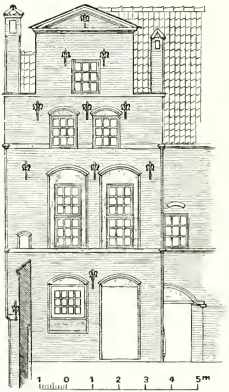


Abb. 159. Schnitt AB.



Westseite.

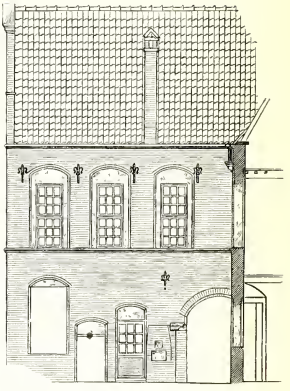


Abb. 160. Südseite.

[54]) Vergl. hierzu Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin, Bd. II., S. 188 u. f. und Dr. Haeh, Die Anfänge der Renaissance in Lübeck, Lübeck 1889, S. 32 u. f.

vornehmlich zu allen Konsolen Werkstein verwendet. Die den Bauten des Statius von Düren (oder seines Architekten des Lübecker Ratsmauermeister Valentin von Lyra) eigene, der italienischen Renaissance entlehnte Flächenaufteilung durch reiche Gesimse und schön gezeichnete Pilaster ist hier nicht vorhanden; der Baugedanke schließt sich vielmehr durchaus der überlieferten Bauweise des ausgehenden Mittelalters an, wenngleich in den Einzelheiten die Formen des neuen Stiles verwendet werden. Aber auch hierin scheint das Mittelalter noch nicht ganz vergessen zu sein, wie das seltsame Profil der Archivoltensteine (Abb. 161 u. 162), das gleichzeitig für die Gesimse benutzt worden ist, erkennen läßt. Gleichwohl finden wir für dieses eigentümliche Gebäude unter den früheren Bauten Lübecks keine Vorläufer, und daß wir es mit

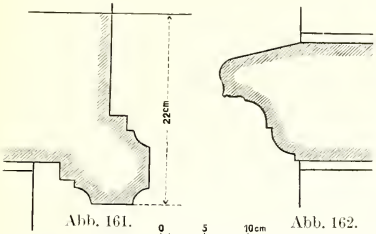


Abb. 161. Gliederung der Pilaster.

Abb. 162. Gliederung der Gurtgesimse und Bogen.

Formsteine von den Häusern Hundestraße 2 und Schmiedestraße 7 in Lübeck.

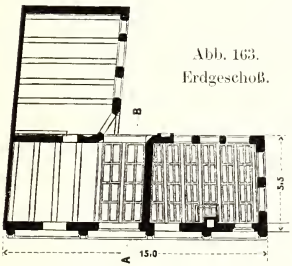


Abb. 163. Erdgeschoß.

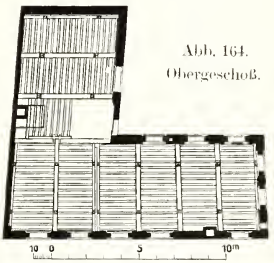


Abb. 164. Obergeschoß.

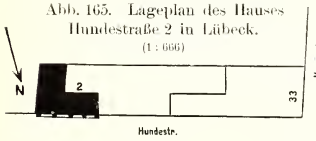


Abb. 165. Lageplan des Hauses Hundestraße 2 in Lübeck.
(1 : 666)

Abb. 156 bis 165, 170 und 171. Haus in der Hundestraße 2 in Lübeck.

Erbaut 1555, abgebrochen 1903.

Aufgenommen im März 1903 von C. Mühlenpfordt.

einem Bauwerk fremden Ursprungs zu tun haben, erkennen wir nicht nur aus der von allem Hergebrachten abweichenden Gesamtanlage des Gebäudes, nicht nur an der vor jener Zeit seltenen reichlichen Verwendung von Werkstein, sondern vor allem auch aus der Architektur der Holzdecken, die den Kundigen auf vlämische Vorbilder hinweist. Besonders die Decke

des Obergeschosses (Abb. 164 u. 170) mit ihren an den Enden durch Bohlen verstärkten Unterzügen und ihrer außerordentlich engen Balkenteilung — die 10 cm starken Balken liegen nur 22 cm voneinander entfernt — wie die sorgfältige Bearbeitung dieser Decke, kann den niederländischen Ursprung nicht verleugnen. Auch für die Decke über dem westlichen Teile des Erdgeschosses (Abb. 163 u. 171), bei welcher Balken und Fußbodenbretter gänzlich verschalt und die Felder durch Profilleisten aufgeteilt sind, fehlt es u. W. in Lübeck an einem Vorbilde. Diese Decken waren in so vortrefflicher Technik ausgeführt, wie man es bis dahin in Lübeck, zumal bei Bauten solcher Art, kaum kannte. Offenbar, wenn wir das Beschriebene zusammenfassen, haben wir hier ein Bauwerk vor uns, das nicht nur in Lübeck ohne Vorläufer ist, sondern das auch in allen Teilen die Hand eines wohlgeschulten Architekten verrät, die ihren persönlichen Stempel den Arbeiten aller beteiligten Handwerker aufzudrücken weiß. Die Vermutung drängt sich auf, daß ein solches Bauwerk mit einheimischen, in dieser Technik und den neuen Formen nicht bewanderten Handwerkern so vollendet kaum hätte hergestellt werden können, und daß daher mit dem Baumeister auch die Handwerker aus der Fremde gekommen sein mögen.

Bleibt so der Untergang dieses Bauwerks ein gewissermaßen unersetzlicher Verlust für die Geschichte der Renaissance in Lübeck, so können wir uns glücklich schätzen, ein zweites Bauwerk noch zu besitzen, das offensichtlich von demselben Meister herrührt. Auch dieses Bauwerk ist von wenigen beachtet worden,[55]) es ist das Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße Nr. 7. Betritt man den Hof dieses Grundstücks, so erblickt man geradeaus die Reste einer Renaissance-Fassade (Abb. 166), welche im Erdgeschoß ein im Korbbogen geschlossenes Tor mit einer Archivolte von der oben beschriebenen Form enthält. Über dem niedrigen Erdgeschoß aber kragen auf vier Konsolen Lisenen nach Art derjenigen aus, deren Reste wir an der Hoffront des Hauses in der Hundestraße bemerkten. Hier aber ist diese Lisenenarchitektur wohl erhalten; sie wird von niedrigen Gesimsen durchschnitten, welche über den Lisenen verkröpft sind, und in den solchermaßen entstehenden rechteckigen Feldern sitzen die drei Fenster des Obergeschosses. Die Brüstungsfelder unter den Fenstern und die Felder über ihnen sind durch Sandsteinplatten ausgefüllt, welche in kreisförmigen Medaillons unten drei stark aus der Fläche vortretende Köpfe, zwei männliche und einen weiblichen, oben drei Wappen enthalten. Diese Fassade ist zur Rechten durch einen kleinen Treppenturm von der Fassade des Seitenflügels getrennt, in der auch noch zwei Achsen des vorbeschriebenen Systems, jedoch ohne die verzierten Füllungen, erhalten sind. Beide Fassaden sind nicht mehr bis zu ihrer vollen Höhe vorhanden; über den Wappentafeln bilden halbkreisförmige Blendbogen den oberen Abschluß. An diesem Bau, der in ausgeprägter Weise das bekannte Lisenensystem der französisch-burgundischen Frührenaissance zeigt, sind für die Archivolten und Gesimse genau dieselben Profilsteine verwandt, wie an dem oben beschriebenen Hause der Hundestraße, und die Konsolen, auf welchen die Lisenen auskragen, zeigen die gleiche Art der Verzierung wie jene. Besonders bemerkenswert ist hier noch ein gegen den Hof etwas vertiefter Raum im Seitenflügel neben dem Treppenturm, welcher von einem ganz flachen Sterngewölbe zierlichster Art überspannt ist. Das ungemein feine Profil der Rippensteine (Abb. 169) ist hier noch der Gotik entlehnt, während die Wandkonsolen, auf welchen

[55]) Dr. Th. Hach, a. a. O., erwähnt es nicht.

sich die Rippen stützen, von stilisierten Köpfen getragen werden, welche bereits den Charakter der Renaissance zeigen. Leider ist das Gewölbchen, wie der ganze Bau, sehr schadhaft, doch besteht begründete Hoffnung, diesen eigenartigen Baurest der Nachwelt zu erhalten, da er sich glücklicherweise

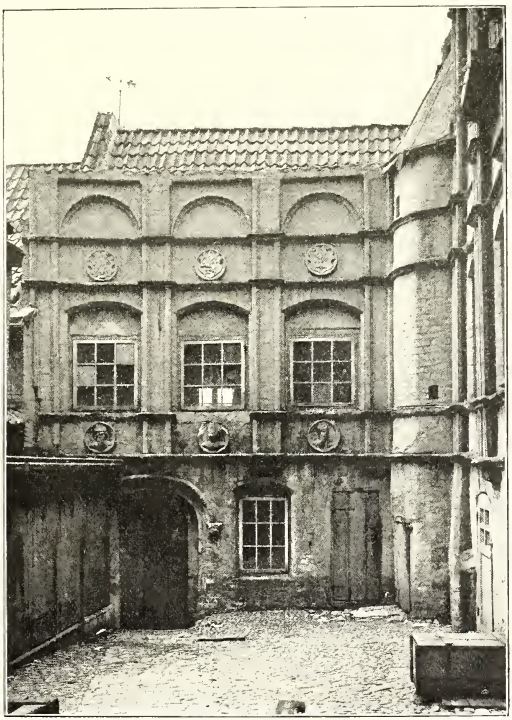


Abb. 166. Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

im Besitze eines Kunstfreundes befindet, der in Kürze eine Wiederherstellung vorzunehmen gedenkt. Zu dem Ende hat er bereits einen Teil der Profilsteine aus dem Abbruch des Hauses Hundestraße Nr. 2 erworben.

Über die Entstehungszeit dieses Baues geben uns die erwähnten drei Wappen Aufschluß[56]). Das Wappen zur Linken ist das mehrfach in der

[56]) Nach gütigen Mitteilungen des Herrn Dr. F. Bruns.

Lübecker Ratsliste vertretene Lüdinghausensche. Rechts befindet sich das Freudenbergische, nachgewiesen durch eine in der Mildeschen Siegelsammlung des Staatsarchivs befindliche Abbildung des einer Urkunde von 1506 angehängten oder aufgedrückten Siegels von Jakob Freudenberg d. Ält.

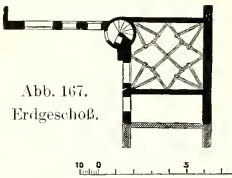


Abb. 167. Erdgeschoß.

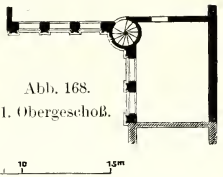


Abb. 168. 1. Obergeschoß.

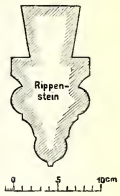


Abb. 169. Gratstein.

Hintergebäude des Hauses Schmiedestraße 7 in Lübeck.

Das in der Mitte — ein geflügelter Löwe — ist auf dem steinernen v. Hövelnschen Epitaph der Marienkirche als dasjenige einer Großmutter des 1609 verstorbenen Bürgermeisters angebracht und Bruns unterschrieben. Nun war der Bürgermeister Anton Lüdinghausen nach dem v. Melleschen genealog. Register im Staatsarchiv in erster Ehe mit des 1542 gestorbenen Jakob Freudenbergs (des Jüng.) Witwe, die dort fälschlich Geseke, nach dem Oberstadtbuch jedoch Agneta genannt wird, in zweiter Ehe mit Adelheid Lampen verheiratet. Nach den Angaben des Oberstadtbuchs vererbte das Haus 1542 an Agneta und deren Kinder, die es 1567 an den 1571 verstorbenen Bürgermeister Anton Lüdinghausen abtraten. Jedenfalls wurde diese Auflassung notwendig, als letzterer sich zum zweiten Male verheiratete und bei dieser Gelegenheit sich mit seinen Stiefkindern auseinandersetzen mußte. Die Bauzeit des Giebels fällt damit in die Jahre der ersten Ehe Anton Lüdinghausens und demnach innerhalb des Zeitraumes von 1543 bis 1566.

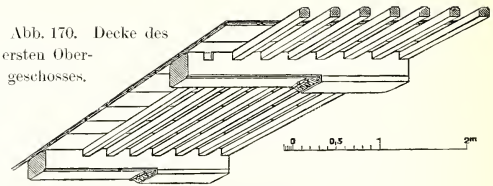


Abb. 170. Decke des ersten Obergeschosses.

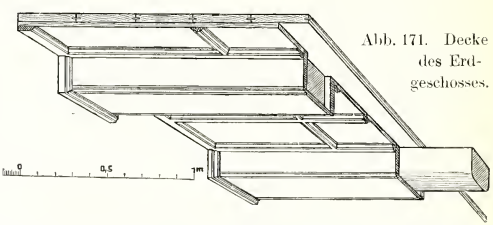


Abb. 171. Decke des Erdgeschosses.

Abb. 170 und 171. Aus dem Hause Hundestraße 2 in Lübeck.

Glauben wir nun hiernach festgestellt zu haben, daß die beschriebenen beiden Bauten von demselben Meister herrühren, und daß dieser aus den Niederlanden eingewanderte Meister im sechsten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in Lübeck tätig war, so muß es wundernehmen, daß der Name dieses Mannes, obwohl er, wie wir gesehen haben, selbst einen Bürgermeister zu seinen Bauherren zählte, nicht überliefert worden ist. Hach erzählt in seinen „Anfängen der Renaissance in Lübeck“ von einem Meister Paul van Hove, der im Jahre 1545 ein sehr eigenartiges Schreiben an den Rat gerichtet hat, in welchem er denselben um Beschäftigung in seiner Kunst bittet. Der Briefschreiber nennt sich „Paul van Hove, steenhouwer, Architekt“ und meldet dem Rate, daß er hier in Lübeck anwesend sei, um allhier einige Gebäude nach antiker Weise zu machen, welche Antiken man jetzt für die höchste Kunst erachte, von welcher Kunst man aber hier in der Stadt nichts finde. Es werde der Stadt von großem Nutzen sein, wenn die vielen fremden hier verkehrenden Edelleute und Kaufleute nicht vergebens nach hier zu besichtigenden Kunstbauten fragen müßten, sondern solche hier beschauen könnten. Da hier auch die Steine, aus denen gebaut werde, schlecht zu bekommen seien und, wo gebaut würde, viele Steine verschwendet würden, so sei es zum Nutzen der Stadt und der Bürger, daß hier jemand wohne, der die neue Baukunst verstände. Wolle der Rat ihm freie Wohnung vergönnen und ihm gestatten, seine eigenen fremden Maurer- und Steinhauergesellen bei seiner Arbeit zu verwenden, so richte er an den Rat die Bitte, daß er am Rathaus oder an irgend einem ihrer Privathäuser ein Stück Arbeit verrichten dürfe, das jedermann sehen solle und das als Probe seiner Kunst dienen könne. Würde der Rat seine Bitte nicht gewähren, so wolle er wieder von hier ziehen, da er dann hier keinen großen Vorteil finden könne. „Die const will nerghens wesen, dan daer sy onderhouden wort.“

Der Sprache seines Schreibens nach war Paul van Hove sicher ein Niederländer. Dürfen wir ihn für den Architekten der vorbeschriebenen Bauten halten? Wir wissen es nicht, aber das glauben wir hiermit nachgewiesen zu haben, daß die Baukunst der Renaissance nicht nur durch die von Italien unmittelbar beeinflußten Meister des Wismarer Fürstenhofes, sondern auch auf dem Wege über die Niederlande, und zwar in einer von jener gänzlich verschiedenen Ausdrucksweise, nach Lübeck gekommen ist. Ob diese Richtung von nachhaltigem Einfluß auf die Baukunst in Lübeck gewesen ist, mag indessen zweifelhaft sein, da der entscheidende Einfluß der niederländischen Renaissance erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts mit einer bereits wesentlich vorgeschrittenen Formengebung einsetzt.

Lübeck, Juni 1903. Schaumann.

Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow (Reg.-Bez. Stralsund).

Alt sind die bescheidenen Werke der Friedhofkunst nicht, denen diese Zeilen gelten; auch großen Kunstwert besitzen sie kaum, und der Baustoff, aus dem sie gefertigt sind, ist zumeist vergängliches Holz. Aber trotzdem halte ich sie als Zeugen der heimischen, von der Außenwelt scheinbar wenig beeinflußten ländlichen Kunstfertigkeit an diesem schwer zu erreichenden Fleckchen Erde der Mitteilung für würdig.

Prerow ist eines der kleinen Ostseebäder, die sich der neuzeitlichen Kultur noch nicht erschlossen haben; das ist ein Vorzug des idyllisch ge-

legenen Dorfes, dessen kräftigende Seebäder von wirklich Ruhe und Erholung Bedürftigen sehr geschätzt werden. Seiner landschaftlichen Reize wegen wird es außerdem von Malern und Künstlern gern aufgesucht. Prerow war einst das einzige Kirchdorf auf der westlich von Rügen gelegenen Halbinsel Darß, zu dem früher noch die Orte Zingst, Born und Wieck gehörten. Auch die Toten von Wieck und Born wurden, wie vorhandene Denksteine beweisen, bis vor etwa 20 Jahren hier zur Ruhe bestattet. Nebenbei sei bemerkt, daß in diesen beiden, dem Binnenwasser zu gelegenen Darßdörfern, wo der Ackerbau gegen die Fischzucht überwiegt, sich noch eigenartige, mit niedersächsischen Anlagen verwandte Bauernhäuser vorfinden, während in Prerow mit seiner Lage zwischen Ostsee und Binnenwasser, wo mehr Fischerei betrieben wird, eigentlich nur Fischerhäuser, oft zu zwei nebeneinander gebaut, mit kleinen Stall- und Speicherbauten vorkommen. Das Inventar des Regierungsbezirks Stralsund widmet Prerow nur acht Zeilen. Danach ist die einfache Kirche (wahrscheinlich an Stelle einer älteren) im Jahre 1726 in Ziegeln errichtet und der Turm in Fachwerk mit Bretterverkleidung ausgeführt (vergl. Abb. 172). Das, was in der Kirche am wirkungsvollsten ist, der Altar und die „Taufe", wird nicht erwähnt. Beide Werke sind flott geschnitzt und farbig behandelt. Sie stammen aus der Zeit der Erbauung der Kirche, die noch unter schwedischer Herrschaft stattfand. Die Kirche bietet äußerlich nichts besonders Architektonisches, aber im Schatten der mächtigen, sie weit überragenden Weidenpappeln, im Verein mit dem großen roten Ziegeldach, dem dunkelgeteerten Turm, im Vordergrunde den schilfumrahmten „Prerowstrom" und im Hintergrunde die hellschimmernden mit Strandhafer und Kiefergestrüpp kümmerlich bewachsenen „hohen Dünen" gewährt sie ein farbenreiches und malerisches Bild, dessen Zauber sich keiner entziehen kann und das deshalb oft gemalt ist. Das Idyll liegt so friedlich und ruhig da, weit ab vom Dorfe, daß man stundenlang sich seinem Frieden hingeben kann, ohne von einem Menschen gestört zu werden.

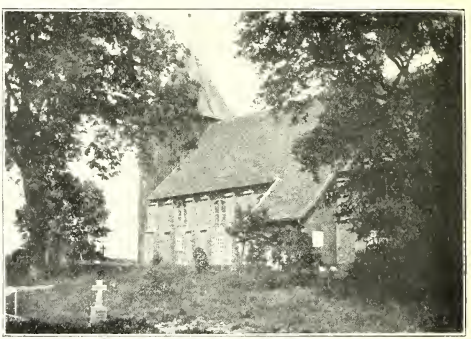


Abb. 172. Kirche in Prerow.

Der Kirchhof ist von einer Feldsteinmauer regellos umgeben. Über dem Gottesacker, auf dem noch keine ordnende Hand die Unebenheiten ausgeglichen hat, liegt ein mit Feld- und verwilderten Gartenblumen gezierter Rasenteppich. Vereinzelte alte Denkmäler sind seit dem letzten Umtrieb auf der nach dem Dorfe zu gelegenen Westseite des Friedhofes stehen geblieben. Die meisten von ihnen sind von Holz und in der Erde vermorscht, so daß sie der nächste kräftige Sturm zu Boden strecken kann. Vorläufig stehen

Abb. 173.

Abb. 173 bis 175. Steinerne Denkmäler.

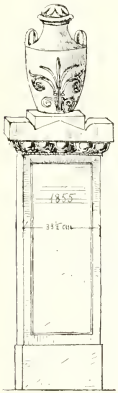


Abb. 174.

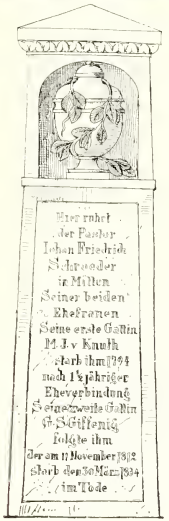


Abb. 175.

sie, wenn auch schief und wacklig, noch aufrecht; tiefe Runzeln hat das Wetter in ihre Flächen eingegraben. Die Denkmäler sind derb und ursprünglich in den Formen und entsprechen den kräftigen Fischern und Schiffern, die unter ihnen nach hartem, entbehrungsreichem Leben im Kampf mit Sturm und Wellen die ewige Ruhe gefunden haben. Die Entstehungszeit der meisten liegt kaum ein halbes Jahrhundert zurück, und das jüngste hier (Abb. 183) zur Darstellung gebrachte stammt erst aus dem Jahre 1869. Trotzdem muten sie altertümlich an, denn im Laufe der Zeit ist ihre ursprüngliche bunte Bemalung verwittert und an deren Stelle eine Farbengebung getreten, die nur Wind und Wetter hervorbringen können. Diese violette Naturfarbe wird durch gelbliche und grünliche, fest und erhaben gewachsene Moose und Flechten köstlich schattiert und belebt. Im Vergleich zu der heutigen Fabrikware, die sich auf den Kirchhöfen in Stadt und Land und auch in Prerow jetzt schon breit macht, wirken die Denkmäler eigenartig und bodenwüchsig und passen vortrefflich zu den wetterharten, knorrigen Erscheinungen des Darßer Schiffervolkes, von denen man zahlreiche Typen mit schöner Gesichtsbildung und hünenhafter Gestalt antrifft. Die Denkmäler

sind alle platten- oder stelenartig ausgebildet. Kreuze aus früherer Zeit, wie sie auf den ländlichen Kirchhöfen und auch in der benachbarten Malerkolonie Ahrenshoop in so mannigfacher Ausbildung die Regel bilden, kommen hier gar nicht vor. Die hölzernen Stelen sind aus starken Eichenbohlen und die steinernen aus Kalksteinplatten, und zwar, wie mir mitgeteilt ist, an Ort und Stelle hergestellt. Nach eingezogenen Erkundigungen wurde der zu den Denkmälern verwendete Kalkstein Ende des 18. Jahrhunderts, als die Küste unter schwedischer Herrschaft stand, noch aus Schweden bezogen. Die Steindenkmäler, als die wetterbeständigsten, sind die ältesten, und nach den Architekturformen zu urteilen, noch älter, als es die Jahreszahlen auf ihnen angeben. Hier in Prerow hat augenscheinlich wie an anderen Orten der Brauch geherrscht, die Denksteine für mehrere Generationen zu benutzen, indem man die Schrift abmeißelte und für den neuen Toten eine entsprechende neue Beschriftung in den Stein eingrub. So zeigen die in den Abb. 180 bis 182 dargestellten Steindenkmäler die Todesjahreszahlen 1857 und 1852.

Abb. 176.

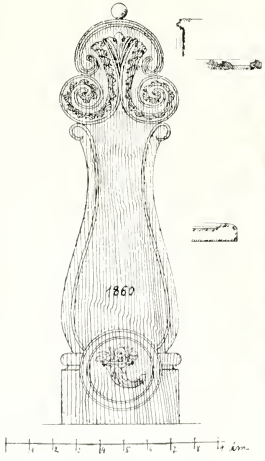


Abb. 177.

Abb. 179.

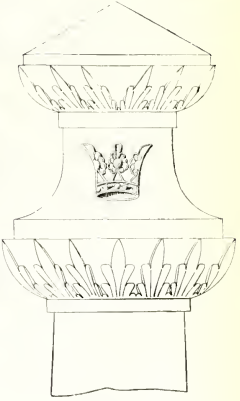


Abb. 178.

Abb. 176 bis 179. Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

während die Formen auf eine erheblich frühere Zeit hinweisen. Bei dem Steindenkmal für den Pastor Schroeder (Abb. 175) wird die Jahreszahl, nach den Architekturformen zu urteilen, stimmen. Auch die Denkmäler der Abb. 173 und 174 zeigen die Formen der Zeit ihrer Errichtung. Eine Anzahl alter Grabsteine liegt vor der Einfahrt zum Kirchhof als Pflaster, andere dienen im Dorfe als Trittstufen vor den Haustüren. Seitdem der Zement seinen Weg auch nach Prerow gefunden hat, werden die alten Grabsteine nicht einmal zur Verwendung als Trittstufen mehr für würdig gehalten. Wenn sie auch für 6 Mark das Stück zu erstehen sind, so werden die „modernen" Betontrittstufen doch vorgezogen. Hier ist also der „Kulturträger" Zement dem

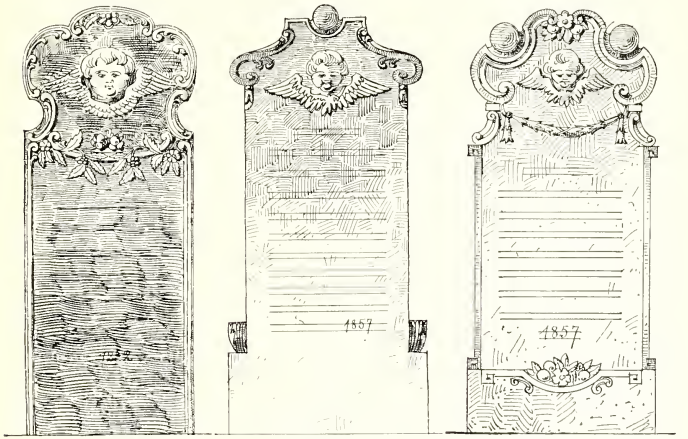


Abb. 180. Abb. 181. Abb. 182.

(Maßstab 1 : 10.)

Steinerne Denkmäler mit den Todesjahren 1852 und 1857 bezeichnet.

Heimatschutz einmal zu Hilfe gekommen; denn zum Kummer des ordnungsliebenden Totengräbers liegen eine Anzahl alter Denksteine als in seinen Augen wertlos auf dem Kirchhof umher. Wegen ihrer Schwere lohnen sie nicht das Fortschaffen. Ich habe sie erst unter Unkraut und Gestrüpp versteckt aufsuchen müssen. Bald werden auch die Stunden der noch auf den Gräbern stehenden alten Denksteine gezählt sein. Hierzu gehören die in der Abb. 173 dargestellten Grabsteine, die ernst und würdig westlich der Kirche auf dem Gottesacker wirken. Ihre Zeit ist längst abgelaufen. Die zugehörigen Gräber sind eingefallen und werden nicht mehr gepflegt. Wie die Inschriften besagen, ruhen hier ein 80jähriger Schiffskapitän mit seiner Frau. Der große Stein von 1.80 m Höhe und 1 m Breite ist der ältere und architektonisch bedeutendere, der kleinere der Frau ist eine spätere, weniger künstlerische Nachbildung des ersten. Jener zeigt im oberen Teile eine alte Prunkgaleasse

mit vollen Segeln bei hohem Wellengange. Darüber im Gesims erblickt man in altnordisch verschlungenem Bandwerk eine aufgehende Sonne als Sinnbild der Auferstehung. Anker und Steuerruder sind am Fuße dargestellt und in sinniger Weise mit Rosenranken umschlungen.

Die Holzdenkmäler sind aus 8 bis 9 cm starken und 30 bis 35 cm breiten Eichenbohlen geschnitzt. Die Zierformen beschränken sich mit Ausnahme des reichen in Abb. 179 dargestellten Denkmals auf den oberen Teil. Antikisierende Glieder, mit Blättern und Ranken geziert, sind abwechslungsreich verwendet. In Abb. 178 ist der Kopf eines dieser Holzdenkmäler in größerem Maßstabe dargestellt, um die flotte Blattbehandlung und die schöne Zeichnung der Krone zu zeigen. Die Flächen der hölzernen Denkmäler sind früher bunt bemalt gewesen. Die Farben waren, nach den an geschützten Stellen noch vorhandenen Resten zu urteilen, Schwarz für die Schrifttlächen, Gold für die Schrift, Weiß für das übrige. Die Glieder waren blau und rot abgesetzt. Abweichend von den in den Abb. 176 u. 183 bis 186 dargestellten hölzernen sich nach oben verjüngenden Stelen ist das in Abb. 179 gezeichnete Denkmal. Es ist das einzige seiner Art hier in Prerow und wirkt am eigenartigsten und reichsten. Die Ehefrau Rosaline Maria Dorothea des Büdners Heinrich Segebart zu Born hat hier im Jahre 1857 ihre letzte Ruhe gefunden.

Schöne Beweise von dem gottergebenen und biederen Sinne der Verstorbenen zeigen die sinnigen Inschriften und tröstenden Verse, die die Hinterseite der Denkmäler oft ganz bedecken. Hier ein Beispiel am Denkmal der Abb. 183: „Noch netzet Ihr die Wangen, ihr Eltern über mir, Euch hat das Leid umfangen, das Herze bricht euch schier, des Vaters treue Liebe sieht sehnlich in mein Grab, die Mutter blicket trübe und kehrt die Augen ab“, so ruft der im Jahre 1869 verstorbene 21jährige Jüngling seinen trauernden Eltern zu. An diesem Denkmal sehen wir auch die an mehreren Beispielen wiederkehrende Anordnung zweier gotisierend an den Ecken angebrachten und aus dem vollen Holz geschnitzten Säulchen mit jonischen Kapitellen.

Die Abb. 177 stellt eine Art dar, die etwa viermal auf dem Kirchhofe vertreten und die hauptsächlich wegen ihrer eigenartigen Form aufgenommen ist. Besonders eigentümlich ist die Behandlung der Voluten des Oberteiles, wo romanisierendes Blattwerk die Krümmungen schuppenartig begleitet. Alle Profile sind aus dem vollen Eichenholz geschnitzt, nur bei einem Denkmal dieser Art sind sie als Leisten aufgelegt und haben infolgedessen auch dem Wetter nicht standgehalten. Gegenüber den gut erhaltenen, aus einer dicken Bohle geschnitzten, geben sie ein liederlich wirkendes Beispiel unsolider Arbeitsweise, die hier sonst nicht anzutreffen ist. Diese Gruppe stammt aus der Zeit um 1860; auch hier habe ich Reste bunter Bemalung gefunden. Die Schrift ist bei allen hier in Frage kommenden Holz- und Steindenkmälern eingegraben. Erhabene Schrift, und zwar in lateinischen Buchstaben, kommt nur bei dem vorerwähnten steinernen Denkmal für Pastor Schroeder vor. Dieser Denkstein (vgl. Abb. 175) wirkt besonders würdig und monumental. Er stammt aus dem Jahre 1834 und scheint an seinem Standorte an der Nordseite der Kirche gesichert zu sein.

Noch ein Wort über die Einfriedigung der Grabhügel, die, wie zwei erhaltene Beispiele zeigen, mittels Holzrahmens erfolgte. In Abb. 187 ist ein solcher dargestellt. Der an den Ecken durch Zinken verbundene und an den Außenseiten profilierte 6 cm starke Eichenholzrahmen hat die Trapezform alter Grabplatten. Die Oberkante ist mit einer 7 cm breiten

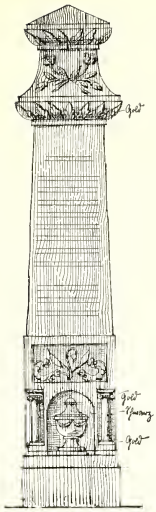


Abb. 183. (Maßstab 1 : 15.)

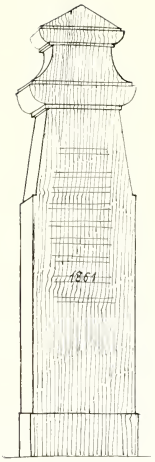


Abb. 184.

Abb. 183 bis 186.
Hölzerne Denkmäler aus den Jahren 1854 bis 1869.

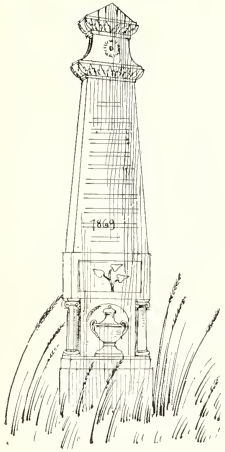


Abb. 185.

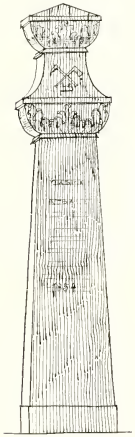


Abb. 186.

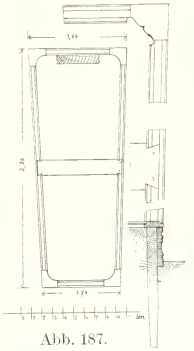


Abb. 187.
Holzrahmen als Umfriedigung des Grabbettes.

Profilleiste abgedeckt und an den Ecken mit einem ausgeschweiften Eckbrett versehen, das auf die daselbst befindlichen Holzpfosten genagelt ist. Mittels dieser in die Erde eingetriebenen Eckpfosten ist der Rahmen befestigt, der dann zur Aufnahme des für Blumenschmuck bestimmten Grabbettes dient. Durch ein schwalbenschwanzartig mit den Deckleisten verbundenes Brett ist ein Ausweichen des Rahmens in der Mitte vermieden worden.

Infolge Verdrängens des kleinen Segelschiffes durch die Riesensegler und Dampfer und infolge der Unwirtschaftlichkeit der Kleinfischerei ist die Prerower Bevölkerung, die früher nur der See gehörte, auf andere Erwerbszweige angewiesen. Sie lebt jetzt meistens von dem, was die Badegäste bringen, und es wird nicht lange mehr dauern, dann sind die Prerower ebenso „kultiviert" wie andere Küstenbewohner mit Badestrand. Es wird dann nicht mehr vorkommen, daß in Prerow noch alte Leute vorhanden sind, die eine Eisenbahn noch nicht gesehen haben, wie es jetzt tatsächlich der Fall ist. Mit dem leichteren Erwerb zum Lebensunterhalt wird der städtische Luxus Einkehr halten und die alte Einfachheit und Biederkeit verschwinden. Deshalb erscheint es umsomehr die Pflicht der Verwaltung des Prerower Gemeinwesens zu sein, die alten Teile des Kirchhofs vorläufig für neue Gräber nicht wieder zu benutzen und die hier besprochenen Denkmäler an Ort und Stelle zu erhalten. Das sind die Nachgeborenen ihren Vätern schuldig, und wertloser Boden zur Erweiterung des Kirchhofes ist genügend vorhanden. Der schlichte Sinn, der aus den Sprüchen der alten Prerower Denkmäler spricht, verdient in unserer Zeit sicherlich mehr Beachtung und Würdigung, als die prunkenden und vergoldeten Inschriften auf den gußeisernen Fabrikkreuzen und den polierten Granitobelisken. Sicherlich genügt nur diese Anregung, um die noch stehenden alten Denkmäler an Ort und Stelle, die Grabhügel, das Baum- und Strauchwerk, sowie die alte Kirchhofsmauer in ihrem jetzigen Zustande zu erhalten. Der erforderliche Platz zur Erweiterung wird sich leicht nördlich der Kirche nach den hohen Dünen hin beschaffen lassen. Die alten aber, auf abgelegenen Teilen des Friedhofs unwürdig umherliegenden Denksteine, sammle man und stelle sie an der Außenmauer der Kirche auf, und den Holzdenkmälern, die dem Wetter zum Opfer gefallen sind, gewähre man eine geschützte Stätte im Innern der Kirche oder des Kirchturms.

Der Kirchhof eines Ortes ist ebensowohl wie die Kirche ein wesentliches Stück Heimat, das mit der Bevölkerung auf das innigste verknüpft ist und deshalb des Schutzes und der richtigen Pflege dringend bedarf. Da vielen Dorffriedhöfen eine gleiche Fürsorge nottut wie dem in Prerow, so mögen diese Zeilen auch andere Gemeinden und Geistliche zu rechter Würdigung ihrer alten Begräbnisstätten anregen.

Berlin 1904. F. Schultze.

Das Rathaus in Marienburg in Westpreußen.

Am 26. Juli 1899 wurde die Stadt Marienburg von einer Feuersbrunst heimgesucht, die in ihrer verheerenden Wirkung an die Berichte mittelalterlicher Geschichtsschreiber erinnert: 17 Bürgerhäuser unter den hohen Lauben und 32 Speichergebäude wurden zerstört. Auf der gegenüberliegenden Seite der niederen Lauben wurde nur ein Gebäude vom Feuer ergriffen: das Rathaus, dessen Dachstuhl nebst dem Glockenturm völlig niederbrannte; die

30 cm starken Gewölbe des ersten Stockwerks und die darauf lagernden Schuttmassen hinderten eine Verbreitung des Feuers nach unten hin, und es blieb das gesamte Mauerwerk einschließlich der Giebel erhalten.

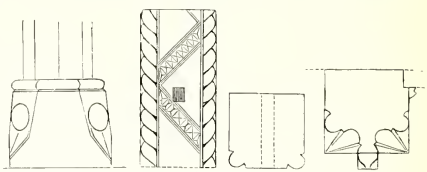
In dankenswerter Weise beschlossen der Magistrat und die Stadtverordneten, das Dach in der alten Form wieder aufzubauen, nachdem außer der Brandversicherungssumme durch eine Beihilfe des Kreises Marienburg, vor allem aber durch ein königliches Gnadengeschenk alle Schwierigkeiten der Geldbeschaffung aus dem Wege geräumt waren. Der Bauentwurf wurde unter Berücksichtigung älterer Photographieen und Aufmessungen von der Schloßbauverwaltung aufgestellt, von der Aufsichtsbehörde genehmigt und im Laufe des Jahres 1901 ausgeführt. Damit ist es gelungen, dem Rathause im Äußeren die alte Eigenart zu bewahren.

Abb. 188. Westansicht (Marktseite) des Rathauses in Marienburg, 1895.

Nach einer Photographie von K. Müller—Marienburg.

Was dies im Sinne der Denkmalpflege bedeutet, läßt sich am besten durch einen Blick auf die anderen Städte des Ordenslandes beurteilen. Westpreußen besitzt außer in Marienburg nur noch zwei gut erhaltene mittelalterliche Rathäuser, nämlich das altstädtische in Thorn und das rechtstädtische in Danzig, die aber oftmals umgebaut und erweitert sind und von ihrem ursprünglichen Aussehen viel eingebüßt haben. Die Reste des Strasburger und des neustädtischen in Elbing sind nicht von Belang; das Kulmer Rathaus und das altstädtische in Danzig sind völlige Neubauten des 16. Jahrhunderts. In Ostpreußen lassen sich etwa 10 Rathäuser des 14. und 15. Jahrhunderts

nachweisen, doch ist auch hier die ursprüngliche Gestalt meist stark verändert. Insgesamt sind also von etwa achtzig Städten östlich der Weichsel, die beim Ende der Ordensherrschaft (1466) mit Stadtrecht begabt waren, nicht viel mehr als ein Dutzend im Besitze ihrer alten Rathäuser: es sind dies steinerne Urkunden über die Art, wie im 13. und 14. Jahrhundert hier ein deutscher Staat mit deutschen Städten und deutschem Bürgertum geschaffen wurde, wie die Rechtsgebräuche und Einrichtungen des Mutterlandes hierhin übertragen wurden. „Was in Deutschland im Laufe der Jahrhunderte geworden, in seiner Wurzel kann noch zu erkennen, das wird als etwas Fertiges nach Preußen hinüber getragen — — und liegt uns meistens klar und deutlich, durch Urkunden bewiesen, vor Augen.“ [57]) Anderseits ist den vielen Kriegen und den veränderten Lebensgewohnheiten sehr viel zum Opfer gefallen; die Stadtmauern, Türme und Tore, die Artushöfe und Gildehäuser, die Fleisch-, Brot- und Krambänke sind heute entbehrlich geworden und nur in wenigen Beispielen erhalten geblieben. Am ehesten läßt sich noch die Anlage der alten Rathäuser erforschen, und hier nimmt das Marienburger einen wichtigen Platz ein, da es sich in seiner gesamten Erscheinung ziemlich getreu erhalten hat.



Pfeilersockel in der Ratsstube. Wagebalken. Abb. 189. Uhrkammerbalken.

1. Geschichtliches. Die Stadt Marienburg ist eine Gründung des Deutschen Ordens und erhielt ihre Handfeste am 27. April 1276 durch den Landmeister Konrad von Thierberg zu kulmischem Rechte; in der Handfeste wird das Rathaus nicht erwähnt, nur der Zins von den Fleisch- und Brotbänken. Über diese Bänke sind noch zwei Urkunden erhalten aus den Jahren 1304 von dem Landmeister Konrad Sack und 1336 von dem obersten Treßler Friedrich von Spira. Erst 1365 wird in einer Willkür das Rathaus genannt: „ouch wer do hylf lesschen zu noten das sal man volkomelich vnd wol lonen vff dem Rathuze von der stad“. [58]) Aus dem Jahre 1380 sind zwei bemerkenswerte Urkunden erhalten; in der ersten am Freitage vor Lätare vom Hochmeister Winrich von Kniprode ausgestellten wird die Handfeste erneuert, jedoch ohne Angabe über Budenzins. Die zweite ist elf Wochen später am Freitage vor Trinitatis ebenfalls vom Hochmeister ausgestellt und vereinbart mit den Bürgern, daß statt der bisherigen Einzelzinsen „sy vns sullin gebin alle Jar Schenczik mark pfennyge gewonlicher münczе vor Brotbenke, fleischbenke, schubenke, vnd Badestobin vnd vor alle den andirn zcins den wir in der stat habin . . . . ouch soulle wir in nicht mehr pflichtik sin holfe zcu tun czu des czinses gebuyde adir czu besserunge des gebuydes“. Vorgreifend sei hier bemerkt, daß die Fleischbänke nach einer 1782 für das Hypothekenbuch gefertigten Grundbeschreibung unweit des Rathauses lagen

[57]) Bender, Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands V, Seite 269.

[58]) Voigt, Geschichte der Stadt Marienburg S. 525; dort auch die übrigen Urkunden veröffentlicht.

(vergl. Abb. 198). die Brotbänke dagegen unter dem Rathause selbst, an der Nordseite. Diese Ablösung der Bauverpflichtung erinnert an den ähnlichen Vergleich. der am 27. Januar 1376[59]) vom ermländischen Bischofe mit der Stadt Wormditt geschlossen wurde. und zu dem, wie ausdrücklich bemerkt wird, der Neubau des dortigen Rathauses den Anlaß gegeben hatte. Wahrscheinlich hatte auch in Marienburg der Hochmeister kurz vor 1380 zum Bau des Rathauses erhebliche Beiträge gegeben und löste nun die weitere Bauverpflichtung durch Zinserlaß ab. Bei dem engen Zusammenhange, der im Mittelalter zwischen Rathaus und Kaufhaus herrschte, schien das Eingehen auf die Verkaufsbänke geboten; läßt sich doch auch in Altpreußen fast für jedes Rathaus diese Doppelbestimmung nachweisen. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts findet sich eine Angabe über das Rathaus in dem Abkommen über den Städtetag in Elbing vom 5. Juni 1425:[60])

„Item von dem gemache, do di stete ire sachen muchten inne handeln czu Marienburg czu habene . . . . ist verramet das is sal steende bleiben bys czur tagfart. das dy ste ken Marienburg komen; so sal man mit dem rathe zu Marienburg reden. ab sie uff irem rathuwse czu Marienburg icht eyn gemach hetten adir machen muchten, das den steten eben were.“ Hieraus läßt sich vermuten. daß die in Marienburg abgehaltenen Städtetage wenigstens nach dem Jahre 1425 im Rathause statttanden. Neben Elbing und Thorn wurde gerade Marienburg als Ort für diese Tagfahrten bevorzugt, in denen die Sendboten der sechs größeren Städte Preußens: Thorn. Kulm, Danzig, Elbing. Braunsberg und Königsberg zusammenkamen. Es war dies die Zeit heftiger innerer. wie äußerer Kämpfe. 1453 begann der schwere Krieg mit Polen. und wie Stoßseufzer muten uns die Inschriften der beiden 1899 leider verbrannten Glocken an:

anno dm im mcccclili iare
got hilf vns inder engil schar. amen.

und

vespera iam venit nobisevm criste maneto.

In der Zeit vom September 1457 bis zum 6. August 1460 fand die heldenhafte Verteidigung der Stadt unter dem Bürgermeister Bartholomäus Blume statt, bei welcher der Südgiebel des Rathauses zerstört wurde.

Aus der Zeit polnischer Herrschaft sind nur wenig Nachrichten überliefert; Ständetage fanden auch jetzt hier oft statt (zuletzt 1768). und das Rathaus diente zugleich als Herberge fürstlicher Gäste; 1468 wohnt hier der Ordens-Statthalter Heinrich Reuß von Plauen[61]) und 1521 der Abgesandte des Kaisers und des Papstes.[62]) Aus dem Ende des 17. Jahrhunderts ist eine Angabe erhalten, die über die damaligen Raumbenennungen Aufschluß gibt; der Bürgermeister Wilhelmi erwähnt in seinen Collectaneen[63]) während der Jahre 1699 bis 1721 die Gerichtsstube und die Ratsstube als die beiden wichtigsten Räume im Rathause. Im Jahre 1729[64]) wurde dann der jetzt noch vorhandene Anbau an der Ostseite, an Stelle von sechs Krambuden, und in ihm eine neue Rats- und Gerichtsstube errichtet. Im Jahre 1772 kam

[59]) cod. dipl. warm. III, Nr. 3.
[60]) Toeppen, Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens I, S. 432; auch in den „Hansarezessen“, Bd. VII, Nr. 790, S. 334.
[61]) Thunert, Acten der Ständetage Westpreußen königlichen Anteils, S. 85.
[62]) Elbingisch-preußische Chronik, her. von Töppen, S. 71.
[63]) Her. von R. Töppen 1897 ff., S. 38.
[64]) Memorial des Bürgers C. E. Braun, im Stadtarchive.

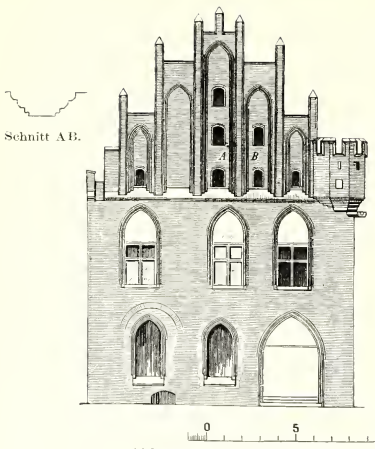


Abb. 190. Nordgiebel.

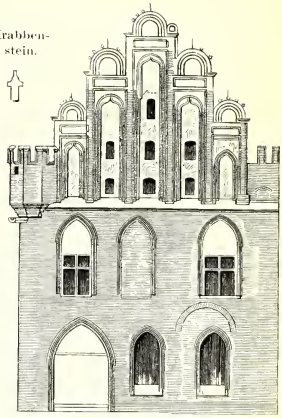


Abb. 191. Südgiebel.

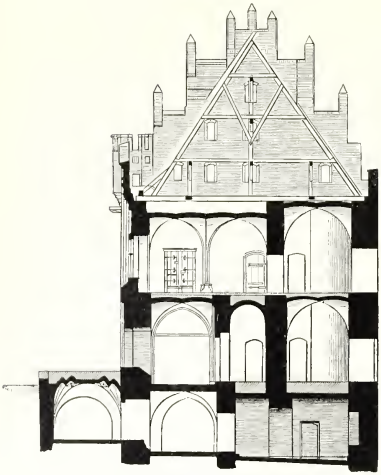
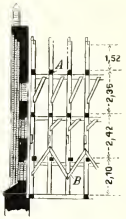


Abb. 192. Querschnitt und Längenschnitt durch das Dach.



Zu Abb. 192.

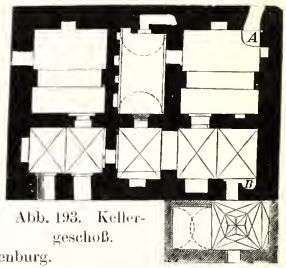


Abb. 193. Kellergeschoß.

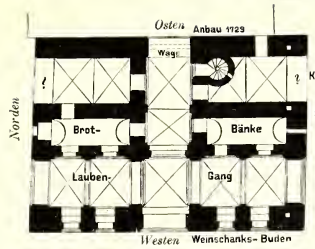


Abb. 194. Erdgeschoß.

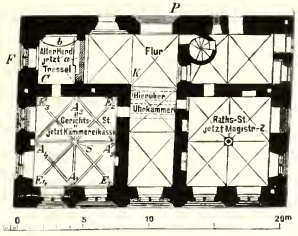


Abb. 195. Obergeschoß.

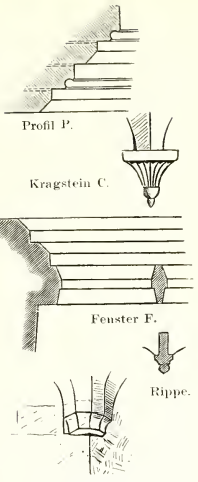


Abb. 196.

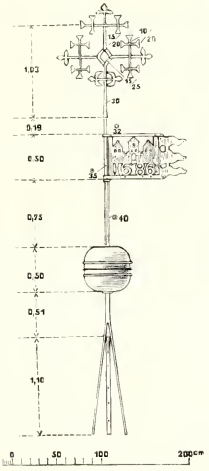


Abb. 197. Turmkreuz.

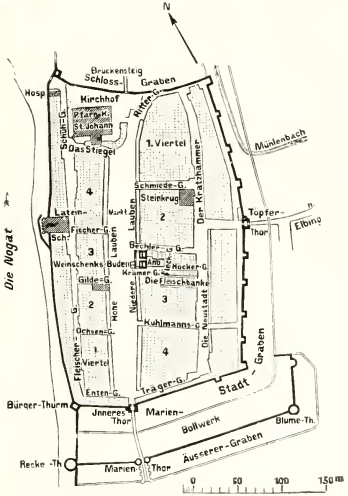


Abb. 198. Plan der Stadt Marienburg.

die Stadt wieder unter preußische Herrschaft; bei der bald danach vorgenommenen Neuordnung des Gerichtswesens erhielt das Stadtgericht Räumlichkeiten im Schlosse, während im Rathause nur der Magistrat und die dritte Ordnung verblieben. Die an der Westseite gelegenen Weinschankbuden wurden 1772 Hauptwache, indes brach man 1821 und 1822 sowohl diese, als auch an der Nordseite die ehemaligen Brotbänke ab. Letztere hatten ursprünglich der Stadt gehört, waren aber 1710 an einen Bürger verkauft und mußten jetzt von der Stadt zurückgekauft werden. Auch ein Pranger stand vor dem Rathause und wurde 1721 mit großen Feierlichkeiten neu gebaut, nach 1772 ist er vermutlich beseitigt.

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Gebäude durchgreifend ausgebessert, doch so, daß der ursprüngliche Zustand meist erkennbar blieb. In folgendem sei daher das Rathaus beschrieben, wie es vor dem 1896 bis 1897 erfolgten Umbau aussah, der leider vieles Eigenartige beseitigt hat.

2. Baubeschreibung. Die Raumverteilung ist aus den drei Grundrissen ersichtlich (Abb. 193 bis 195). Im Keller: zwei als Lagerräume verwendbare Tonnengewölbe, sowie der lange, kreuzgewölbte Gang, der vermutlich zu Schankzwecken diente; im Anbau ein zierliches Zellengewölbe. Im Erdgeschoß: der Laubengang und neben diesem vier Kammern, die zuletzt als Polizeigefängnis, ursprünglich als Verkaufsbänke dienten, dahinter zwei Tonnengewölbe. Im Obergeschoß: die Haupträume, die wahrscheinlich von jeher als Rats- und Gerichtsstube dienten, da im kulmischen Rechte Rat und Schöppen zwei getrennte Körperschaften bilden. Hinten zwei Räume, die wohl oft in ihrer Zweckbestimmung gewechselt haben: Küche, Schreibstube, Fürstenherberge, Tressel u. a. m. Alle drei Geschosse wurden ursprünglich nur durch die Wendeltreppe verbunden, da die jetzigen Kellereingänge und Treppen neuere Anlagen sind. Die äußere Gestalt ist kräftig gegliedert. Im Erdgeschoß ist nur noch die Marktseite unverändert, während die Giebelseiten neuere Fensterdurchbrüche aufweisen. Das Hauptgeschoß hat rings herum viereckige Fenster in reichgegliederten Bogennischen und wird auf der Marktseite durch die Zinnen, die Erker an den Ecken, sowie die Lisenen-Gliederung ausgezeichnet (Abb. 188). Der mit fünf Blenden in drei Staffeln sich erhebende Nordgiebel (Abb. 190) ist unverändert geblieben; Putz ist in den Feldern nie vorhanden gewesen. Der Südgiebel (Abb. 191) zeigt unten dieselbe Anlage wie der nördliche, hat aber nach der Zerstörung von 1460 neue Staffelkrönungen, welche die bekannten spätgotischen Formen aufweisen, sowie Nischenputz erhalten. Daß die Rückseite des Gebäudes ebenfalls eine Zinnung gehabt hat, läßt sich nur vermuten, denn die Giebelansätze geben keinen sicheren Anhalt hierfür. Als neuzeitliche Zutaten sind die Stuckmaßwerke über den Fenstern und der Stuck-Bogenfries zwischen den Lisenen zu verzeichnen (Abb. 188). Inmitten des steilen Daches erhebt sich der zierliche sechseckige Glockenturm, dessen 1899 abgebranntes Vorbild noch aus spätmittelalterlicher Zeit stammte.

Kreuz, Wetterfahne und Kugel von 1686 wurden aus dem Brande gerettet und zieren wieder den Turm (Abb. 197). Die Formsteine des Äußeren lassen sich in zwei Gruppen scheiden, die früheren einfachen des 14. und die späteren reichen des 15. Jahrhunderts.

Das Innere ist in seiner Formengebung einfach. Scharfgratige Kreuzgewölbe, die in der Laube und dem unteren Flur zwischen schwere, ausgekragte Gurtbögen eingespannt sind, sonst aber ohne Gurt zusammenstoßen, und schlichte rundbogige Tonnengewölbe bestimmen das Gepräge der Räume. Nur die beiden Eckzimmer über den Lauben sind reicher gewölbt, das süd-

liche mit vier scharfgratigen Kreuzgewölben unter Zuhilfenahme eines granitenen Mittelpfeilers (Abb. 189); doch es scheint dies nicht mehr der ursprüngliche Zustand zu sein, denn der Pfeilerschaft paßt nicht zum Sockel. Vielleicht steht die Veränderung dieses Gewölbes in Zusammenhang mit der Giebel-Instandsetzung nach 1460. Dagegen hat das nördliche Eckzimmer ein eigenartiges Kuppelgewölbe auf Rippen, mit Stichkappen an den Raumecken. Eine namentlich in der Eckbildung ähnliche Gewölbeform enthalten die beiden Sommer- und Winter-Remter des Hochmeister-Palastes. Im Flur des Erdgeschosses wurden 1903 und 1905 bei der Gelegenheit von baulichen Änderungen die alten Verkaufsläden freigelegt. Bis zu 0,80 m über dem ursprünglichen Fußboden war die anderthalb Stein starke Brüstung voll aufgemauert. Darin lag in einer nach dem Flur offenen, zwei Stein tiefen Nische die eigentliche Ladenöffnung von 0,82 : 1,48 m Lichtmaß. Der Verschluß erfolgte, wie die noch gefundenen Eisenhaken beweisen nicht durch Türen, sondern je durch zwei in wagerechten Achsen sich drehende Klappen. Diese Einrichtung ist z. B. jetzt noch an den im 18. Jahrhundert erbauten Fleischbänken auf dem Marktplatz zu Kulm a. W. im Gebrauch und deshalb ist in Marienburg der Nachweis solcher Ladenanlagen für das 14. Jahrhundert kulturgeschichtlich besonders wertvoll.

Der 1899 abgebrannte Dachstuhl aus Kiefernholz war noch die mittelalterliche Zimmerung. Die Abbildung 192 zeigt ein Gebinde der Nordhälfte, welches unverändert erhalten war, während die Südseite mehrfach Umbauten erfahren hatte. Von den alten Heizanlagen ist außer den Schloten nur wenig erhalten. Im Keller befindet sich bei *A* (vergl. Abb. 193) eine Stichkappe im Gewölbe, die auf den Mantelansatz eines Eckkamins schließen läßt, während bei *B* nur eine Ausnischung auf das frühere Vorhandensein eines Kamins hinweist. Die Anordnung der Kamine in den vier Gebäudeecken läßt sich bei preußischen Rathäusern mehrfach beobachten (in Bischofstein und Wormditt) und war vielleicht auch hier vorhanden. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der kleine mit einem Kreuzgewölbe überdeckte Raum an der Nordostecke des Obergeschosses; derselbe hat an den Wänden *a* und *b* (vergl. Abb. 195) in Mannshöhe über dem Fußboden flache Gurtbogen, auf denen noch beträchtliche Reste schräger Mantelwölbungen erhalten sind, also war hier ursprünglich ein Herd mit weitem Rauchfang vorhanden, oder wenigstens beabsichtigt, denn das jetzt vorhandene Kreuzgewölbe scheint ebenfalls mittelalterlich zu sein, wenn auch aus späterer Zeit, wie aus der Kragsteinform bei *C* und dem Vorhandensein des Fensters hervorgeht. — Weitere Kaminanlagen aus alter Zeit fehlen. Die Fußböden der Flure und des Laubenganges sind mit Gotländer Kalksteinplatten belegt. Die Fensterkreuze in den beiden Haupträumen des Obergeschosses sind neu und aus Stuck gefertigt, dagegen finden sich in den Fenstern des Mittelflures und des veränderten Herdraumes noch die alten Granitpfosten mit sehr einfachem Profil (vergl. Abb. 196).

Bemerkenswert sind sodann mehrere innere Ausbaustücke. Das Kassen- und das Magistratszimmer besitzen drei Wandschränke mit sehr schönen geschmiedeten Beschlägen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts; ebenfalls mittelalterlich ist die Tür vom Magistratszimmer zum Flur, welche mit Verdopplung gezimmert ist, so daß innen die glatten Bretter, die Einschubleisten und die Langbänder liegen, außen das profilierte Rahmwerk mit acht rollenartig gestochenen Füllungen. Zwei bedeutungsvolle Einbauten hatten sich noch bis vor kurzem erhalten; nämlich in dem hinteren Torbogen des Erdgeschosses war $2^1/_2$ m über dem Fußboden ein gekehlter,

eichener Wagebalken eingemauert, und im Flur des Obergeschosses waren in halber Höhe drei Balken, welche die Uhrkammer trugen, eingezogen. (Vgl. Abb. 189.) Um den Querschnitt durch die tiefe Auskehlung nicht zu sehr zu schwächen, hat man den Birnstab als Latte untergenagelt.

Nach diesem Baubefund darf man die Errichtung des gegenwärtigen Rathauses in die spätere Zeit des 14. Jahrhunderts setzen. Im Äußeren die Zinnen und Erker, im Inneren die Kuppelgewölbeform, diese beiden Merkmale verraten eine bestimmte Abhängigkeit von dem Hochmeisterpalaste, der nach F. v. Quasts Darlegungen[65]) unter Winrich v. Kniprode (1351 bis 1382) entstanden ist. Die oben erwähnten Urkunden vom Jahre 1380 lassen auf Bauten am Rathause in dieser Zeit schließen. Bemerkenswert ist auch, daß der für 1379 bis 1384 bezeugte[66]) erste Bau des Danziger rechtstädtischen Rathauses mit dem Marienburger gewisse Ähnlichkeit im Grundriß und Aufriß hat; im Grundriß die Querteilung in mehrere kleinere Räume, die sonst bei keinem Rathause hierlands für das 14. Jahrhundert nachweisbar ist, im Aufriß die Zinnenkrönung, deren vermauerte Überreste in Danzig über den Fenstern des ersten Stocks noch erkennbar sind.

Jedenfalls muß der Gedanke, daß das gegenwärtige Rathaus um 1276 erbaut ist, von vornherein abgewiesen werden. Abgesehen von den stylistischen Gründen ist es ausgeschlossen, daß eine kleine Landstadt ohne nennenswerten Handel gleich im Anfange ihrer kommunalen Entwicklung ein so aufwendiges Rathaus erbaut, zumal die Landesherrschaft aus politischen Gründen, immer nur schrittweise, bei nachgewiesenem Bedürfnis, derartige Bauten genehmigte (vgl. Thorn-Altstadt).

Um das Bauprogramm des Marienburger Rathauses zu untersuchen, wird es nötig, den Stadtplan (Abb. 198) zu Hilfe zu nehmen. Marienburg gehört zu jener kleineren Gruppe preußischer Städte, die einen straßenartigen, „langen“ Markt haben (Rechtstadt Danzig, Altstadt Elbing, Pr.-Holland, Altstadt und Kneiphof Königsberg), meist wohl nur aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Geländes. Hierbei wurde die sonst beliebte Anordnung, das von Buden umgebene Rathaus inmitten des Marktes, unmöglich, und man schaltete das Rathaus mit den Bänken und Buden zwischen die Häuserviertel ein. Hier lagen denn die Fleischbänke, die Krambuden und Brotbänke und gaben den dazwischen liegenden Gassen ihre zum Teil noch jetzt gebräuchlichen Namen: Krämer-, Höker-, Fleck- und Bechlergasse. Da das jetzige Rathaus in den Untergeschossen ein durchaus einheitlicher Bau ist, ohne jede Spur eines älteren Baues, etwa aus dem 13. Jahrhundert, so wird das bei Anlage der Stadt erbaute erste Rathaus wohl nur ein Holzbau oder ausgemauerter Bindwerkbau gewesen sein. Die merkwürdige Angabe in der 1365 begonnenen Stadtwillkür „item das Bürgerding sal man halden off den Koningartushofe“ läßt sich nur so erklären, daß man die eigentlichen rathäuslichen Geschäfte, von denen die Rechtsprechung einen wesentlichen Teil ausmachte, während eines Neubaues im Artushofe abhielt. Letzterer lag dem Rathause schräg gegenüber in dem als „Gilde“ noch 1781 bezeichneten Laubenhause, das 1782 als Bethaus umgebaut wurde und 1899 abbrannte. Durch einen derartigen Neubau des Rathauses innerhalb vorhandener Gassen erklären sich die Schiefwinkligkeit des Grundrisses und die geringen Abmessungen desselben: ein Drittel des

[65]) Neue preuß. Prov.-Blätter 1850, S. 194 u. 196.

[66]) Die Original-Rechnungen im Stadtarchive in Danzig, Depositum des Kgl. Staatsarchives.

Raumes beansprucht der Laubengang, und im Rest haben nur wenige Krambänke Platz. Man mußte daher auf die Anlage eines weiträumigen Untergeschosses, wie in vielen anderen altpreußischen Rathäusern, zunächst verzichten, und es erschienen die Remter und Schreibstuben des Obergeschosses als der wesentlichere Bestandteil des Baues. Daß man aber schon im Mittelalter daran dachte, das Rathaus zu einem Kauthaus zu erweitern, darauf deuten Verzahnungen an der Ostseite, doch kam es nicht dazu. Schon ein Menschenalter nach der Fertigstellung des Baues, 1410, beginnt mit dem unglücklichen Kriege ein Rückgang im Wohlstande, der zu aufwendigen Neubauten nicht ermutigte; nur der 1460 zerschossene Giebel mußte geflickt werden.

Dieser Eigentümlichkeit, daß das alte Bauprogramm vorwiegend Verwaltungsräume enthält, danken wir die verhältnismäßig getreue Erhaltung des Innenzustandes; das leichte Holzwerk in den weiträumigen Kauthäusern anderer Orte ist im Laufe der Zeit meist beseitigt. Möchte das Marienburger Rathaus vor größeren Umbauten auch fernerhin verschont bleiben, als ein wertvolles Denkmal alter Städteverfassung im Gebiete des kulmischen Rechtes.

Marienburg. Bernhard Schmid.

Die Schurzholzkirchen Westpreußens.[67])

Obwohl die Provinz eine sehr stattliche Anzahl von Holzkirchen besitzt, so haben sie bisher nur wenig Beachtung durch die Forscher gefunden. Es geht ihnen der künstlerische Reichtum ab, den wir sonst an den Holzbauten Mittel- und Süddeutschlands oder Norwegens bewundern können; so boten denn die Backsteinbauten zunächst ein dankbareres Studienmaterial.

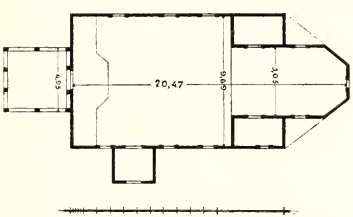


Abb. 199. Kirche zu Radomno, Kr. Löbau, 1903 abgebrochen. 1 : 400.

Dorgerlohs Aufsatz von 1881 über die Kirche zu Reichenau im Kreise Osterode ist meines Wissens der erste Hinweis auf diese Bauten, bezieht sich allerdings auf das benachbarte Ostpreußen[68]). In den Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreußen werden in Band II einige Schurzwerkskirchen des Kulmerlandes beschrieben, doch nicht abgebildet.

In einem Referat über einen im Westpreußischen Geschichtsverein 1904 gehaltenen Vortrag[69]) hat dann der Unterzeichnete es versucht, auf diesen Stoff hinzuweisen. Die eigentlich schaffende Tätigkeit des Ordens auf dem Gebiete innerer Kolonisation umfaßt etwa nur vier Menschenalter, von 1280

[67]) Nach dem Jahresberichte über die Denkmalpflege in Westpreußen, 1905, an die Provinzialkommission zur Verwaltung der westpr. Prov.-Museen erstattet vom Prov.-Konservator.

[68]) Altpreußische Monatsschrift 1881. Band XVIII.

[69]) Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins III, 22.

bis 1410. Der Bau massiver Kirchen galt wohl stets als das erstrebenswerteste Ziel, wo das aber zunächst nicht zu erreichen war, da wurde der Holzbau durchaus nicht verschmäht, um nur überhaupt das Land mit Kirchen zu versehen, die damals denn auch zahlreicher als jetzt waren. So kam es, daß weite Gebiete Pommerellens 1410 noch keine Backsteinkirchen hatten, während in dem Kulmerlande, auch in Pomesanien zahlreiche Backsteinkirchen zugrunde gingen. In beiden Fällen hat sich bis auf unsere Tage der Holzbau erhalten. Einen urkundlichen Belag bieten uns die im Staatsarchive zu Königsberg vorhandenen, gewissenhaften Aufzeichnungen über die Verwüstung Preußens durch die Polen 1414 (Ordens-Foliant 5b); die fortwährenden Vermerke „die Kirche verbrannt" lassen nur die Deutung auf einen Holzbau zu, wenn nicht ausdrücklich einmal das Gegenteil angeführt ist. Von den Kirchen zu Steinborn und Marienfelde bei Schlochau wird es aber direkt gesagt, daß sie von Holz waren: „Item im selben tage wart vorbrant czu Steynborn eyne hulczyne kirche uff dy grunt mit eyme hulczyne glagthorme mit den glacken". Man muß dabei berücksichtigen, daß die ausgedehnten Forsten in der Provinz, unter denen besonders die Tucheler Heide zu nennen ist, diesen bequemen Baustoff mühelos gewährten. Schon in der Ordenszeit finden wir in jeder wichtigeren Komturei einen mit der Waldwirtschaft betrauten Ritterbruder, den Waldmeister, so in den Konventen zu Christburg, Marienburg, Danzig, Schlochau, Tuchel u. a. Wie die Amtsinventare zeigen, lagerte in den Ordenshöfen

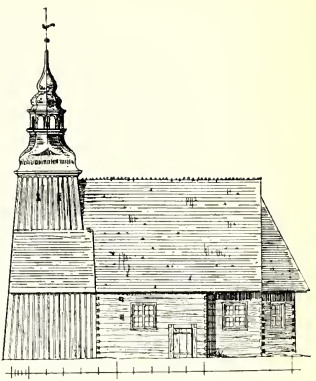


Abb. 200. Kirche zu Firchau, Kr. Schlochau.

Abb. 201. Wielle, Kreis Konitz. 1733 erbaut, 1903 abgebrochen.

stets ein größerer Vorrat Bauholz, so 1396 im Zimmerhofe der Komturei Danzig 12½ Schock „Ronen“. Ob die Baulast des Kirchenpatrons (in Ostpreußen Wert der Baustoffe, Stein, Kalk und Holz, in Westpreußen ⅔ der Barkosten oder der Holzwert) damals schon rechtlich begründet war, ist zweifelhaft; es finden sich keine urkundlichen Angaben hierüber. Jedenfalls hat sich aber diese Observanz gebildet, die dem Baue hölzerner Kirchen allen Vorschub leistete; erst aus polnischer Zeit sind einige Privilegien, die einer Kirche freies Bauholz verleihen, bekannt.

Von den mittelalterlichen Holzkirchen ist, soviel bekannt ist, jetzt keine mehr übrig, die ältesten datierten reichen in die Mitte des XVII. Jahrhunderts zurück. Schönbaum (Kr. Danziger Niederung) 1644, Neukirch (Kr. Konitz) 1658, beide von Bindwerk, und Gr. Wisniewki (Kr. Flatow), der älteste Schurzwerksbau, von 1647.

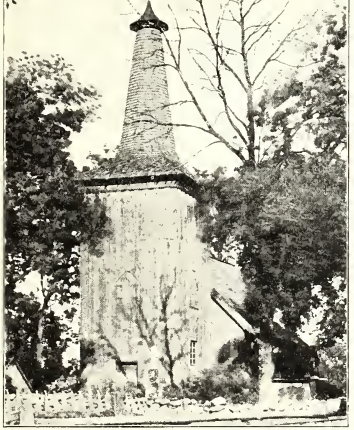


Abb. 202. Christfelde, Kreis Schlochau (um 1700).

Ein Beweis dafür, daß alle diese späten Bauten Nachfolger mittelalterlicher Kirchen sind, liegt auch in dem häufigen Vorkommen gotischer Glocken, so in der vorseitig abgebildeten Kirche zu Firchau u. a.

Im allgemeinen kann man beobachten, daß die waldlosen Niederungen den Fachwerksbau bevorzugen und das Höhenland das Schurzwerk, obwohl zuweilen auch das Gegenteil stattfindet. Gegenwärtig sind in der Provinz noch etwa 40 Kirchen dieser letztgenannten Bauart vorhanden, namentlich in den Kreisen Strasburg, Löbau, Konitz, Schlochau und Dt. Krone.

In konstruktiver Hinsicht ist zu bemerken, daß die Türme stets aus verschaltem Bindwerk errichtet sind und nur die Schiffswände aus Schurzbohlen bestehen. Halbhölzern von durchschnittlich 15 cm Stärke und 30 bis 40 cm Höhe. In den Eckverbänden finden sich die verschiedenartigsten Formen, der gerade Kamm, der Schwalbenschwanz, mit und ohne Haken, der Kamm einseitig oder, was häufiger ist, in der Mitte angesetzt, die Hölzer bündig mit der Wandflucht, oder 10 bis 15 cm vortretend. Es ist dies ja auch die einzige Gelegenheit, bei welcher der Zimmermann seine Kunst zeigen kann. Für die Fenster und Türen werden Pfosten in die Bohlen gezopft, die außen bündig sind, innen etwas vortreten. Als Dachdeckung dienen Holzschindeln oder holländische Dachpfannen. Bezüglich der Plangestaltung herrscht eine gewisse Übereinstimmung: im Westen liegt der Turm, entweder frei vor dem Giebel, oder in bescheidener Form als Dachreiter, und

im Osten ist ein besonderes Altarhaus abgesetzt; die Sakristei liegt am Presbyterium; Vorhallen, zuweilen auch angebaute Kapellen, bereichern den Grundriß. Als Beispiel diene der Grundriß Abb. 199 der 1904 abgebrochenen Kirche zu Radomno (Kr. Löbau), erbaut 1702, dessen Abmessungen schon ziemlich aufwändig sind. Die kleine Kirche zu Zlotterie bei Thorn hatte weder Turm noch abgesetztes Presbyterium; das letztere pflegt sonst auch den kleineren Kirchen nicht zu fehlen, vergl. die Kirche zu Firchau, Abb. 200. Eine besondere Barbara-Kapelle hat die Kirche zu Sierakowitz.

Reichere Grundrißformen sind sehr selten; ein Beispiel hiertür ist die 1761 erbaute Kirche zu Rosenthal, Kreis Löbau, an deren Schiff sich zwei polygonal geschlossene Kapellen anlehnen, so daß die innere Raumwirkung fast die einer Zentralanlage ist. Ähnlich war die 1903 abgebrochene Kirche zu Wielle

Abb. 203. Pinschin, Kreis Pr. Stargard, erbaut 1745.

(Kr. Konitz). Die Architektur ist im Gegensatz zu den Holzkirchen anderer Provinzen recht schlicht; den Wänden fehlt jeder Schmuck, sie werden häufig verschalt, mit Fugenleisten, so daß die Schichtung der Bohlen verdeckt ist. Kleine, annähernd quadratische Fenster mit glatter Brettumrahmung unterbrechen die Flächen. Dennoch sind diese Bauten nicht reizlos, da durch die mannigfachen Anbauten und die sehr verschiedenartige Durchbildung der Türme eine wirkungsvolle Gliederung erzielt wird. Sehr oft ist das Chordach von derselben Breite wie das des Schiffes, um den zu Undichtigkeiten Anlaß gebenden Absatz über den Triumphbogen zu vermeiden; dann ladet das Chordach weit aus und wirft tiefen Schatten (Abb. 200). Nichts an diesen Bauten ist unwahr oder bedeutungslose Schmuckform; sie sind aus den wirtschaftlichen Bedingungen und religiösen Anschauungen erwachsen und wertvolle Denkmäler dieser Provinz. So stehen sie auch als Kunstwerke vor uns da, als gut erdachte, bodenständige Lösungen für den Baubegriff der Dorfkirche (vergl. Abb. 201 bis 203).

Das Innere ist von dem der Steinkirchen nicht so sehr verschieden; Altäre, Kanzel und Orgel usw. entstammen aus denselben städtischen Werkstätten und erheben sich zuweilen zu hoher künstlerischer Vollendung, während das Gestühl hier wie dort schlichtere, bäuerliche Formen zeigt. Reizvoll sind zuweilen die Formen der Ständer und Emporenbrüstungen, der Übergang von der Wand zur flachgewölbten Decke, und die kleinen breiten Fenster, die in ihrer Gestalt so ganz von denen der Backsteinkirchen abweichen. Farbiger Schmuck ist selten. Immerhin sind genug Merkmale vorhanden, die auch im

Abb. 204. Katholische Kirche zu Rumian, Kreis Löbau. Erbaut 1714.

Inneren uns das Wesen der Holzkirchen andeuten und sich zu einem stimmungsvollen Gesamtbilde vereinigen (vergl. Abb. 204).

Es entsteht nun die Frage, wie sollen wir diese Denkmäler der Nachwelt erhalten? Denn die Neuzeit drängt unwiderstehlich auf die Errichtung großer, massiver Bauten an Stelle dieser kleinen, aus denen der Geist längst verschollener Tage zu uns spricht. Bildliche Aufnahmen allein würden da nicht genügen. So gibt es nur zwei Auswege, entweder man errichtet die Neubauten auf einer anderen Stelle, so daß die Holzkirche als Kapelle bestehen bleibt, oder man verpflanzt den Holzbau nach einem Museumspark. Solche Anlagen bestehen ja schon mehrfach. Es sei nur auf die Freiluftmuseen in Skansen bei Stockholm und Bygdö bei Christiania hingewiesen, in denen zahlreiche skandinavische Bauernhäuser und Stabkirchen neu aufgebaut sind. Ähnliches hat man neuerdings in Deutschland zu Beuthen, Kiel

und Husum mit gutem Erfolge unternommen. Für Westpreußen erscheint dies der einzige Weg, zur dauernden Erhaltung dieser Denkmäler zu gelangen, und es müssen Mittel gefunden werden, dies zu ermöglichen.

Preuß. Stargard, im Dezember 1905. Bernhard Schmid.

Das Kuhtor in Danzig.

Die im Anfange des 14. Jahrhunderts unter der Herrschaft des Deutschen Ordens entstandene Rechtstadt Danzig zeigt in ihrem Bebauungsplane alle Merkmale einer Hafen- und Handelsstadt: die Hauptstraßen gehen, annähernd parallel unter sich, durch die ganze Breite der Stadt hindurch und führen zur „langen Brücke“ am Hafen, den hier der Flußlauf der Mottlau bildet. Ähnlichen Grundriß haben die beiden anderen Hauptthandelsstädte des preußischen Weichselgebietes Thorn und Elbing.

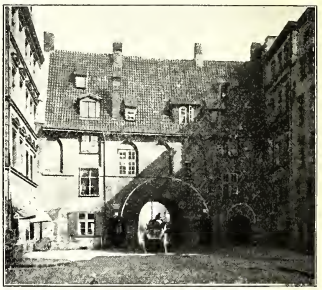


Abb. 205. Ansicht des Kuhtores.

In Thorn, das bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein entwickeltes Gemeinwesen hatte, zeigt die Stadtmauer an der Uferseite noch die gleiche Bewehrung mit Torburgen und Türmen wie auf den Landseiten, und es stehen heute noch, als Zeugen einer vergangenen Kultur, das stattliche Brücktor, das Nonnentor, der krumme Turm und zwei andere Mauertürme. In Elbing dagegen sind die alten Mauerpforten nach dem Hafen so verbaut, daß ihre alte Anlage nicht mehr erkennbar ist. Anders in Danzig, an dessen Mauern nachweislich erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut wurde; die drei Landseiten hatten hier Tore und Türme nach alter Art, die auch noch nicht für den Gebrauch von Handfeuerwaffen berechnet waren. Auf der vierten Seite, am Wasser, hat jede Hauptstraße ihr Wassertor, von denen das Krantor 1444 umgebaut und das ehemalige Koggentor nach 1568 durch einen stattlichen Neubau ersetzt wurde; die übrigen aber, das Johannis-, Heiliggeist-, Frauen-, Brotbänken- und Kuhtor ihre erste mittelalterliche Gestalt noch ziemlich bewahrt haben. Trotz verschiedener Eigenarten, die jedes einzelne Tor für sich wertvoll machen, ist das Bauprogramm überall das gleiche: erstens die Toranlage als Zollschranke, da seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von jedem ein- oder auslaufenden Schiffe eine Abgabe, der „Pfundzoll“, erhoben wurde; zweitens Wohn- oder Geschäftsräume für städtische Beamte. Eigentliche Verteidigungseinrichtungen fehlten, oder sie sind nur nebensächlich behandelt. Alle diese Tore sehen daher wie stattliche zwei- oder dreigeschossige Wohnhäuser mit einer mittleren Tordurchfahrt aus.

Das Kuhtor in Danzig (vgl. Abb. 205) wurde wahrscheinlich im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts erbaut; es ist im Grundriß ein Rechteck

von rd. 17,85 m Länge und 8,33 m Tiefe. Das Äußere sieht jetzt, namentlich für ein Laienauge, wenig ansprechend aus: überall Fensterdurchbrüche und schmutzige Tünche auf den Ziegeln. Doch sind alle Anhaltspunkte vorhanden, um die alte Architektur zu ergänzen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, das Tor in dieser Weise wiederherzustellen. Die Wissenschaft hätte den Nutzen, daß ein bemerkenswerter Profanbau des Mittelalters erhalten bliebe; vielleicht ließen sich auch die alten Treppen und die Fallgatterbahnen auffinden. Für das Stadtbild Danzigs ergäbe sich eine Verschönerung unter Beibehaltung des ehrwürdigen Alten, und den erweiterten Verkehrsanforderungen ließe sich durch einen zweiten Tordurchbruch wohl genügen. Die Kosten wären nicht sehr hoch und die technischen Schwierigkeiten überwindbar; möchten sich die maßgebenden Kreise diesen Auffassungen anschließen, um das Tor, dessen Bestand jetzt ernstlich gefährdet ist, zu retten. Marienburg, 1904.

Diesen vor bald zwei Jahren geschriebenen Zeilen ist noch ein Nachwort anzufügen. Aus Gründen, die an dieser Stelle nicht zu erörtern sind, wurde der Abbruch unvermeidlich und erfolgte im November 1904.

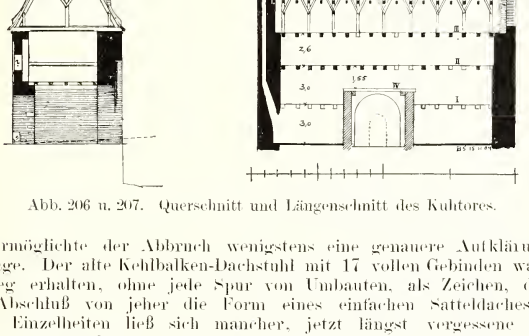


Abb. 206 u. 207. Querschnitt und Längenschnitt des Kuhtores.

Doch ermöglichte der Abbruch wenigstens eine genauere Aufklärung der Bauanlage. Der alte Kehlbalken-Dachstuhl mit 17 vollen Gebinden war noch durchweg erhalten, ohne jede Spur von Umbauten, als Zeichen, daß der obere Abschluß von jeher die Form eines einfachen Satteldaches hatte. In den Einzelheiten ließ sich mancher, jetzt längst vergessene Brauch alter Zimmermannskunst beobachten. Darunter hatte das Gebäude den in Abb. 206 skizzierten Querschnitt mit drei durch Balkenlagen getrennten Geschossen von 3,0, 3,0 und 2,60 m Höhe. Die Balken, durchschnittlich 28 : 26 cm stark, waren abgeschmiegt und stellenweise noch mit Resten roten Anstriches behaftet. Im Dachboden lagen auf der Dielung Ziegelfliesen von 2,2 cm Stärke und 11,5 und 15 cm Quadratseite; vielleicht waren einst alle Geschosse so belegt.

Wichtig war nun folgende Beobachtung. Die Balkenlagen III und II erstreckten sich durch das ganze Gebäude, je mit 0,95 bis 1,0 m Balkenabstand, es war also im zweiten Obergeschoß — von neueren Einbauten abgerechnet — immer nur ein hallenartiger Raum gewesen. Dagegen befanden sich die Balken Nr. I (Abb. 207) nur über den seitlichen Räumen, nicht über der

Torkammer; diese war mit einer roh gezimmerten Balkenlage IV überdeckt, welche von den Balken Nr. II nur 1,55, von der Erde aber 4,45 m entfernt war, immer von der Balkenoberkante gerechnet. Der Raum zwischen II und IV war daher mit nur 1,45 m unbewohnbar, und nur durch allerlei Winkeleien und Einbauten hatte man die Geschosse über der Durchfahrt bewohnbar gemacht. Aus diesen Merkmalen folgt, daß früher auch die Balkenlage I durch den ganzen Bau ging und später über der Durchfahrt mal höher gelegt ist; der Grund ist noch erkennbar. Bei 3,0 m Stockwerkshöhe und rd. 2,70 m lichten Maßes kann ursprünglich hier nur eine Fußgängerpforte gewesen sein, kein zweiflügeliges Tor für Wagenverkehr. Als der Verkehr zunahm, wurde, vielleicht im 16. Jahrhundert, das Tor erweitert auf 3,45 m Weite und die entsprechende Höhe, und dazu brauchte man einen Teil des mittleren Geschosses. Hierdurch erklärt es sich, daß beide Torbogen rundbogig waren und nachmittelalterliches Mauerwerk aufwiesen, ohne die früher üblichen Ablaufsteine.

Alte Treppenanlagen waren nicht mehr festzustellen, haben aber jedenfalls nur in hölzernen Stiegen bestanden. Zwei weite Rauchrohre lagen in der Mitte der beiden Giebel, doch waren Kamine nur im Erdgeschoß. Leider war es nicht möglich, beim Abbruch den alten Fensteranlagen nachzuspüren, jedenfalls sind sie im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert und der seinerzeit vom Unterzeichneten gegebene Ergänzungsversuch ist nicht ganz stichhaltig.

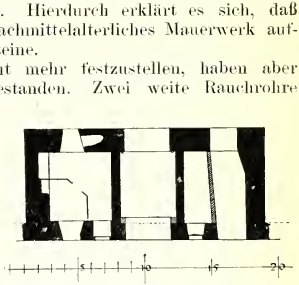


Abb. 208. Grundriß des Kuhtores.

Als fester Kern schält sich aber folgendes heraus für die Zeit der Erbauung im 14. Jahrhundert: im Erdgeschoß eine Fußgängerpforte nach der Brücke hin und zu beiden Seiten zwei heizbare Räume für städtische Beamte; in den beiden Obergeschossen Speicherräume. Verteidigungsanlagen fehlen, nur das Motiv der Fallgatternische ist auf der Flußseite dekorativ verwertet. So kennzeichnet sich der Bau als ein richtiges Zollhaus und erinnert uns an den mächtigen überseeischen Handel Danzigs, das damals alle älteren preußischen Städte überflügelte. Später wurde die Pforte zum Tor erweitert, vielleicht 1461 beim Neubau der Brücke. Schließlich wurden im ganzen Gebäude Wohnungen eingerichtet, die allmählich in Privatbesitz übergingen und einen ziemlichen Wirrwarr boten.

In dieser Entwicklung spiegelt sich die so vieler Profanbauten des Mittelalters, die bei den ganz veränderten Lebensformen zwecklos werden; nur was bescheiden an der Seite steht, läßt sich noch dauernd erhalten, die anderen werden das Opfer modernen Verkehrs, und die Wissenschaft muß sich mit der Erhaltung des Bildes begnügen.

Als Beispiel dafür, wie man im Mittelalter Stadttore erweiterte, war das Kuhtor besonders wertvoll.

Preuß. Stargard, im Februar 1906. Bernhard Schmid.

Führer durch den Danziger Artushof. Im Auftrage der vereinigten Banken verfaßt von Dr. Paul Simson. Danzig 1902. Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. 43 S. in 8° mit Titelbild. Geh. Preis 50 Pf.

Der durch sein Werk „Der Artushof in Danzig und seine Brüderschaften, die Banken“ in Danzig rühmlichst bekannte Dr. Paul Simson hat

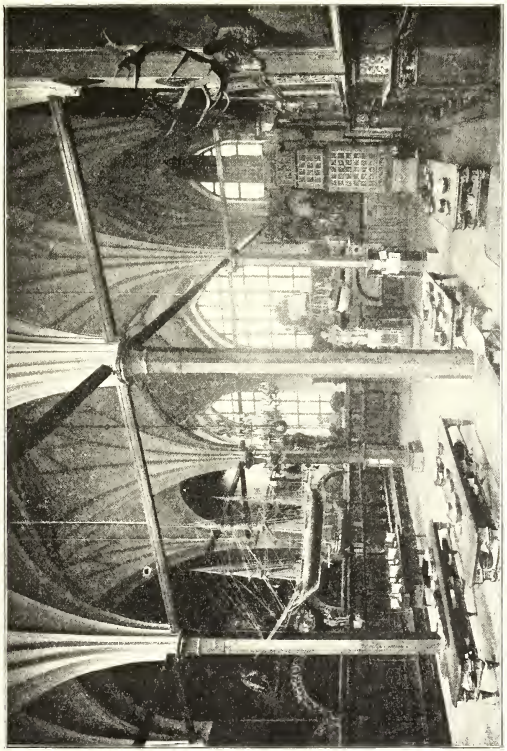


Abb. 369. Halle im Danziger Artushofe.

vor kurzem auch, und zwar ebenfalls auf Veranlassung der vereinigten Banken einen Führer durch den Danziger Artushof geschrieben, welcher uns über den Zweck und die Geschichte dieses hervorragenden Gebäudes sowie über die Herkunft der in demselben enthaltenen Kunstwerke wertvolle Auskunft gibt. Was hiervon die Denkmalpflege besonders angeht, mag kurz wiedergegeben sein. In dem Absatz „Geschichtliches“ teilt uns der Verfasser mit,

daß dieser Artushof in Deutschland der einzige noch erhaltene von den Artushöfen ist, die in den Handelsstädten an der Ostseeküste im 14. Jahrhundert entstanden sind. Die Georgenbrüderschaft, eine Körperschaft von Patriziern, erbaute ihn in der Zeit von 1348 bis 1350 für gesellige Zwecke und ritterliche Übungen. Das Gebäude bestand damals aus einer Halle und einem Seitengemach. In der Nacht von dem 27. auf den 28. Dezember 1476 brannte die Halle des Artushofes bis auf die Kellergewölbe nieder, und in der Nacht vom 2. zum 3. April 1477, also ein halbes Jahr später, brannte auch das Seitengemach ab. Die Stadt baute alsdann einen zweiten, größeren und prächtigeren Bau, welcher am 2. Dezember 1481 vollendet war.

Jetzt bildeten sich im Artushofe einzelne Brüderschaften, die von dem Beieinandersitzen auf einer Bank den Namen Banken erhielten. Es entstanden die Reinholds-, Heilige Dreikönigs-, Marienburger, Christopher- oder Lübische, Holländische und Schifferbank. Das Gebäude erfuhr mehrfache größere Herstellungen, welche seinen Charakter veränderten, so namentlich 1552 und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Georgenbrüderschaft, die ursprüngliche Erbauerin und Besitzerin des Hofes, verließ ihn, unzufrieden mit der schnellen Demokratisierung seiner Besucher, und gründete sich in den Jahren 1487 bis 1494 neben dem Langgasser Tor ein neues Heim, die jetzige Hauptwache. Im Jahre 1742 ist der Artushof der Kaufmannschaft als Börse überwiesen worden, nachdem die Banken sich bereits aus demselben zu einem völligen Stilleben zurückgezogen hatten.

Einem andern Zweck diente der Artushof jedoch noch vom 16. Jahrhundert bis zum Ende der freistädtischen Zeit: es hielten hier die Schöffen der Stadt an den öffentlichen Gerichtstagen das sogenannte echte Bürgerding ab. Dieser Umstand ist maßgebend gewesen für die Herstellung eines großen Gemäldes in der Halle, des Jüngsten Gerichtes von Anton Möller.

Nach diesen geschichtlichen Angaben beschreibt der Verfasser die beiden Fronten des an zwei Straßen belegenen, eingebauten Hauses. Die ältere an der Brotbänkengasse trägt noch den ursprünglichen rein gotischen Charakter, wenngleich verschiedene Arbeiten der neueren Zeit, die letzte im Jahre 1840, manches geändert haben. Die an dem Langenmarkt gelegene Front zeigt heute jedoch vorwiegend einen Renaissance-Charakter (vergl. den nachfolgenden Aufsatz). Es erinnern nur noch die Spitzbogenfenster an den gotischen Stil. Im Jahre 1552 wurde dem Artushofe nach dem Langenmarkt zu ein neuer Giebel in den Formen der damals in Norddeutschland eindringenden Renaissance gegeben. Dieser Giebel lief nach obenhin spitz zu und ist abgebildet auf einem Gemälde von Anton Möller „Der Zinsgroschen“. In der Zeit zwischen 1601 und 1617 hat jedoch ein erneuter Umbau stattgefunden, nach dem die jetzige Front entstanden ist. Sie ist dem Werke als Titelblatt beigegeben und wird eingehend beschrieben. Die auf der Spitze des Walmes stehende Figur stellt die Göttin des Überflusses mit dem Füllhorn dar. Die beiden Figuren zwischen den Pilastern des Giebels stellen die Gerechtigkeit und die Stärke dar, während die vier Figuren neben den Fenstern die Standbilder des Scipio Africanus, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus sind (vergl. hierzu auch den nachfolgenden Aufsatz u. Abb. 210).

Der Springbrunnen vor der Front ist von dem Danziger Künstler Abraham von dem Blocke gearbeitet und nach dessen Tode 1633 errichtet. Die auf dem Brunnen befindliche Figur des Neptun soll ein Werk des holländischen Meisters Adrian de Vrieß sein. Das Innere ist eine dreischiffige reich ausgestattete Halle, welche so, wie sie heute dasteht, in den Jahren 1477 bis 1481 geschaffen wurde (vergl. Abb. 209). Die Gewölbestützen sind acht-

eckige Säulen, deren Basen voneinander verschieden sind und deren Kapitelle nicht gleiche Größe haben. Den Stein hält der Verfasser zum Teil für Granit, zum Teil für eine Kunststeinmasse. Vermutlich stammen diese Stützen von einem anderen Bauwerk, der Überlieferung nach von dem Schlosse des Ordens, welches von der Bürgerschaft Danzigs 1454 zerstört wurde.

Unter den vom Verfasser anregend geschilderten Ausstattungsgegenständen fällt der große Kachelofen auf, welcher im Jahre 1545/46 errichtet wurde und hauptsächlich stets zum Schmucke gedient hat. Ein alter Berichterstatter des 17. Jahrhunderts sagt von ihm, daß er stets nur „pro forma“ dagestanden hat. Das im Raume befindliche Standbild August III. von Polen ist 1755 von dem Danziger Bildhauer Johann Heinrich Meißner auf Veranlassung der Kaufmannschaft gefertigt. Der Rat ließ im Jahre 1594 durch den aus Leuwarden in Friesland stammenden Baumeister und Maler Fredemann de Vrieß ein großes Gemälde malen, das Orpheus, der durch sein Saitenspiel die Tiere zähmt, darstellt. Die Schöffen haben an derjenigen Stelle der Wand, vor welcher das Bürgerding abgehalten wurde, in den Jahren 1602 und 1603 das schon erwähnte Jüngste Gericht auf einem 6 zu 8 m großen Gemälde durch Anton Möller darstellen lassen. Die übrigen Gemälde und Figuren sind größtenteils von den Banken gestiftet. Einem jeden Besucher des Danziger Artushofes ist das kleine anregende Werk sehr zu empfehlen.

Kleefeld. 1902.

Die neun guten Helden.

In seinem in Nr. 8 des Jahrg. 1901 der Denkmalpflege enthaltenen sehr lesenswerten Aufsatz „Die neun guten Helden“ fragt der leider kürzlich verstorbene Professor Küsthardt, indem er deren häufiges gemeinsames Vorkommen bespricht:

„Warum kommen sie — nämlich Hektor, Alexander, Cäsar, David, Josua, Judas Makkabäus, Clodwig, Karl der Große und Gottfried von Bouillon — nur ein einziges Mal in einer Kirche, im Dom in Innsbruck, vor, warum denn nur an weltlichen Gebäuden?“

Nun, ich meine, die neun kommen auch im Dom in Innsbruck nicht vor, und man kann ruhig dem einen Preis aussetzen, der sie in einer Kirche sämtlich nachzuweisen vermag, ohne Gefahr zu laufen, sein Geld zu verlieren. Ich will mich aber nicht etwa dahinter verstecken, daß es in Innsbruck gar keinen Dom gibt, denn es ist zweifellos, daß der Herr Verfasser die Franziskaner- oder Hofkirche im Auge hat, in der sich das von ihm erwähnte Grabmal Kaiser Maximilians befindet. Zu beiden Seiten des Denkmals, zwischen den Säulen der Kirche wenig glücklich aufgestellt, befinden sich 28 aus Erz geformte Standbilder, von denen auch zwei — nicht drei — von Peter Vischers Meisterhand herrühren. Sie stellen in mehr als Lebensgröße ausgeführt die Eltern, beide Frauen und die Tochter Maximilians, seine Schwester, Schwiegertochter und deren Vater, sowie Vorfahren dar, bei denen es allerdings vielfach zweifelhaft ist, wie sie eigentlich zu dieser Ehre kommen. Unter den letzten befindet sich nun zwar auch Gottfried von Bouillon, aber ich meine, diese eine Gestalt des Grabmals genügt nicht, um der Hofkirche eine Ausnahmestellung einzuräumen, wie es Küsthardt tut. Man müßte sonst hierzu auch die zahlreichen Kirchen rechnen, in denen sich Bildnisse von David befinden.

Daß übrigens in der kirchlichen Architektur Profanbildnisse durchaus nicht selten vorkommen, soll unbestritten bleiben. Man findet sie an unseren nordischen Domen und noch mehr an südlichen Kirchen, so am Dom in Como die Statuen der beiden Plinius und an der Front der Certosa di Pavia

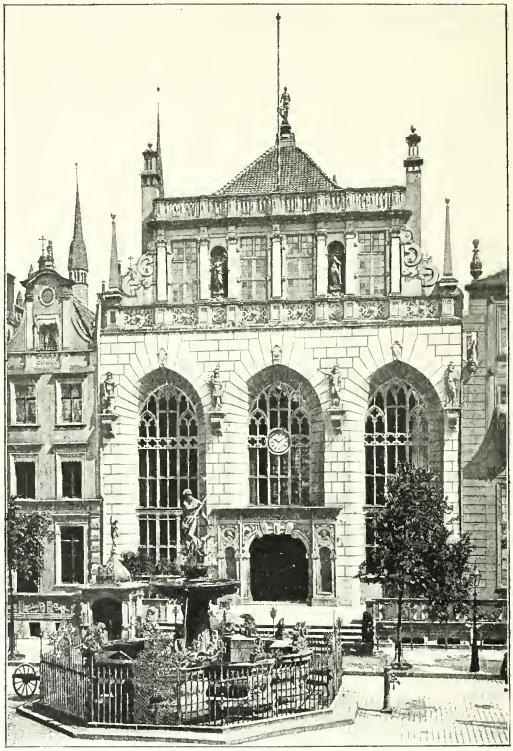


Abb. 210. Artushof in Danzig mit den Standbildern von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus.

Medaillonbildnisse römischer Kaiser und Szenen aus dem Leben Galeazzo Viscontis. Hauptsächlich aber treten — und darin muß dem Herrn Verfasser recht gegeben und seinem Wunsche nach erschöpfenderer Behandlung des Themas beigepflichtet werden — solch weltliche Typen an Profanbauten

und besonders an öffentlichen Gebäuden, als zur Nachahmung ihrer Tüchtigkeit herausfordernd, auf. Nur sind es nicht immer, vielmehr selten gerade alle die neun Guten. Auf dem Runkelstein, wo König Artus' Tafelrunde die Mär von Tristan und Isolde verherrlicht und Riesen an der Außenseite des

Abb. 211. Das Steffenssche Haus in Danzig.

Burgflügels, der diese Fresken enthält, dargestellt sind, findet sich keiner von ihnen. Küsthardt irrt, wenn er das Gegenteil annimmt.

Am Artushof des alten Danzig, dem einzigen noch völlig erhaltenen seiner Art, in dem die Brüderschaften des Mittelalters tagten, und die Stadt jetzt noch ihre Feste gibt, befindet sich einer von ihnen. Auf mit den

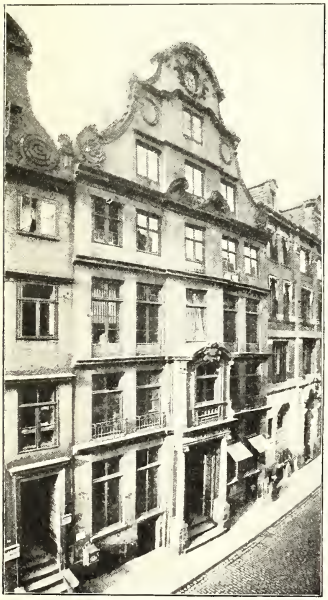
Namensinschriften versehenen Konsolen, frei zwischen den drei mächtigen gotischen Fenstern, stehen dort die lebensgroßen Standbilder von Scipio, Camillus, Themistokles und Judas Makkabäus, alle das Schwert in der Rechten (vergl. Abb. 210). Dieselben und noch erheblich mehr finden sich nur zwei Häuser weiter an dem Steffensschen Hause am Langemarkt (vergl. Abb. 211). Die mit Bildwerken fast völlig bedeckte, trefflich erhaltene Front dieses inschriftlich 1609 erbauten Hauses zeigt über der Eingangstür die Mutter Gottes mit dem Kinde und dann in drei Reihen, den Stockwerken des Hauses entsprechend, je vier halb aus der Wand herausgemeißelte Köpfe, die nach den darunter befindlichen Inschriften Archimedes, König Sigismund von Polen, Kaiser Heinrich und Scipio A. m., dann Cato den Älteren, Kaiser Otto, Jagello — den Belagerer der Marienburg — und Fabius, endlich Solon, Regulus, Scipio Africanus und Cato den Jüngeren darstellen. Zwischen diesen Köpfen befinden sich aber noch reliefartige Darstellungen von Heldentaten und Heldenkämpfen, so unten Judas Makkabäus, von einem rauchenden Altar aus mit erhobenem Schwerte auf eine Gruppe schlafender Krieger zuschreitend, Horatius Cocles auf der Brücke und Camillus vor Brennus, der das Schwert auf die Wage legt. In der Mitte die drei Brutus, daneben ein Doppelwappen und die drei Horatier. Oben endlich Themistokles, Scanderbeg, hoch zu Roß, und Scävola, die Hand ins Feuer legend. Wie man sieht, eine zahlreiche und bunte Gesellschaft: zwölf Büsten und acht Darstellungen von zwölf weiteren Helden. Es sind fremdartige Gestalten darunter, wie Scanderbeg, der Held der Albanesen! Aber von den neun Guten findet sich auch hier nur einer, und zwar wieder Judas Makkabäus. Das häufige Vorkommen dieses jüdischen Heros ebenso weit im Osten wie im Westen Deutschlands nimmt wunder, zumal die Renaissancezeit in Zurücksetzung der Juden hinter früheren Jahrhunderten doch nur wenig zurückstand. Wie erklärt sich hier diese Bevorzugung, besonders vor den acht anderen guten Helden?

Danzig-Langfuhr 1901. Buhlers †.

Die Aufnahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser.

Trotz ihres hohen Alters ist unsere ehrwürdige Hansa- und Handelsstadt Hamburg jetzt verhältnismäßig arm an Denkmälern der Baukunst aus früheren Jahrhunderten. Neben einer Anzahl stattlicher Kirchenbauten des Mittelalters und der späteren Zeit sind es hauptsächlich nur noch eine Reihe bürgerlicher Privatbauten, welche von der einstigen Blüte und der Entwicklung des Gemeinwesens Zeugnis ablegen. Die großen Lücken, welche in den einst reichen Denkmälerschatz gerissen wurden, sind hauptsächlich durch den großen Brand im Jahre 1842 verursacht, der ganze Stadtteile zerstörte. Was damals verschont blieb, ist zum großen Teil der Niederlegung gerade der ältesten und eigenartigsten, am Hafen gelegenen Teile der Altstadt zum Opfer gefallen, welche gelegentlich des Zollanschlusses erfolgte, um Platz für die dem hamburgischen Welthandel dienenden großen Hafen- und Speicherbauten zu schaffen. Einzelne damals vorgenommene photographische Aufnahmen ganzer Straßenzüge geben noch eine ungefähre Vorstellung von der Pracht der nun verschwundenen alten Patrizierbauten, aber kein klares Bild des alten Bestandes, da versäumt wurde, genauere Aufnahmen zu machen.

Was nun jetzt namentlich in den Straßen an der Elbe an alten Bürgerhäusern noch vorhanden ist, dient meistens als Speicher, ist baulich verwahrlost und nur noch ein schwacher Abglanz alter Herrlichkeit. Auch das Los dieser Reste ist zweifellos; sie werden den veränderten Lebensbedingungen zum Opfer fallen, und damit wird für unsere norddeutsche Wasserkante, für das Studium der Kunst- und Kulturgeschichte der schifffahrttreibenden Küstenlande eine unausfüllbare Lücke entstehen. Um so notwendiger ist es, wenigstens genaue Aufnahmen dieser dem Untergange



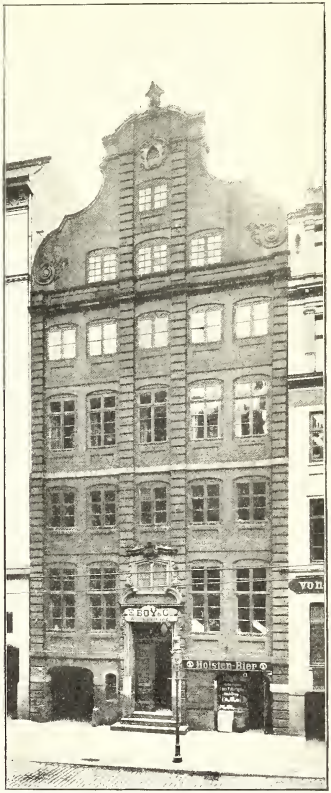


Abb. 212 und 213. Hamburger Giebelhäuser.

geweihten Baudenkmäler vorzunehmen. Es ist daher den Baumeistern bei der hamburgischen Staatsbauverwaltung Regierungsbaumeistern Ranck und Erbe als ein großes Verdienst anzurechnen, daß sie die dem reichen Gemeinwesen Hamburg obliegende Pflicht selbst übernehmen und die Auf-

nahme und Veröffentlichung alter Hamburger Bürgerhäuser in die Wege leiten wollen. Zu dem Zweck haben sie zunächst eine ausführliche Denkschrift bearbeitet, welche die Zwecke und Ziele ihres Unternehmens klarlegt und durch eine Reihe von Probeaufnahmen erläutert. Diese Denkschrift ist von der Staatsbaudeputation dem Hamburger Senat mit dem Antrage überreicht worden, den für die Durchführung des Unternehmens erforderlichen Zuschuß von 15 000 Mark zu bewilligen. Hoffen wir, daß sich die maßgebenden Kreise der hamburgischen Staatsbehörden von der Notwendigkeit und der Pflicht, ihre Unterstützung in weitestem Maße zu leihen, überzeugen und die Mittel nicht versagen. Es ist dies umsomehr anzunehmen, da der Staat Hamburg seinerzeit für das Werk des Verbandes: „Das Bauern-

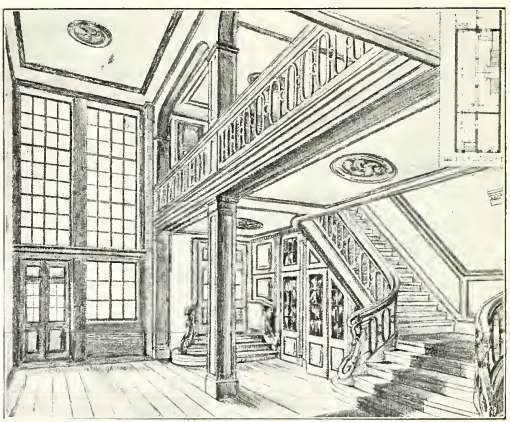


Abb. 214. Diele und Treppenanlage in Alt-Hamburg.

haus im deutschen Reiche“ und die Aufnahme der Bauernhäuser der unteren Elbmarschen eine so reiche Spende von 5000 Mark gegeben hatte. Damals handelte es sich um die Landschaften, welche, in nächster Nähe der Stadt gelegen, in wechselseitigem Verkehr mit derselben aufgeblüht und sich entwickelt haben. Jetzt handelt es sich um die Altstadt Hamburgs selbst, um die alten Wohnsitze der Familien, welchen die heutigen machtvollen Handelsherren Hamburgs entstammen, um die Wiege des Hamburger Handels, Hamburger Macht und Hamburger Reichtums. Da ist es doch eine Ehrenpflicht, die Zeugen jener Zeit, welche den Grund zu dem heutigen Aufschwunge gelegt haben, wenigstens im Bilde zu erhalten.

Was sagen uns nun die alten Hamburger Patrizierhäuser? Wir dürfen bei dieser Betrachtung den Ausführungen Erbes und Rancks in ihrer Denkschrift folgen. Die Bauten entstammen meist der zweiten Hälfte des 17. und dem 18. Jahrhundert. Ihr künstlerischer Schmuck weist ein maßvolles Barock auf, die jüngeren Bauten bieten auch Rokokoformen. Der

Hauptwert der Häuser liegt aber darin, daß sie ein klarer Spiegel ihrer Zeit und ihres Wirkens sind. Als schmale Giebelhäuser wenden sie die Wohnräume mit dem Portale und dem maßvoll eingeschränkten Schmuck des Giebels der Straße zu. Daran schließt sich im Inneren eine geräumige

Abb. 215. Doppelportal.

Diele, von der ein Teil mit der Treppe bis zu den obersten Stockwerken hinaufreicht und den Verkehr zwischen Vorderhaus und den hinteren Flügeln vermittelt. Den Abschluß bilden Seiten und Querflügel, die bis an das an die Rückseite der Grundstücke stoßende Fleet, den Hafenkanal (die holländische Gracht), reichen. Hier ist außer den Speichern wohl noch ein besonderes unmittelbar an die Diele grenzendes Staatszimmer, „der Saal", untergebracht.

Die Straßenseite ist in Ziegeln unter beschränkter Verwendung von Sandstein errichtet, ruhig, unter besonderer Betonung der lotrechten Linien

gegliedert. Der bildnerische Schmuck ist auf die Auszeichnung der Portale und Giebel verdichtet. In den Einzelheiten der Formengebung ist wohl hier und da holländischer und flandrischer Einfluß nicht ausgeschlossen. Aber das Ganze ist von ausgeprägt hamburgischer Eigenart, zugleich abweichend von den gleichzeitigen bremischen und lübischen Wohnhausbauten. Und dabei ist zugleich wichtig, daß diese hamburgische Eigenart auf die Kleinstadtbauten der benachbarten Landschaften im Norden bis über die Grenze deutscher Sprache und deutschen Landes hinaus einen nachweisbaren segensreichen Einfluß ausgeübt hat. Es beweisen dies Schleswig-Holsteins Amtshausbauten in Pinneberg, in Tondern, das Haus der Staatsrätin in Wilster, die adligen Häuser in Schleswig und mehr.

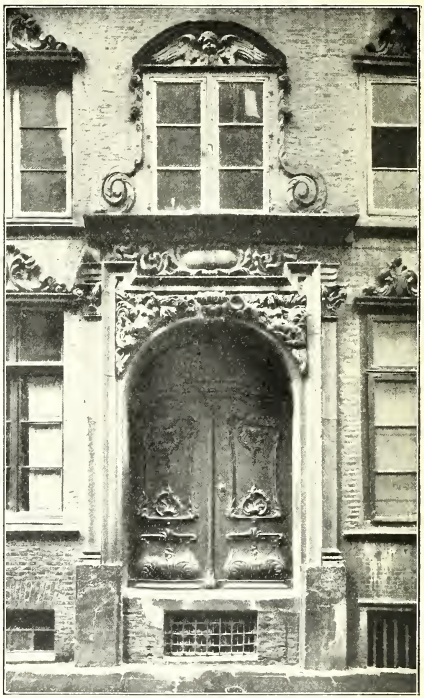


Abb. 216. Portal in Alt-Hamburg.

Die Verzeichnung dieser Hamburger Bauten wird nun nicht allein wissenschaftlichen Wert haben; ihr Einfluß wird und muß auch erzieherischer Art sein. Sie wird das Verständnis für den Wert der hamburgischen Baudenkmäler nicht nur in weiteren Kreisen erwecken, sondern zur Vertiefung des Heimatsgefühles des Hamburgers selbst beitragen, dem weiteren Verfall der alten Bürgerhäuser entgegenarbeiten, vielleicht sogar die weitere Erhaltung des einen oder anderen Bauwerkes befördern. Vor allem wird aber auch der Beweis erbracht werden, daß ein Wiederanknüpfen an die alte bodenständige Bauweise der Hansastadt sehr gut ausführbar ist. Eine Weiterentwicklung der überlieferten heimischen Baukunst in Hamburg würde nicht nur verhindern, daß die Straßen der Stadt durch charakterlose und mit unechtem Stuck überladene Neubauten verunziert werden; auch nach der praktischen Seite erscheint ein Anknüpfen an jene alten Bauten durchaus geboten und

erwünscht. Jene Ziegelfronten zeigen auch schon die für den inneren Betrieb notwendigen großen Fensterflächen, das Ausnutzen des Bodens durch eine Aufeinandertürmung einer großen Zahl von Geschossen. Es ist den verfügbaren Baustoffen und den örtlichen Verhältnissen des Klimas so vorzüglich Rechnung getragen, daß alle diese Bauformen noch heute lebensfähig sind. Hierfür ist der Beweis durch einzelne, wenn auch wenige Entwürfe Hamburger Architekten bereits erbracht. Für den Hamburger Baukünstler, der die Notwendigkeit des Fortschaffens im Geiste heimatlicher Kunst einmal erkannt hat (und die Zahl derer wird sich bald mehren), wird daher das geplante Inventar mit deutlichen zeichnerischen und photographischen Aufnahmen ein unschätzbares und unentbehrliches Studienmittel liefern.

Die Herausgabe des Werkes ist in etwa 90 Drucktafeln mit 15 Bogen ebenfalls durch Abbildungen weiter erläutertem Text beabsichtigt. Mit Rücksicht auf die Verbreitung des Buches soll der Preis möglichst niedrig, auf etwa 30 Mark festgesetzt werden. Die hier beigegebenen Abbildungen sind Verkleinerungen der Probetafeln. Wir sehen in Abb. 214 den Grundriß und die besonders malerische eingebaute Diele eines Hauses mit der Ansicht nach der Hofseite und dem Zugange nach dem Seitenflügel, in Abb. 213 einen Giebel mit der oft wiederkehrenden Bauweise eines schmalen Mittelvorsprunges, der vom Portal bis zur Giebelspitze reicht; dazu flache Ziegelbogen über den geradlinig abgedeckten Fenstern, flache Nischen unter den Fensterbrüstungen und eine flott geschwungene Volute als seitlichen Giebelabschluß. Die Abb. 212 zeigt eine Fassade mit reicherer, durch zwei Stockwerke gehender Portalanlage, scheitrechtem Ziegelabschlusse über den Fenstern und einem bewegteren Giebelumrisse. In dem Beispiele der Abb. 216 ist ein besonders reich und künstlerisch durchgebildetes Hausteinportal mit üppigen Seeweibern in den Bogenzwickeln und mit halben korinthischen Pilastern als seitlichem Abschluß zu beachten. Schließlich sei noch auf die merkwürdige Anlage von Doppelportalen (Abb. 215) für Zwillingshäuser aufmerksam gemacht, von welcher sich einzelne Ableger in den Kleinstädten Schleswig-Holsteins, z. B. in Krempe finden. Auch die alten Handelshäuser in Amsterdam und Groningen haben ähnliche Ausbildungen aufzuweisen.

Dem verdienstvollen Werke Raucks und Erbes wünschen wir nicht nur guten Erfolg, sondern recht bald Nachfolge in den Städten Bremen und Lübeck, damit wir dann ein Inventarium hanseatischer Bürgerhäuser erhielten.

Schleswig 1904. K. Mühlke.

Inzwischen haben die Hamburger Staatsbehörden die nötigen 15000 Mark für die Ausführung des Unternehmens bewilligt, und ist dieses somit gesichert und in Angriff genommen.

Vierländer Kratzputz (Sgraffito).

Unter den alten, jetzt verschwundenen Schmucktechniken des Vierländer Hauses, das ja zu den schönsten und schmucklich am höchsten ausgebildeten Typen des niedersächsischen Bauernhauses gehört (Abb. 217), spielt auch das „Sgraffito“, der Kratzputz, eine recht große Rolle. Es sind noch genügend Reste vorhanden, wenngleich zum Teil arg verwittert, um uns ein Bild von dem hohen Reiz zu geben, den dieser Schmuck in früherer Zeit den stolzen, prächtigen Häusern verlieh.

Das Einkratzen von Ornamenten in die Außenwände des Hauses ist eine allgemeine uralte Technik. Sie ist ebenso von selbst entstanden, ein Ergebnis des Zufalls und des urwüchsigen Schmucktriebes, wie die ihr ja engstverwandte Kratztechnik altgermanischer Aschenurnen. Es ist auffällig, wie der Kratzputz, den wir heute noch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. Pommmern, Brandenburg, der Niederlausitz, Franken (s. Verhandlungen d. Berlin. anthropolog. Ges., Sitzg. v. 20. Jan. 1900), insbesondere aber überall in Hessen-Nassau, z. B. in der Wetterau, der Schwalm, an der Rhön u. a. O. antreffen — zum Teil aus allerneuester Zeit — in seinen Mustern an die germanische Urzeit erinnert. Wir finden da Linienmuster aus geraden und welligen Linien, riesige enggezogene Spiralen, Punktmuster — die ganze ursprüngliche Ornamentik der ersten Zeiten unserer deutschen volkstümlichen Kunst ist hier neben späteren Ausbildungen der Technik (z. B. Blumen, Tiere, Menschen, Schrift usw.) erhalten geblieben. Neben den einfach in den Bewurf eingekratzten Linien finden wir auch Flächen, entweder so hergestellt, daß

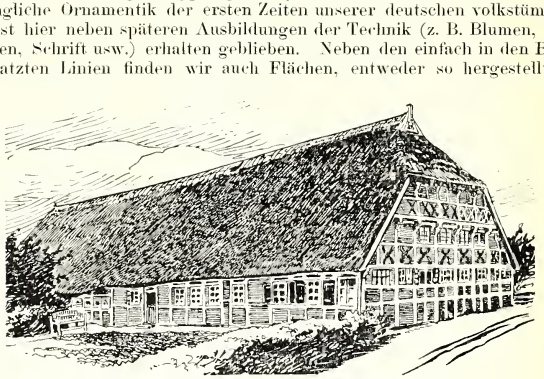


Abb. 217. Vierländer Haus in Neuengamme, als Beispiel des Vierländer Haustypus.

sie geglättet sind, während der sonstige Bewurf rauh ist, oder indem man die Umrisse eingekratzt und die Fläche ausgemalt hat (weiß auf gelbem Bewurf). Die Verwendung ist in Hessen-Nassau eine außerordentlich reiche, nicht allein sind bisweilen sämtliche Flächen innerhalb des Fachwerks damit verziert, insbesondere Nebengebäude, deren Füllungen zwischen dem Fachwerk noch heutigen Tages durch Flechtwerk gebildet werden, werden bisweilen von oben bis unten beworfen und mit Mustern bekratzt.

Der Vierländer Kratzputz unterscheidet sich vollständig von dieser Art, so vollständig, daß man kaum einen Zusammenhang damit annehmen kann. Zunächst unterscheidet er sich durch seine Farbenwirkung, er zeigt weiße Ornamente auf roter Fläche; auf weißen Kalkbewurf ist eine rote Farbe aufgetragen, und aus ihr erst sind die Ornamente ausgekratzt. Sodann beherrscht den Vierländer Kratzputz durchaus der mit dem Zirkel eingekratzte, regelrechte Kreis. Wenn wir auch freihändig hergestellte Verzierungen finden, Rokokoornamente, Blumen und Schrift, so sind es doch ganz vorwiegend große und kleine Kreise, die den verzierten Flächen ihr Gepräge geben. Auch daß die Vierländer Technik im Innern des Hauses, an den Wänden der Diele und der Digge (d. i. des altdeutschen offenen Herdes)

Verwendung gefunden hat, unterscheidet sie von ihren Schwestertechniken an anderen Orten. Angebracht ist der Kratzputz außen am Vierländer Hause an besonders wirkungsvollen Stellen, insbesondere gern zu beiden Seiten der Seitentür (Blangendör) oder der Vordertür (Abb. 229) oder hoch oben in der Mittellinie der der Straße zugekehrten türenlosen Giebelwand (Abb. 218). Eine noch heute mit fünf Sgraffitomustern auf der Giebelfläche prunkende Kate in Altengamme scheint indes darauf hinzuweisen, daß ehedem auch reichere Verwendung vorkam; es ist nicht unmöglich, daß diese Giebelwand von oben bis unten einstmals mit Sgraffitomustern in allen Fächern geziert war.

Die älteste datierte Ausführung von Kratzputz weist die Jahreszahl 1766 auf (die verlöschte Zahl auf Abb. 233 ist gewiß den Anfangsbuchstaben I und A nach zu schließen, 1809 gewesen). Die Technik ist aber vermutlich älter. Sie findet sich auch in dem zweitältesten Hause Vierlandens von 1595, außen, wie innen; es sind hier ganz einfache Muster, wie Abb. 222 zeigt. Obschon im 18. Jahrhundert in dem Hause vieles neu gemacht ist, wäre es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Muster so alt sind wie das Haus, oder doch nur einige Jahrzehnte jünger (es scheint nicht allzulange nach dem Bau des Hauses allerlei verändert zu sein, in die schön geschnitzten Balken schneiden Fenster ein, die den Stempel des 17. Jahrhunderts zu tragen scheinen); die ausgezeichneten Ziegelmuster der Schauseite des Hauses sowie die rot ausgemalten Schnitzereien des großen Querbalkens, die man als kratzputz-ähnlich bezeichnen könnte, lassen es als durchaus möglich erscheinen. Sicher ist es freilich nicht. einen Gegengrund ergäbe vielleicht die leichte Zerstörbarkeit des Kratzputzes.

Abb. 218. Kate in Altengamme.

Der Vierländer Kratzputz scheint ursprünglich aus dem Ziegelmuster entstanden zu sein, das an unserer Unterelbe, besonders in Vierlanden und dem Altenlande, sowie in den Städten, in Alt-Hamburg wie in Buxtehude und Stade ehemals besonders reich ausgebildet war.

Man hat wohl schon früh in Vierlanden, wie anderswo, das Ziegelmuster durch allerlei Mittel zu bereichern gesucht, durch Verwendung andersfarbiger Steine, durch besonders dicke weiße Mörtelfugen, durch Überstreichen ganzer Steine mit dem weißen Mörtel, durch Verwendung halber und noch mehr verkleinerter oder anderswie zugerichteter Steine — wichtig ist für unsern Zweck das scheinbare Verkleinern von Steinen durch Einkratzen von Scheinfugen, die mit weißem Mörtel ausgefüllt wurden und so auf das bequemste eine große Bereicherung des Musters ergaben. So sind insbesondere die geschachten Muster in Abbildung 225 hergestellt. Eine zweite Verwendung des Kratzens von Linien kommt sodann vor bei etwas schwierigen Mustern, sei es bei solchen, wo der in Fugen und Flächen verwandte Mörtel

die eigentlich beabsichtigten genauen Linien des Musters etwas verwischt hatte (Abb. 223), sei es bei solchen, wo die behauenen Steine nicht die genaue Form erhalten hatten (Abb. 224). Da kratzte man die genauen Linien denn schließlich in den weißen Mörtel ein. Eine dritte Verwendung, für die ich allerdings nur dies eine Beispiel kenne, zeigt Abbildung 230. Da ist in die wie gewöhnlich konzentrisch gesetzten Steine des aus der Fläche etwas vorspringenden Ovals eine Art Kranz eingekratzt oder wohl mehr eingehauen und hernach mit weißem Mörtel ausgefüllt.

Die Überleitung dieser einfachen Kratztechnik zu dem eigentlichen Kratzputz dürfte Abb. 231 zeigen. Wir sehen da in das einfach gesetzte Ziegelwerk viermal eine aus fünf oder vier zerkleinerten Steinen hergestellte blumenartige Figur pikant eingesetzt. So vereinzelt wie hier kommt sie sonst nicht gerade häufig vor (s. a. Abb. 232), meist ist sie so verwandt, daß sie, dicht eine neben die andere gesetzt, allein ganze Flächen in dichtem Muster füllt, so ziemlich die künstlichste Leistung der reinen Ziegeltechnik. Abbildung 224 zeigt ein solches Muster mit geradlinigen Umrißlinien, in Abb. 231 sehen wir aber einen neuen Gedanken ausgeführt: die einzelnen Blumen sind in einen Kreis eingeschlossen! Stellen wir uns diesen Gedanken in einem vollen Muster durchgeführt vor, so erhalten wir ein Muster wie es Abb. 222 zeigt.

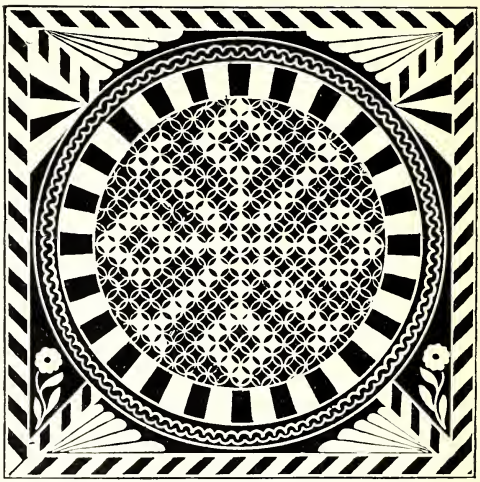


Abb. 219. Altengamme.

In Ziegelsteinsetzung ausgeführt kenne ich diese Muster aber gar nicht, dagegen spielt es die Hauptrolle in allen eigentlichen Vierländer Kratzputzmustern. Man ist also wohl sehr bald auf den Gedanken gekommen, daß man dieses Muster, das in reiner Ziegeltechnik, selbst bei Zuhilfenahme eingerissener Kreise große Schwierigkeiten bereiten mußte, weit bequemer herstellen konnte, indem man das Kratzen allein verwandte, indem man eine ganz gewöhnlich gemauerte Fläche erst mit einem weißen, dann mit einem roten Überzug deckte und aus diesem die weißen Linien des gewünschten Musters wieder herauskratzte — das ging nicht allein bequemer, sondern wurde sogar noch genauer.

Ein anderes Vorbereitungsbeispiel zeigt Abb. 232, wo drei kleine ausgekratzte Blumen, aus Zirkelschlägen hergestellt, mit drei gemauerten in bewußtem Gegensatz abwechseln, der die Freude über die Entdeckung des

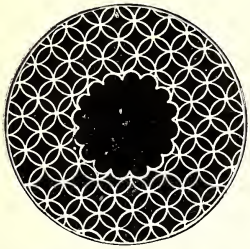


Abb. 220. Von einer Digge (Herd) Neuengamme.

Abb. 221. Von einer Digge (Herd) Curslak.

Abb. 220 bis 222. Kratzputz im Innern der Häuser.

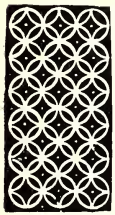


Abb. 222. Wandmuster in einem Hause von 1595, Neuengamme.

Abb. 223.

Abb. 224.

Abb. 225.

Abb. 223 bis 225. Vierländer Ziegelmuster mit eingekratzten Linien.

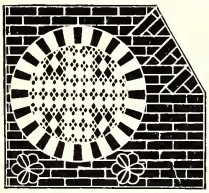


Abb. 226.

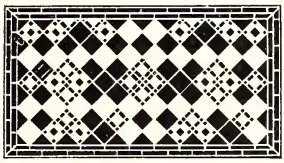


Abb. 227.

Abb. 228.

Abb. 226 bis 228. Kate in Altengamme.

Kreises als erwünschter Abwechslung gegenüber der sonst alleinherrschenden geraden Linie deutlich verrät. Und nun, da man Kreis und Herstellungsart erfunden, beginnt die Blüte des typischen Vierländer Kratzputzmusters.

Erst blieb es wohl so einfach (Abb. 220), aber bald fand man Bereicherungsmöglichkeiten. Schon Abb. 232 zeigt den ja leicht erklärlichen Gedanken, nicht nur weiße Linien, sondern auch solche Flächen auszukratzen und so stärkere Wirkung zu erzielen. Man kratzte bald die entstandenen Bogenzweiecke, bald die Vierecke in bestimmtem, geometrischem Muster (in Kirchwärder beim Zollenspieker ist es einmal ein großes Herz) aus, wie Abb. 219 u. 236 (sowie rechts auf Abb. 229) zeigen.

Es lag nun natürlich nicht fern, auch größere und ganz große Kreise zu verwenden, und so sehen wir denn das Lieblingsgesamtmotiv des Vierländer Kratzputzes entstehen, die große Rosette, (die geschnitzt auch an frühen Schränken und Stühlen vorkommt) in der Mitte die kleinen Kreise mit einem bestimmten weißen Muster, umgeben von einem breiten Kreise, der mit

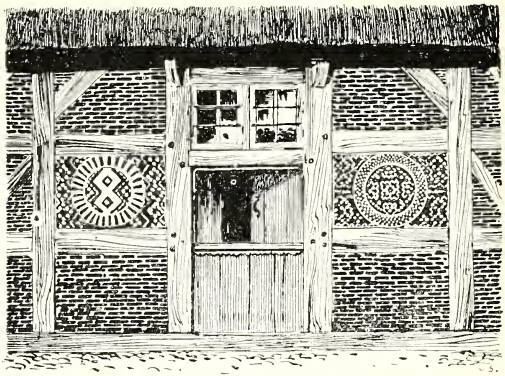


Abb. 229. Haus auf der Borghorst in Altengamme.

konzentrisch gesetzten Steinen, Schachmuster, Dreiecken, Wellenlinien, Schuppen a. m. gefüllt ist (Abb. 219 bis 221 u. 236). Und immer neue Gedanken treten hinzu, Strahlensterne, Kleeblattrosetten, Blumen, Rokokoornamente, geradlinige Muster (Abb. 226 u. 227), endlich Schrift. Besonders die Ecken, welche die großen Rosetten in den doch stets viereckigen Fächern des Fachwerks ließen, erzeugten eine fröhliche Phantasie, wie Abb. 219 besonders zeigt, wo man die Ecken gar in zweierlei Art ausfüllte. So sehr liebte man diese bequeme Technik, daß in Abbildungen 226 u. 228 sogar die geraden Linien der Umgebung der Rosette nicht etwa die natürlichen Fugen des Mauerwerks sind, sie sind vielmehr auch aus dem roten Überzug herausgekratzt. Ja, scherzhafterweise haben wir gelegentlich gefunden, daß man in Zeiten des Verfalls des alten guten Geschmacks schöne alte lustige Ziegelmuster wie in Abb. 223 bis 225 auf solche Weise in das ganz gewöhnliche Ziegelwerk, wie man es in der Stadt sah, verwandelte — ein Beweis für die wenig segensreiche Vorbildlichkeit der Stadt für die bäuerliche Kunst.

Abb. 230. Altengamme.

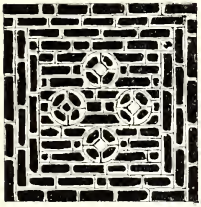


Abb. 231. Horst, Altengamme.

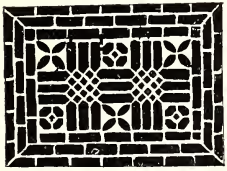


Abb. 232. Horst, Altengamme.

Abb. 233. Altengamme.

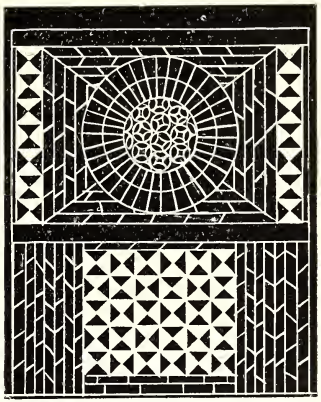


Abb. 234.

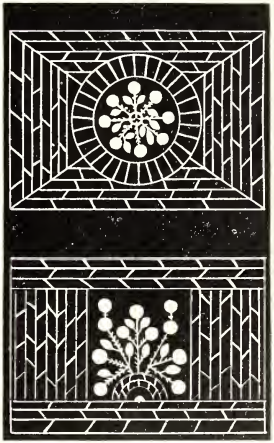


Abb. 235.

Abb. 234 u. 235. Haus in Gatjensort auf der Insel Wilhelmsburg.

Verwendung von Schrift, die die Vierländer in ihrer Ornamentik stets mnübertrefflich handhaben, sowohl was die Zeichnung der Buchstaben, als auch was die ornamentale Gesamtwirkung anbelangt, kommt außen wie innen vor. Außen sind es fromme Sprüche (Abb. 233) oder die Namen der Besitzer in Antiqua- oder Spätrenaissance- oder Rokokoschrift, innen befinden sich an der Außenwand der Digge die Namen der derzeitigen Besitzer des Hauses (Abb. 221) voll ausgeschrieben oder in Anfangsbuchstaben nebst der Jahreszahl, umgeben von Blumen oder Rokokoornamenten, bisweilen überragt von einer Krone, stets in den großen typischen Kreis eingeschlossen.

Die Wirkung des flott und malerisch ausgeführten Vierländer Kratzputzes in dem schönen reinen Weiß und dem tiefen und doch sanften Rot ist ausnehmend schön, ja prächtig zu nennen; weiß oder gar grün (so in Abb. 229) gestrichene Balken, Türen, Fensterrahmen und -läden und das so

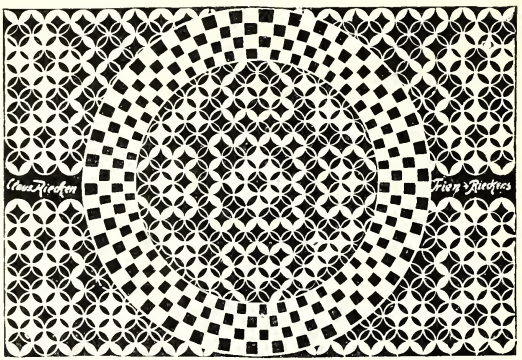


Abb 236. Haus auf der Borghorst in Altengamme (s. a. Abb. 229).

feinfarbene alte Strohdach vereinen sich mit ihm zu einem mnübertrefflich farbenfreudigen und dabei vornehmen Gesamtbilde. Ein paar Muster sind noch wohl erhalten, die meisten sind stark verfallen; im Innern des Hauses hat schöner dicker Ölfarbenanstrich viele vertilgt, einmal kenne ich das Beispiel, daß man mit bunten Farben das Muster „verbessert“ hat.

Ob die schöne Technik Vierlandens Kunst wirklich eigentümlich ist, ob sie Vierländer Erfindung ist? Aus der Umgegend Vierlandens, sogar aus dem höchst schmuckfrohen Altenlande, das vom Ziegelmuster und den ganz anfänglichen Kratztechniken zur Bereicherung derselben reichsten Gebrauch gemacht hat, kennt man meines Wissens kein Beispiel, das dagegen spräche, mit Ausnahme eines Bauernhauses in Gätjensort auf Wilhelmsburg. Dessen Muster (Abb. 234 u. 235) sind heute zwar in Ölfarbe hergestellt und, besonders das für die Kratzmuster charakteristische Kreismuster, verdorben, aber doch wohl ehemals in Sgraffito hergestellt gewesen. Da sehen wir scheinbar abgeschrägte Steine, sich kreuzende Linien, Muster aus abwechselnd roten und weißen Dreiecken, Blumenmuster — lauter Muster, die in Vierlanden so nicht

vorkommen. Anderseits sehen wir aber auch eine große Kreisrosette mit dem typischen kleinen Kreismuster, das, wie gesagt, durch das Nachmalen verdorben ist, indem der Maler die Kreuzung der Kreise, die das Muster ergibt, mißverstand. Gätjensort liegt am Elbufer, den Vierlanden ganz nahe. Letzteres würde ja für einen Vierländer Maurer als ursprünglichen Hersteller, ersteres aber doch auch wieder dagegen sprechen. Sonst wüßte ich, wie gesagt, kein Beispiel.

Auch für die Herkunft der Technik aus Hamburg spricht kein Beispiel in der Stadt: Ziegelmuster und Donnerbesen gibt es da, aber von Sgraffitomustern ist mir nichts bekannt. Sie könnten ja freilich dagewesen sein, aber kaum später als bei Renaissance-Fachwerkbauten. Die Patrizierhäuser begannen damals ja schon das Fachwerk, mit dem die Technik ziemlich eng verknüpft ist, fallen zu lassen, und bei kleinbürgerlichen Bauten war die Technik doch wohl zu kostspielig. Hätten die Vierländer sie im 16. Jahrhundert aus der Stadt gelernt, so hätten sie sie doch wohl gleich in reicherer Ausbildung, als die vielleicht ältesten Muster des Hauses von 1595 sie zeigen, übernommen. Da aber das Ländchen selbst eine so lückenlose stufenweise Entstehungsgeschichte des Kratzputzes aus dem Ziegelmuster bietet, wie die Abbildungen sie zeigen, da außerdem der Gedanke selbst ein so naiver, recht bäuerlicher ist, so liegt es weit näher, von allen Vermutungen über Übernahme aus der Stadtkunst abzusehen, und die Erfindung der schönen Technik dem ja auch sonst bewiesenen Kunstsinn der Vierländer selbst zuzuschreiben.

Bis heute wurde die Technik im Lande nicht mehr geübt, beim Neubau des Pastorats in Altengamme ist sie aber, im Einklang mit den Bestrebungen des jungen Vereins für Vierländer Kunst und Heimatkunde, wieder aufgenommen worden und ziemlich geglückt. Hoffentlich lernen die Maurer des Ländchens sie wieder so sicher handhaben, wie ihre Vorgänger vor hundert Jahren, und hoffentlich sehen wir an guten, echt vierländischen Neubauten in Vierlanden auch sie wieder eine hervorragende Rolle spielen.

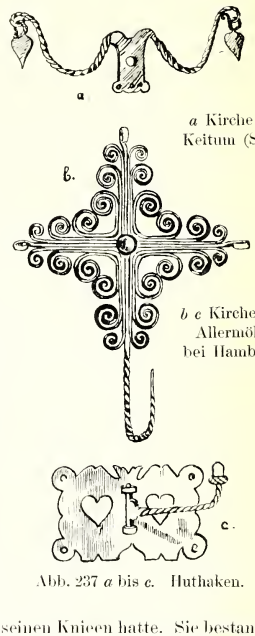
Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

Die Huthalter der Vierländer Kirchen.

Den Besucher der vier Kirchen der hamburgischen Vierlande, in Neuengamme, Kirchwärder, Altengamme und Curslack, fesseln neben dem edlen Gestühl, das in schönstem Intarsienschmuck prangt, vor allem die auffallenden, das Gestühl der Männer schmückenden, schmiedeeisernen, in fröhlichsten Farben und Vergoldung hochaufragenden Hutständer. Es ist ein ganz merkwürdiges Bild, das ein Blick vom Altar aus in die Kirche bietet, namentlich in der am altertümlichsten gebliebenen Altengammer Kirche (Abb. 242). Das Gestühl der Männer befindet sich vorn, Altar und Kanzel zunächst — auf Wangen und Lehnen der Bänke erhebt sich da eine außerordentlich große Zahl der verschiedensten Formen, einfache und überreiche. Blumen, Kronen, Rokokoschnörkel, krausbunte, an die Flitterkronen der Bräute erinnernde Formen, dicht neben- oder voreinander stehend, wirren und flirren vor unseren Augen, wie wenn wir auf ein Beet verschiedenförmiger und -farbiger hoher Blumen blicken, in dem sich Lilien, Tulpen, Akelei, Schwertlilien, Rosen, Nelken u. a. m. mischen. Der Vergleich liegt um so näher, als wir zum Teil in den Formen der Huthalter in der Tat diese Blumen, in Eisen gebildet, vor uns sehen. Diese von den

Schmieden der vier Dörfer gearbeiteten Hutständer — es gibt, wie wir hernach sehen werden, auch noch andere Huthalterformen — gehören nicht nur zu den schönsten Kunstäußerungen der Vierländer, sondern man kann sie kecklich zu den schönsten Leistungen der deutschen Schlosserkunst zählen!

Huthalter finden wir auch in anderen norddeutschen Landkirchen. Meist sind es einfache hölzerne Pflöcke, an der Wand oder im Gestühl befestigt, aber auch schönere Formen, namentlich schmiedeeiserne, und zwar Ständer wie Haken, finden wir, so in der Kirche in Lüdingworth im Lande Hadeln, in der in Keitum auf Sylt, in der in Wesselburen in Dithmarschen. In anderen fanden sie sich einstmals, so in denen in Delve und Büsum (ebenfalls Dithmarschen, jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf), so ferner in der zu Allermöhe in der den Vierlanden benachbarten, ebenfalls hamburgischen Landschaft Bill- und Ochsenwärder (sie verschwanden beim Brand des dortigen Pfarrhauses, wo das Gestühl u. a. der Kirche während einer Ausbesserung aufbewahrt wurde). Bei genauerem Nachsuchen wird man Huthalter noch in manch anderen Dorfkirchen finden; sie werden leicht übersehen, entweder weil sie zu einfach sind, oder weil sie versteckt angebracht sind. In Lüdingworth fand ich einfache, stehende, spießförmige eiserne Ständer, in Keitum einen eisernen zweiarmigen (Abb. 237 a) und einen hölzernen Huthalter an der Wand, letzterer aus einem Brett mit zwei gedrechselten Pflöcken rechts und links und einer männlichen Figur in Rokokotracht in der Mitte bestehend. Die Büsumer und Delver Huthalter sind ebenfalls eiserne Ständer mit nettem Renaissance-Blumenschmuck (Abb. 239); der Delver steht auf einem Wandarm. Die Allermöher endlich waren an den Rückseiten der Bankrücklehnen befestigt, so daß der Sitzende seinen Halter vor seinen Knieen hatte. Sie bestanden meistens aus einer nett in Renaissanceformen ausgesägten Eisenplatte mit beweglich daran befestigtem Haken, der meist in eine Eichel auslief (Abb. 237 c). Bei einem 1724 datierten Halter stellte die Platte einen Kahn dar mit Steuerruder, ausgesägten Wellenlinien, Anfangsbuchstaben und Ziffern. Eine Ausnahme von den andern bildete, abgesehen von ganz einfachen Haken, ein an einer Bankwange befestigter Haken älterer Art (Abb. 237 b): er ging aus einem von gebogenen und spiralförmig gerollten Blechstreifen gebildeten schönen Kreuz hervor. Die Allermöher Kirche ist von der nächsten Vierländer Kirche, der in Curslack, nur etwa eine gute Stunde entfernt — es ist auffallend, daß weder die typischen



a Kirche in Keitum (Sylt).

b c Kirche in Allermöhe bei Hamburg.

Abb. 237 *a* bis *c*. Huthaken.

Allermöher Formen in Vierlanden, noch Vierländer Formen in Allermöhe vorkommen.

Auch von den Huthaltern der andern genannten Kirchen unterscheiden die Vierländer sich vollkommen. Einmal schon durch ihre große Zahl (Altengamme 51 Hutständer, Kirchwärder 17 Ständer, 66 hängende Halter), sodann durch ihre Verschiedenartigkeit. Wir haben zu unterscheiden: Wandhaken, senkrecht hängende, seitwärts hängende Huthalter und die Hutständer. In jeder Gruppe finden wir wieder große Abwechslung, insbesondere groß aber ist die Verschiedengestaltigkeit bei der letztgenannten Art. Genau wiederholt finden wir da eine Form nur sehr selten — höchstens eine ganz einfache, die gar nicht zu verändern war, oder in der letzten Zeit eine recht reiche, die besonders gefallen hatte. Sonst sind, wenn ein Motiv wiederholt wird, die erfreulichsten und lustigsten Sonderlösungen da. Ein weiterer Unterschied liegt in dem Vorwiegen der natürlichen Blume als Ornamentmotiv für die Vierländer Halter. Wohl tragen auch die dithmarsischen Blumen, aber da sind es die typischen spät-gotischen und Renaissance-Blumen der deutschen Schlosserkunst, hier aber unterscheiden wir deutlich Lilien, Schwertlilien, gefüllte Rosen, Nelken, Ringelblumen, Astern, Akelei u. a., insbesondere aber Tulpen, die ja in der deutschen Bauernkunst stets eine Hauptrolle spielen. Die Darstellung dieser Pflanzen ist, was den gesamten Wuchs betrifft, teils streng ornamental, teils völlig naturalistisch, die Blumen selbst sind vorwiegend ganz naturalistisch gebildet. Unsere Hutständer (Abb. 240, 241 u. 242) unterscheiden sich ganz besonders noch von denen anderer Kirchen. Da sind sie, wenn auch etwas verziert, doch stets nichts als das praktische Gerät. In den Vierlanden aber sind sie zu einem Hauptschmuck der Kirche geworden, der die Gesamtwirkung des ganzen Schmuckes geradezu erst vollendet. Ohne sie würde das Gestühl sich unerfreulich hart und scharf

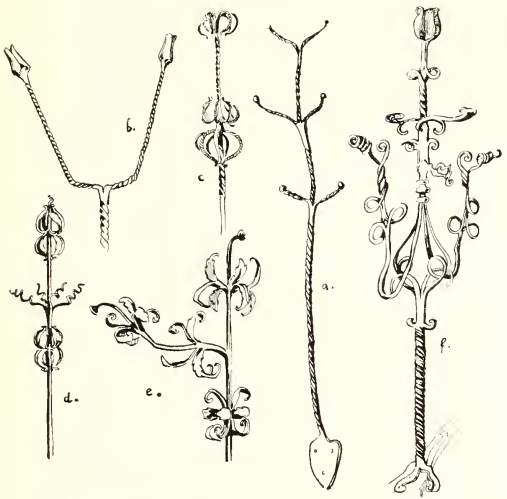


Abb. 238 *a* bis *f*. Hutständer mit Linienwerk oder nicht naturalistisch gehaltenen Blumen.
a f Kirchwärder, *b* bis *e* Neuengamme

von den hellgetünchten Wänden abheben — die bis über Meterhöhe aufragenden Ständer verhindern das, indem sie sozusagen die bei allem Intarsienschmuck als Ganzes doch schwer wirkende Masse des Gestühls nach oben hin auflösen, was sie besonders noch dadurch erreichen, daß in ihnen der Blumenschmuck der Intarsien wiederklingt und ausklingt. Es ist ungefähr dieselbe Wirkung, wie die der Türme in einem turmreichen Stadtbild oder wie die der durchbrochenen Helme der Dachreiter, Fialen usw. eines unserer gotischen Dome. Die Vierländer sind hier demselben Sinn für harmonisches, nichts vergessendes, liebenswürdiges, jede Härte, jede Leere ausgleichendes, an die Ornamentik des Orients erinnerndes Zuendeführen gefolgt, den sie auch, etwa von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, in anderen Kunstleistungen, Intarsiamöbeln, Stickereien u. a. zeigen.

Zunächst haben auch die Vierländer natürlich lediglich

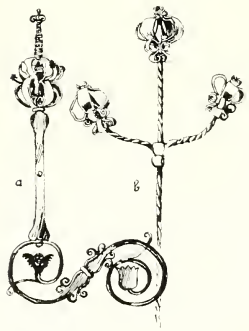


Abb. 239 *a* u. *b*. *a* Kirche in Delve, *b* Kirche in Büsum, jetzt im Meldorfer Museum.

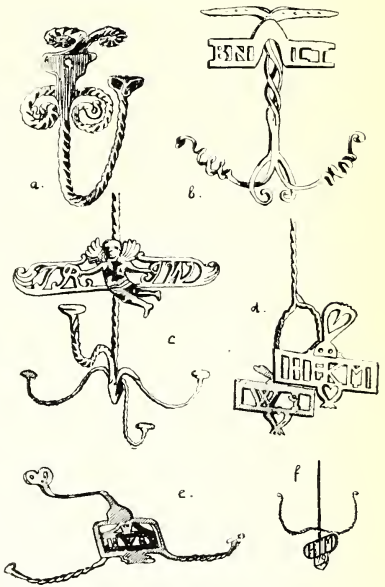


Abb. 240 *a* bis *e*. *a* Huthalter aus der Kirche in Curslack. *b c d f* hängende Huthalter Kirchwärder, *e* seitlich hängender Huthalter, Kirchwärder 1842.

praktische Geräte schaffen wollen, aber je mehr deren aufgestellt wurden, umsomehr fiel ihnen der Schmuckwert, die prickelnde, vermittelnde Wirkung im ganzen Kirchenbilde, wie auch die Möglichkeit, das Spiel der Ornamentik des Gestühls in ihnen fortzusetzen, auf, und endlich gingen sie offenbar dazu über, in dieser Schmuckwirkung die Hauptaufgabe zu sehen. Wir sehen am Ende reiche, ja wild überfüllte Gebilde entstehen, die wir kaum noch als Hutständer erkennen würden, wenn wir nicht ältere Formen daneben sähen. Während diese in ihrem sperrigen einfachen Bau, in ihren freien runden Spitzen deutlich

ihren Zweck zeigen, sind jene zum Teil geradezu unpraktische Halter, bei denen man befürchten muß, daß ihre Zacken und Spitzen den Hut beschädigen können. Es erklärt sich diese Umwandlung eben aus der Veränderung des die Form bestimmenden Zweckes: zuerst ein praktisches Gerät mit nebensächlicher Verzierung, nachher ein als notwendige ästhetische Ergänzung des

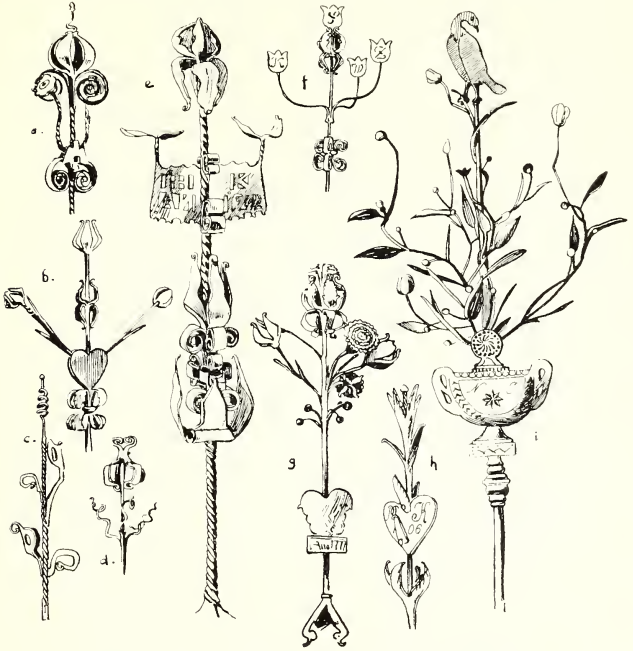


Abb. 241 *a* bis *i*. Hutständer mit naturalistischen Blumen.
a c e (1742) Curslack, *b f* Kirchwärder, *d g* Neuengamme, *h* Altengamme, *i* Curslack 1841.

sonstigen Kirchenschmucks, besonders des Gestühls, empfundener Schmuckgegenstand.

Die Technik der Vierländer Huthalter ist lobenswert, wir finden alle Arten verwendet, besonders die Blumen sind sehr geschickt zusammengesetzt, kleine sogar in Eisen geschnitten (wie auch einzelne Figuren). Sehr beliebt sind gewundene Stäbe und Eisenblechspiralen. Manchmal begegnet uns eine naive, aber nicht ungeschickte Lösung einer schwierigeren Aufgabe, z. B. einer Traube; an den Stengel sind zwei größere Tafeln angeschweißt, zwischen

denen der Stengel, in eine oder drei Beeren auslaufend, durchläuft. Auf den beiden Platten sind die Beeren in Form hindurchgesteckter kurzer Nägel mit dickem Kugelkopf befestigt. Unten sind die Platten mittels Draht zusammengebunden.

Die Hutständer sind bunt bemalt, besonders in blau, rot und grün, dazu tritt meist Vergoldung. Die hängenden Halter sind alle schwarz, ich

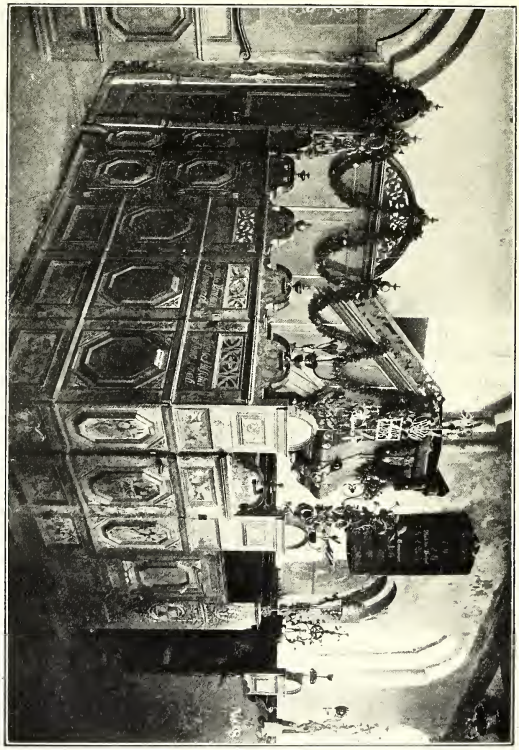


Abb. 242. Kirchengestühl in Altengamme.

vermute aber, daß dieser oder jener früher auch farbig war, gerade in der Kirchwärder Kirche, wo sie sich finden, sind auch stehende Huthalter, die zum Teil vergoldet waren, schwarz übergestrichen. Vorn oder auf beiden Seiten sind Name, Namenszug und Jahreszahl angebracht, meist auf Tafeln in Herz-, Dreieck-, Schild- oder rechteckiger Form ausgesägt (Buchstaben durchbrochen oder voll auf durchbrochenem Grund) oder aufgemalt. Dazu

kommt die in der Bauernornamentik stets eine Rolle spielende Krone. Bisweilen ist die Schrift auch auf die Blumen gemalt, so daß jedes Blumenblatt, z. B. einer Tulpe, einen Buchstaben enthält, oder bei mehrarmigen Ständern jede Blume einen (Abb. 241f).

Die älteste Jahreszahl, die wir finden, ist 1700, die letzten stammen aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, doch sind dieselben nur auf ältere Huthalter aufgemalt oder durch Aufheften neuer Tafeln auf die alten am Halter befestigt. Weitaus die meisten mit Jahreszahl versehenen sind in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Namen sind, wie immer in der Vierländer Kunst, meistens in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Silben des Vor- und Nachnamens gegeben, also H. T. M.-Hein Timmann. H. G. B.-Hein Garbers. In Namen, wie dem in Vierlanden häufigen Puttfarcken, in niedersächsischer Sprechweise gesprochen: Puttfarkn, ist die letzte Silbe nicht mitgezählt. Hein Puttfarcken ist also nur H. P. F., ebenso Carsten Heitmann C. ST. H. M.. Hennig Bydekarcken H. N. B. D. K. Die Buchstaben sind zuerst lateinische Antiqua, später die sog. englische Schreibschrift. In den verschlungenen Anfangsbuchstaben ist die letztgenannte ausschließlich verwendet, und zwar bilden diese verschlungenen Namenszüge des reicheren Schmuckes halber Doppelmonogramme, die linke Hälfte in Spiegelschrift. Mehrere Huthalter, die zwei Besitzern gehören, zeigen demgemäß auch zwei Namen in zwei Buchstabenverschlingungen. Gehen wir nunmehr zur Einzelbetrachtung der Arten über.

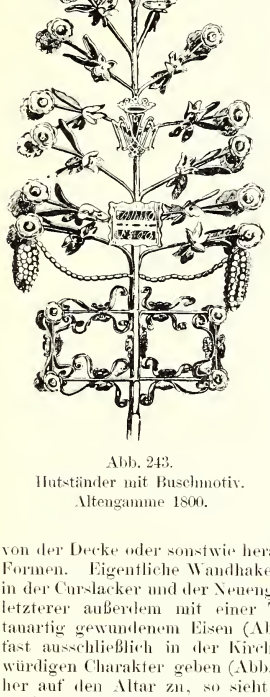


Abb. 243.
Hutständer mit Buschmotiv.
Altengamme 1800.

Eine kurz vorwegzunehmende, unwichtige Gruppe bilden die hölzernen Huthalter, meistens einfachste Pflöcke, an einer Tafel befestigt, selten schmuck ausgestattet; auch gedrechselte Holzständer kommen zweimal vor. Die größte Anzahl der Huthalter sind von Schmiedeeisen, und zwar müssen wir, wie schon oben gesagt, mehrere Gruppen unterscheiden: kleine Wandhaken, von der Decke oder sonstwie herabhängende Halter, Hutständer und vereinzelte Formen. Eigentliche Wandhaken habe ich nur zwei finden können, je einen in der Curslacker und der Neuengammer Kirche, ersterer mit mehreren Spiralen, letzterer außerdem mit einer Tulpe geziert, beide in der Hauptsache aus tauartig gewundenem Eisen (Abb. 240a). Hängende Huthalter finden sich fast ausschließlich in der Kirche zu Kirchwärder, der sie einen ganz merkwürdigen Charakter geben (Abb. 250). Blickt man nämlich vom Hintergrunde her auf den Altar zu, so sieht man vom weißgetünchten Gewölbe, von den großen Stützbalken, die frei die Kirche durchqueren, sowie von den Unterseiten der Fußböden der Emporen eine große Anzahl schwarzer kleiner ankerförmiger Gebilde herabhängen, die einen in den Wahn versetzen können, als

befände man sich in einer katholischen Schifferkirche, als habe man in diesen merkwürdigen Ankern Weihgeschenke der Gemeinde vor sich, die die Schiffe der Fürsorge der heiligen Schutzpatrone empfehlen sollen. Es sind aber nichts als profane Huthalter. Hervorgegangen ist diese Form gewiß aus dem Wandhaken, der in ihnen der besonderen, günstigen Gelegenheit angepaßt ist, statt der seitlichen Wand eine über dem Haupte des Sitzenden befindliche wagerechte Fläche zu benutzen. Die oberste Empore hinter dem Altar hat als Befestigungsort einfach das Gewölbe selbst benutzt, die untere den Fußboden

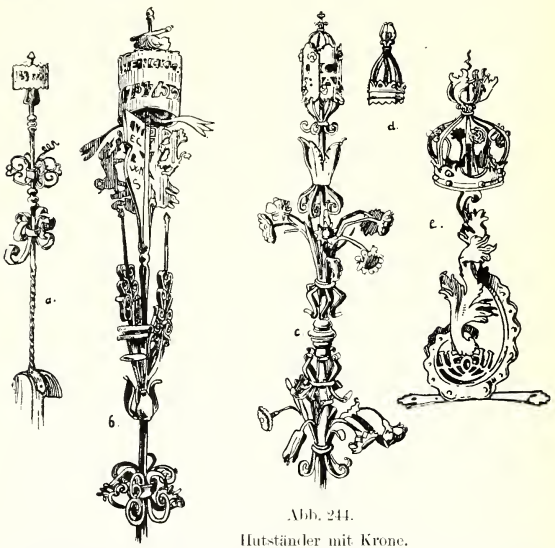


Abb. 244.
Hutständer mit Krone.
a Neuengamme 1700. *b* 1757 u. *c* 1783, Altengamme. *d* Krone von einem Rokokoständer, Neuengamme. *e* Rokokoständer. Altengamme.

der oberen. Die Empore der Nordseite bot mit ihrem Boden den darunter im Gestühl zu ebener Erde Sitzenden eine günstige Gelegenheit. Die auf der Nordempore sitzenden Bauern haben sich in Latten, die einfach an die großen, die Kirche durchquerenden Stützbalken genagelt sind, Anhängepunkte für ihre Hängehuthalter geschaffen. Die allen zugrunde liegende Form ist die Ankerform mit zwei oder mehr Armen in verschiedener Linienführung und Ausgestaltung. Größtenteils sind Schaft und Arme tauartig gewunden, selten aus mehreren Stangen, die Spitzen der Arme bilden Knöpfe, Blumen, Umrollungen oder herzförmig ausgesägte Bleche (Abb. 240 b bis t). Bei einigen sind Schaft und Arme auch mit Blättern oder Beeren geschmückt. Namentafeln, einmal in Verbindung mit einer Amorette (Abb. 240c, d), kommen vereinzelt, hübsch mit der Gesamtanordnung verbunden, vor. Meist sind die Halter ein-

fach mit ihrem zugespitzten, mit Widerhakenkerben versehenen spitzen Oberende in die Befestigungsfläche eingetrieben, einige sind auch wohl vermittels einer Platte befestigt. Eine kleine Sondergruppe bilden seitlich hängende Huthalter, einfache Stangen, die in leichte Ranken auslaufen oder Ankerarme tragen. Eine reizende Lösung dieser Aufgabe findet sich auf der unteren Altarempore, zwei schlanke Arme, die zwischen sich eine hübsch ausgesägte Schrifttafel halten (Abb. 240e). Ist der herabhängende Huthalter eine Umformung des älteren Wandhakens, so haben wir hier umgekehrt eine Anpassung der im herabhängenden Huthalter gefundenen Formen an die Gelegenheit zur Anbringung eines Wandhalters vor uns.

Abb. 245. Wandleuchter von 1764 in der Marienkirche in Ahlen i. Westf. (Nach Ludorff, Bau- und Kunstdenkmäler.)

Abb. 246. Hutständer mit beiderstädtischem Wappen und Monogramm H. R. und T. W. Curslack.

Die eigenartigste und bedeutsamste Gruppe bilden die Hutständer, die auf den Rücklehnen oder Wangen der Bänke und auf der Brüstung der Emporen befestigt sind. Die einfachsten Hutständer zeigen eine glatte Stange mit einem Knopf und eine Stange mit ein Paar Armen; weit schmucker sieht es schon aus, wenn das Ganze aus gewundenen Eisenstangen hergestellt ist (Abb. 238a). Wie die Arme angebracht sind, ist nicht gleichgültig, verschiedene Länge, die Art und Weise der Stellung, die Biegung der Arme, ihre wechselständige Anordnung (im Sinne der botanischen Verwendung des Wortes) können die Anmut schon sehr erhöhen. Noch mehr freilich geschah das durch sparsame Verwendung von Schmuck. Die Art dieses hinzugetanen Schmuckes bildet unter den Hutständern, deren Höhe bei einzelnen 90 bis 107 cm erreicht, verschiedene Untergruppen. Zunächst ist da eine kleine Gruppe, deren Schmuck lediglich in Linienwerk besteht, einige Spiralen sind dem Schaft angefügt, oder er ist samt seinen Armen ganz aus verschlungenen Linien gebildet (Abb. 238c, f) — diese Gruppe findet sich auffallenderweise ebenso wie die eben geschilderten einfachsten Formen des Hutständers und die Hängehalter fast ausschließlich in der Kirchwärder Kirche, die sich durch diese beiden Eigenheiten völlig von ihren Schwestern unterscheidet. Wir sehen sodann schüchterne Versuche der Blumendarstellung, die aber noch nicht darauf ausgehen, bestimmte Pflanzen wiederzugeben, sondern vielmehr an spätgotische Blumenformen erinnern (Abb. 238b, c, d, e). Es folgen die naturalistischen Ständer, in denen Gartenblumen dargestellt sind, erst nur einfach, mit blattlosem Stengel, dann reicher und reicher, mit Blättern, Blattkelchen, Spiralen, Ranken sowie ornamentalem Beiwerk, Tafeln, Kronen und dergl. geschmückt. Entweder ist das Ganze als eine Pflanze gedacht, die in eine oder mehrere Blumen ausläuft — der teinstförmige darunter wohl

Abb. 241e von 1742 in Curslack — oder man hat an einen Strauß aus verschiedenen Blumen gedacht, der durch eine Kartusche, Namentafel, Krone und dergl. zusammengehalten wird (Abb. 241g). Als Ausläufer dieser Blumengruppe kann man ein paar mit der Jahreszahl 1800 bezeichnete, in Alten- und Neuengamme befindliche Hutständer betrachten, bei denen ein Busch das Motiv abgegeben hat, und zwar ist es wohl ein Rosenbusch (die Rosen haben die Form der altväterischen gefüllten Rosen, in denen die zugrunde liegende Form der wilden Rose noch erkennbar ist). Von einem

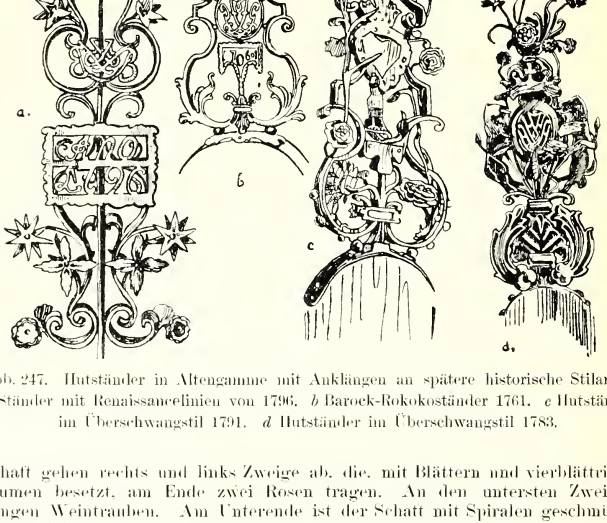


Abb. 247. Hutständer in Altengamme mit Anklängen an spätere historische Stilarten. *a* Ständer mit Renaissancelinien von 1796. *b* Barock-Rokokoständer 1761. *c* Hutständer im Überschwangstil 1791. *d* Hutständer im Überschwangstil 1783.

Schaft gehen rechts und links Zweige ab, die mit Blättern und vierblättrigen Blumen besetzt, am Ende zwei Rosen tragen. An den untersten Zweigen hängen Weintrauben. Am Unterende ist der Schaft mit Spiralen geschmückt (Abb. 243). Ein Lieblingsmotiv der gesamten Vierländer Ornamentik in Intarsien, wie in Stickereien, bildet der sog. „Krutputt", eine Vase in Renaissance, Rokoko oder Zopfstilform, reich mit Blumen besteckt. Natürlich ist dieses Motiv auch in den Hutständern vertreten, es ergab sich hier ja aus dem schon erwähnten Strauß ganz von selbst. Als Hauptmotiv (Abb. 241i) finden wir den „Krutputt" aber merkwürdigerweise nur in der Curslacker Kirche, als Nebenmotiv kommt er in allen Kirchen vor; statt der mit Blumen besteckten Vase finden wir auch einen gewöhnlichen roten Blumentopf mit blühender Pflanze, meist Rose oder Nelke, mehrere Male verwendet (Abb. 248).

Die Vase ist meistens aus zwei Blechen flach dargestellt, bisweilen aber ist sie nur in Umrissen aus Eisenstreifen gebildet, die nur eine Umrahmung für ein oder zwei Monogramme bildet. Die Blumen in der Vase wie im Blumentopf sind ganz naturalistisch, die Stengel hängen, schwingen sich lebhaft, die Blätter wenden sich hier so, dort so, hier sitzen Blüten, da Knospen, da Früchte, auf der Spitze auch noch ein Vöglein.

Ein ganz anderes Bild, als diese ganze, als naturalistisch zusammenfaßbare Gruppe bietet eine merkwürdige, abgesonderte Gruppe von Ständern. Ein mit allerlei Linienornament, Spiralen, Palmetten u. a. besetzter Schaft trägt einen bei dem ältesten Beispiel von 1700 (Abb. 244a) noch schmalen, bei den späteren ziemlich breiten, am Rande zierlich ausgeprägten Reifen, der Namen, Jahreszahl und bisweilen einen bestimmten Tag ausgesägt enthält. Über den Reifen ragt der Schaft ein wenig hinaus als Knopf, bisweilen durch Bügel mit dem Reifen verbunden oder auch als einfache Blumenranke. Am Reifen hängen Hufeisen, Häkchen, einmal ist er noch mit kleinen Rosetten besetzt. Bei einem ist am Schaft noch eine herzförmige Tafel angebracht mit einem breiten Streifen darüber, in den Zacken eingesägt sind, vermutlich die einfache Darstellung einer Krone; Herz wie Krone enthalten Buchstaben. Auffällig ist ferner bei dem Halter Abb. 244b das Vorkommen zweier heraldischen Tiere, eines Löwen und eines vierfüßigen Lindwurms. Ein anderer Ständer von 1756 zeigt einen lübischen Adler mit einer Krone darüber, aus der zwei mit einem Kreuz gekrönte Köpfe (?) hervorgehen. Ein mit der Jahreszahl 1783 bezeichneter Ständer unterscheidet sich von den anderen durch Verwendung von Blumen, die aber recht große Verschiedenheit von den sonstigen Blumen aufweisen, sie sind zierlicher gebildet (Abb. 244c).

Abb. 248. Hutständer. Altengamme 1789.

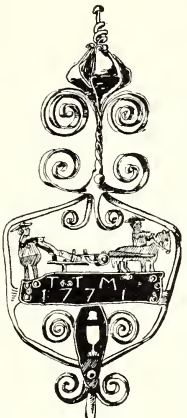


Abb. 249. Hutständer mit Pflügergruppe. Curslack 1771.

Die ganze Gruppe hat im Vergleich zu allen anderen, den naturalistischen, wie den noch zu erwähnenden Rokokoformen, ausgesprochen mittelalterliches Aussehen. Der Zufall fügte es, daß mir in Ludorffs Bau- und Kunstdenkmälern von Westfalen ein paar Wandleuchter in der Kirche in

Ahlen ins Auge fielen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit dieser Gruppe unserer Hutständer zeigen (Abb. 245). Da ist derselbe Reif, Schrifttafel mit ausgesägter Schrift, Linienornament aus schmalen Eisenblechen, alles stimmt überein. Der einzige Unterschied ist die verschiedene Einrichtung des Reifens, hier zur Aufnahme einer Kerze, da zum Aufhängen eines Hutes. Die beiden Leuchter zeigen deutlich, daß wir es in ihren Reifen mit einem Abkömmling der im Mittelalter gern bei Leuchtern als Sinnbild benutzten Krone zu tun haben, und auch der Reifen der Vierländer Huthalter ist gewiß nichts anderes, als eine solche, obschon er meist nicht golden, sondern rot, auch blau, bemalt ist. Das Vorkommen einer Krone als Spitze des Ständers bei einigen Beispielen der Rokokogruppe (Abb. 244e) erhebt es zur Gewißheit, umsomehr als eine dieser Kronen deutlich ihre Abstammung von jenem Reifen zeigt (Abb. 244d). Zwischen den beiden letztgenannten Gruppen und den noch zu erwähnenden stehen ein paar Ständer, die an Renaissance erinnerndes großgeschwungenes Linienwerk mit angesetzten Blumen (Abb. 247a) verbinden; von Naturalismus in Stengeln oder Blattwerk ist keine Rede.

Zeigten schon das Rosenbuschmotiv und der „Krutputt“ die Umwandlung des praktischen Geräts in einen Schmuckgegenstand, so ist das auch hier der Fall, noch mehr bei der nunmehr anzureihenden Rokokogruppe. Zwei Richtungen können wir in dieser unterscheiden: die eine nimmt das aus der Barockschmiedekunst auch ins Rokoko hinübergenommene strengere Linienwerk mit seiner Vorliebe für gebrochene und geknickte Linien, verbunden mit Akanthusblattwerk, mit Lambrequins und dergl. (Abb. 247b), alles symmetrisch geordnet, zum Ausgangspunkt, die andere dagegen das unsymmetrische eigentliche Rokokoornament mit seinem Muschelwerk. Monogramme sind eingefügt, nicht immer schön, ebenso Kronen, Schrifttafeln, auch vereinzelte Blumen; die Spitze bildet ein „Krutputt“, ein Blumentopf oder eine Krone. Das Rokokomuschelwerk ist recht derb gehalten, nicht anmutend, besser ist das geschwungene Blattwerk. Alles ist stark bemalt und verziert.

Aus der Rokokogruppe ist eine andere Gruppe hervorgegangen, die man am deutlichsten als Überschwanggruppe bezeichnen kann. Das dem Wirrwarr zugrunde liegende Motiv ist ein Rokokogerüst, das so von Blumen, besonders Rosen und Nelken, überrankt und durchschlungen ist, daß es bisweilen kaum noch erkennbar ist (Abb. 247c u. d). Dazu kommen wieder Namentafeln, verschlungene Buchstaben, Kronen, bisweilen von Löwen, auch wohl von einer Frauenfigur gehalten, sodann Sprüche, Vögel usw. Besonders merkwürdig ist der Unterteil eines dieser Ständer mit eigentümlichem, vom Oberteil stark abweichendem Linienornament, das stark an neueste, ja übermodernste Formen gemahnt. Ziemlich allein steht endlich ein Ständer in Kirchwärder (Abb. 250), eine Art Rahmen mit gekrausten Blättern nach Art der distelblättrigen Gotik der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, oben geschlossen durch einen Bogen mit gezahntem Rande; im Rahmen die Wappen Lübecks und Hamburgs. Ebenfalls ein einziges Mal kommt die Form eines Hutständers vor, der, aus zwei Blumenstengeln mit Schrifttafel bestehend, auf einer in der Wand befestigten Latte steht (Neuengamme). Als zwei besondere Gruppen könnte man noch die Ständer mit figürlichen Motiven und die mit dem sog. „beiderstädtischen“ Wappen absondern.

Der Hutständer mit figürlichem Schmuck sind nicht viele. Als Tafelhalter dient einmal eine bekleidete weibliche Figur, die wohl ein Engel sein soll, einmal ein nackter Mann mit Krone und Schurz. Die letztere Figur treffen wir noch zweimal, einmal nur am Ornament sich festhaltend, in einem

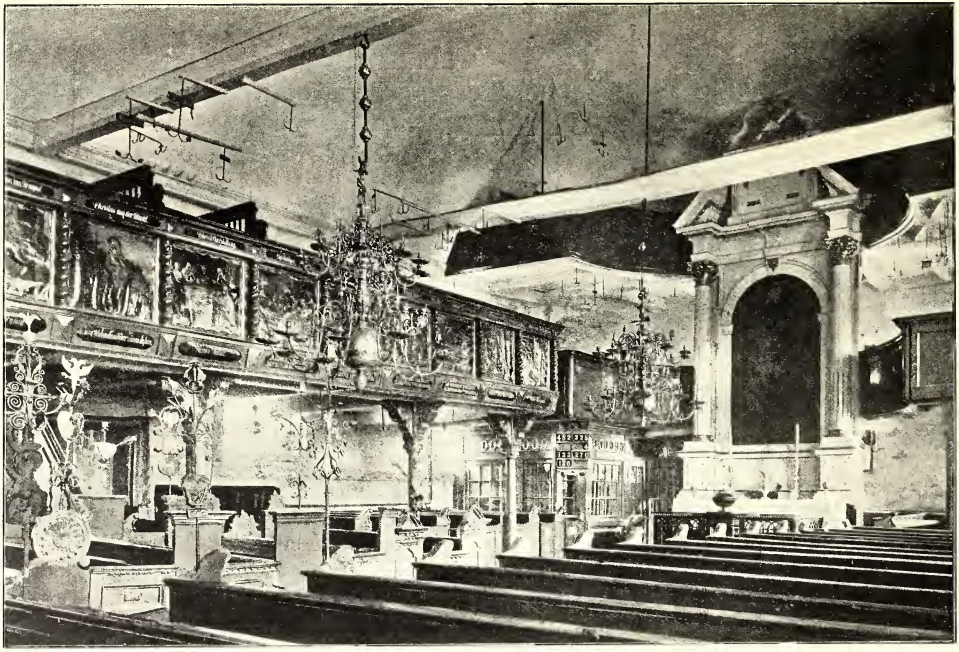


Abb. 250. Inneres der Kirche in Kirchwärder mit Hutständern und hängenden Huthaltern (nach dem Werke: Die Vierlande bei Hamburg, herausgegeben von Karl Griese).

freien Raum für sich stehend (Abb. 248), einmal (sehr einfach aus Blech hergestellt) ohne Krone, aber mit Zepter und Reichsapfel. Wen die Figur darstellen soll, ist zweifelhaft, die Einwohner sollen ihn als König David bezeichnen. Ein paarmal begegnen wir auch einer Fortuna als Spitze des Hutständers. Am eigenartigsten sind die aus dem Leben genommenen figürlichen Darstellungen zweier Ständer in Curslack. Da sehen wir einmal neben ziemlich einfachem Spiralwerk die Darstellung eines pflügenden Bauern; auf dem Pferde sitzt noch ein Knecht (Abb. 249). Der Bauer, Knecht und das Pferd sind aus Blech geschnitten, nur die Arme sind, für sich geschnitten und frei herausgebogen, dem Körper angefügt, und der Hut, ein Dreispitz, ist den Figuren plastisch aufgesetzt. Der Pflug ist aus lauter einzeln für sich geschnittenen Teilen zusammengenietet. Die andere Figurendarstellung befindet sich in der Mitte eines sehr hohen Huthalters in strengem Barock-Rokokostil, sie enthält zwei Bauern in einem landesüblichen Ewer, dem Marktschiff der Vierländer, mit Segel und Steuer versehen. Das Schiff ist aus Blech zusammengesetzt, die Figuren sind vollkörperlich. Das sogenannte „beiderstädtische" Wappen, das manche Hutständer ziert, ist die Vereinigung der Wappen der Städte Hamburg und Lübeck. Das Wappen des Landesherrn ist ja ein gern benutztes Motiv der volkstümlichen Kunst, und die Vierlande gehörten bis zum Jahre 1868 jenen beiden Städten gemeinsam. Sie wurden im Frieden von Perleberg 1420 vom Herzog von Lauenburg nach Verlust seiner festen Plätze Bergedorf, Riepenburg und Nettelnburg den siegreichen verbündeten Hansestädten abgetreten. 1868 löste Hamburg Lübecks Ansprüche durch eine Geldentschädigung ab. Den Lübecker Adler und die Hamburger Burg finden wir in allen vorhin genannten Gruppen hier und da mit den übrigen Motiven verbunden, meist freistehend, nicht im Wappenschild, nebeneinander (Abb. 246), übereinander oder voreinander gestellt. Die von den Bergedorfer Briefmarken her bekannte Form des „beiderstädtischen" Wappens, bestehend aus einer Nebeneinanderstellung des halben lübischen Adlers und der halben hamburgischen Burg in einem Schilde kommt selten vor, der Geschmack der Vierländer fand die andere Art der Darstellung ihres Untertanenverhältnisses schöner. Merkwürdig scheint, daß der lübische Adler auch allein vorkommt, das Wappenbild Hamburgs, die Burg, nie — das ist auch meist in der Vierländer Ornamentik so. Es erklärt sich das dadurch, daß das Motiv des lübischen Adlers mit dem in allen deutschen Bauernstilen höchst beliebten deutschen Reichsadler, der mit ihm bis auf den Herzschild mit den lübischen Farben ja völlig formengleich ist, zusammengeworfen wurde.

Versuchen wir zum Schlusse uns über die Entwicklungsgeschichte des Vierländer Huthalters Klarheit zu verschaffen. Er ist hier, wie anderswo entstanden, als die Mode gewordene Huttorm der Spätrenaissance und des Barock wegen ihrer Größe oder Steifheit es empfahl, ihm während des Gottesdienstes einen festen Platz zu geben, statt ihn in der Hand zu behalten oder neben sich auf die Bank zu legen, vermutlich seit Anfang oder Mitte des 17. Jahrhunderts. Die älteste Form ist gewiß überall ein einfacher Nagel, Haken oder Pflock in der Wand oder an der Bank gewesen, zu dem hier und da sich einmal eine stehende Stange gesellte; auch in den Vierlanden wird es so gewesen sein. Im Vierländer Hause ist es dabei geblieben, in der Wand oder in den sichtbaren Balken der Decke, die auch durch untergenagelte Brettchen zu Aufbewahrungsorten allerlei anderer Sachen gemacht worden sind, finden wir einfache Haken, eiserne oder aus Messing; letztere mit hübscher Platte, obschon wohl nur für Kleidungsstücke bestimmt, auch am blauen Hamburger

Rokokoofen, wie er in den Vierlanden beliebt war. (Eine schöne Huthalterform findet sich in Sylter Häusern, eine messingene flache Lilienform, auf einen geraden, kurzen, in die Vertäfelung eingefügten Metallstab aufgesetzt.) Etwas Schmuck gesellte sich in der Kirche hinzu, erst einfaches Linien-, Spiralwerk, Blattwerk, sowie an der Spitze ein Knopf oder später eine kleinere oder größere ornamentale Blume, an Renaissanceblumen anklingend. Einfache, allmählich auch bereicherte Arme mögen früh, je nach Bedarf, hinzugekommen sein. Dann aber scheint ein Eindringling sich eingefunden zu haben: der Ständer mit reifförmiger Krone, nennen wir ihn kurz Kronenständer.

Der mit der Jahreszahl 1700 bezeichnete Kronenständer (in Neuengamme) ist der älteste bezeichnete Ständer überhaupt. Damit ist zwar nicht gesagt, daß er der älteste ist oder war. Die einfachen Ständer, auch die mit einfachen Blumen, tragen keine Jahreszahl, es sei denn, daß ihnen später eine angehängt oder aufgemalt wurde. Vermutlich hat dieser Ständer (oder ein ihm ähnlicher, aber verschwundener) die Sitte erst aufgebracht, seinen Ständer mit Namen und Jahreszahl zu versehen, wie er überhaupt den Anstoß zu der ganzen späteren reichen Entwicklung gegeben zu haben scheint, die erst nur langsam, dann, als es offenbar Ehrensache geworden war, einen recht schönen Hutständer in der Kirche sein nennen zu können, schnell vor sich ging. Wie ist aber dieser alte Kronenständer entstanden? Jeder unbefangene Beschauer wird ihn für einen Kirchenleuchter halten und ein solcher hat ihm auch vermutlich zugrunde gelegen. Wie aber mag das gekommen sein? Man könnte sich denken, daß irgendwo in einer Kirche, die etwa mittelalterliche Leuchter in der Art der erwähnten in Ahlen besaß, die Bauern solche als Huthalter benutzten — oder es hat vielleicht ein hernach in den Vierlanden ansässiger Schmied irgendwo auf der Wanderschaft eine solche Benutzung gesehen und die Schmuckart eines solchen „unfreiwilligen" Huthalters auf die Vierländer Hutständer übertragen.

1707, 1708 folgen die nächstältesten Kronenständer, schon sehr bereichert. In ziemlich weitem Abstande folgt der erste mit Jahreszahl versehene Blumenständer von 1742, im Aussehen nahestehend, mit deutlicher Schwertlilie, und von da an mischen sich Kronen- und Blumenständer. Seit den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts kommen die Rokokoformen, die Überschwangformen, sowie um die Jahrhundertwende die Wappenständer hinzu, im 19. Jahrhundert der „Krutputt" in der Verwendung als Hauptmotiv. Mit den 40er, 50er Jahren scheint die Herstellung künstlerisch beachtenswerter Formen aufgehört zu haben, die mit späteren Jahreszahlen versehenen sind wohl älter als die angehängte oder aufgemalte Jahreszahl, wie das auch bei Vierländer Möbeln durch Einsetzen neuer Intarsia geschieht.

Leider ist die Schmiedekunst in den Vierlanden nicht so lebensfähig geblieben wie die Einlegekunst, die heute noch geübt wird. Ihre Verwendung war ja nicht so reich, Metallbeschlag, Eisengerät fielen leichter der Stadt zu als die Möbel, die auch in ihrer Eigenart, in ihren Motiven weit inniger mit dem Leben, insbesondere mit der Sitte und dem Gemütsleben zusammenhingen.

Sehr anregend dürfte es sein, die Personenfrage der Hersteller aufgeklärt zu sehen, was wohl einmal gelingen wird. Es müßte reizvoll sein zu beobachten, wie eine neue Persönlichkeit neue Motive, neue Formgedanken in die Entwicklung brachte. Die älteren Kronenständer stammen ersichtlich von zwei oder drei Meistern, ebenso lassen sich unter den Rokoko- und Überschwangformen mehrere bestimmte Meister unterscheiden. Offenbar ist nicht immer der Schmied des betreffenden Ortes der Hersteller der Huthalter seiner Kirche, sondern entweder hat ein Bauer auch wohl einmal in einem

andern Dorfe einen Meister, dessen Art ihm besser gefiel, beauftragt, oder er hat den Halter von dort geschenkt erhalten. Was der bestimmte Tag bedeutet, der bei einigen Kronenständern ältester Form vorkommt, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, ob es der Geburts-, Hochzeitstag oder der Tag der Übernahme des Hofes ist.

Hamburg 1903. O. Schwindrazheim.

Das Rathaus in Emden.

In schwerer, von Pest und Krieg bedrohter Zeit beschloß im Jahre 1571 der Rat der Stadt Emden, für die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung ein neues, großartiges Rathaus zu erbauen. Ein niederländischer Künstler, Meister Arends aus Delft, entwarf den Plan „nach dem Muster des Rathauses in Antwerpen", das, in den Jahren 1561 bis 1565 von Cornelius de Vriendt errichtet, bald nach seiner Vollendung von den Spaniern zerstört wurde. Mit dem im Jahre 1581 wieder aufgebauten und jetzt noch vorhandenen Rathause in Antwerpen hat das Emdener Rathaus, abgesehen von der Dachgalerie, wenig gemein. Als man den Grundstein legte, gehörte die Stadt zur Grafschaft des Reiches in Ostfriesland. An der Spitze ihrer Verwaltung stand Petrus Medmann, der Freund Melanchthons, ein Magister der freien Künste, der, 1548 von der Gräfin Anna nach Ostfriesland gerufen, im Jahre 1553 zum Bürgermeister ernannt worden war. Ihn haben wir als die Seele und Triebfeder des neuen Bauunternehmens anzusehen. Das Rathaus ist in den Formen der niederländischen Renaissance errichtet. Seine einem größeren Platze und dem Ratsdelft, einem tiefen Wasserlaufe, zugekehrte Westseite ist ganz mit Bentheimer Sandsteinen verblendet. Diese Front, die sich in ganzer Ausdehnung dem Auge des Beschauers darbietet, hat der Architekt reich geschmückt, die übrigen, einem Gewirre von engen Straßen zugewandten Seiten dagegen sind viel einfacher gehalten. An ihnen überwiegt der Backstein, das einheimische Baumaterial. Das in Holz ausgeführte Hauptgesims ruht auf zierlichen Steinpfeilern, es überdeckt einen Gang, der die vier Seiten des Gebäudes umzieht. Eine nicht in die Mitte des Rathauses gelegte überwölbte Durchfahrt, durch welche eine alte städtische Straße führt, durchschneidet die unteren Geschosse. Wie verschieden ist dieser Bau von den Rathäusern der gotischen Zeit! Das Trutzige, Wehrhafte ist verschwunden und hat anmutigeren Formen Platz gemacht. Wo ehemals Gewappnete sich zusammenscharten, um den Wachtdienst zu versehen, legen hier Kaufleute und Gewerbetreibende ihre Waren aus. Wo sonst hinter Zinnen Wehrgänge sich hinzogen, da wandeln jetzt in überdachtem, zierlichem Gange die Bürger, um nach langer Beratung Luft zu schöpfen. Im tiefen Keller aber, wohin nur selten der Strahl der Sonne dringt, ruhen, in Bänder und Dauben gebannt, die wahren Freudenspender und Sorgenbrecher, die, wenn die eigene Kraft versagen will, aufrichten und anfeuern, dem Beschränkten Einsicht und dem Ratlosen die rechte Erleuchtung bringen.

Das Baukapital wurde von vermögenden Besitzern in Ostfriesland, Bremen, Kassel und Westfalen zu 5 bis 8 v. H. Zinsen angeliehen, das Baumaterial zum großen Teile aus dem Lande des Bischofs von Münster bezogen, dessen Wohlwollen die Emdener durch eine große Sendung von Heringen zu erwerben wußten. Im trifolium anreum des Bürgermeisters Timon

Abb. 251. Das Rathaus in Emden. Ansicht von der Ratsdelft.

Rudolphi besitzen wir noch eine Zeichnung des Rathauses aus dem Jahre 1573 (Abb. 252). In dieser erkennen wir deutlich einige Abweichungen vom heutigen Zustande. Verschwunden sind die auf jener Abbildung erkennbaren ebenerdigen Lauben zu beiden Seiten der Durchfahrt, vergangen ist der

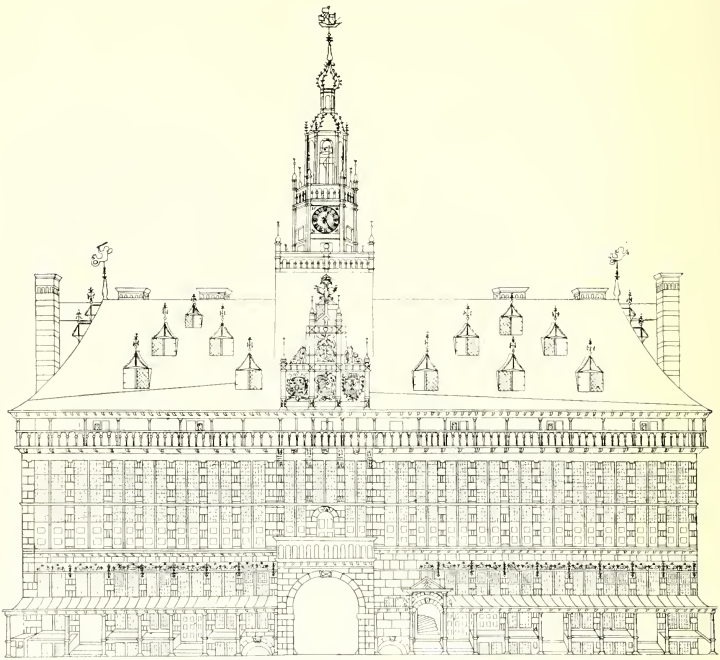


Abb. 252. Das Emdener Rathaus 1573.
Aus dem trifolium aureum des Bürgermeisters Timon Rudolphi.

reiche Goldschmuck an den Ornamenten, an den Spitzen und Kantenblumen des Daches und des Turmes.

In den ausgedehnten Kellern des Rathauses schenkte man ehemals Bier und Wein. Die beiden Geschosse über der Erde waren vermietet. Hier wohnten, ein Jahrzehnt nach der Vollendung des Hauses, ein Apotheker und Zuckerbäcker, ein Manufakturwarenhändler, daneben ein Krämer — Gewerbetreibende und Händler, die ihre Waren unter den gedeckten Lauben den Vorübergehenden zur Schau stellten. Dem öffentlichen Gebrauche diente nur das hohe Hauptgeschoß sowie ein großer niedriger Saal im Dachraume. Den Aufgang vermittelte von der Durchfahrt her eine Nebentreppe

und von der Westseite her die mit einem schönen Portal geschmückte Haupttreppe. Diese letztere liegt in einem mit zierlichen Netzgewölben überdeckten Treppenhause. Sie mündet, oben abgeschlossen durch einen eichenen Windfang, in den Rummel, einen Raum, der ehemals bis zu der mit einem großen Kamin versehenen Südwand des Rathauses reichte. Seine sichtbaren eichenen Deckenbalken ruhen auf reichen Sandsteinkonsolen. Außer dieser großen Halle hatte das Geschoß nur noch wenige Räume, die sämtlich den Bedürfnissen der Stadtverwaltung dienten. Von ihnen werden genannt die Raedt- oder Rechtkamer, die Secretkamer, die Dienerkamer, die Schryfkamer (Abb. 253). Die Raedtkamer lag nördlich von der Vorhalle und war von dieser aus unmittelbar zugänglich, die Secretkamer wahr-

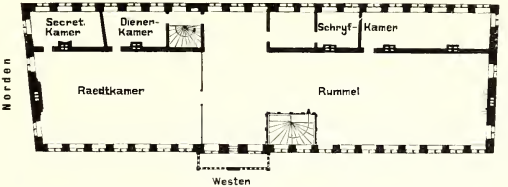


Abb. 253. Mutmaßlicher früherer Grundriß des Hauptgeschosses.

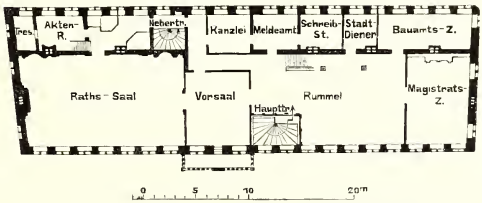


Abb. 254. Jetziger Grundriß des Hauptgeschosses.

scheinlich in der nordöstlichen Ecke des Baues, daneben, an der Wendeltreppe, die Dienerkamer, und östlich von der Vorhalle die Schryfkamer.

Besser als über die Raumverteilung unterichten uns die erhaltenen Nachrichten über die Ausstattung der Säle und Zimmer. Wir erfahren, daß die Wände des Rummels (Abb. 255) mit Seekarten bedeckt waren, daß in der Raedtkamer feines rotes Tuch die Wände überzog, die unteren Teile derselben eichenes Getäfel bekleidete und vor den Glasmalereien seidene Gardinen hingen. An der Nordwand lag der große Kamin. In diesem Saale hielten die städtischen Gerichtsherren Gericht über Leben und Tod. Darauf deutete an der Wand ein Schrank mit Schwertern und darüber der Spruch:

Dat gerichte Ampt is Gades
Und he is mit uw im Gerichte.

Die Secretkamer barg große Schränke und hatte ebenfalls einen Kamin. Ihre Wände waren, wie die der Raedtkamer, mit kostbaren Stoffen

und Täfelungen bekleidet. Eine ähnliche Ausstattung zeigte die Schryfkamer. Balken und Bretter der Decken trugen, wenigstens in den Haupträumen, farbige Bemalung. Von der Börgerkamer im Dachraume, dem öffentlichen Versammlungslokal der Bürger, war der sich unter dem Dachgesims hinziehende Wandelgang unmittelbar zugänglich. Seit dem Jahre 1580 wurden in dieser Kammer die Waffen der streitbaren Bürgerschaft aufbewahrt, Vollrüstungen, Panzer, Helme, Schilde, Schwerter, Morgensterne, Piken, Hellebarden, Spieße, unzählige Feuerwaffen — eine reichhaltige Sammlung, die sich im Laufe der Zeit stark vermehrt hat. Bald darauf, als die Bedürfnisse der städtischen Verwaltung sich vermehrten, schränkte man den Rummel ein und schuf durch Einziehen leichter Wände abgesonderte kleinere Räume. Die Schryfkamer wurde durch eine Balkenlage geteilt, und über ihr gewann man eine Reihe von Zimmern, die jetzt von einer in den Rummel hineingebauten Galerie aus erreicht werden, zu der eine Treppe führt. Im südlichen Teil des Rummels wurde ein Zimmer für den Magistrat abgeteilt und neben dem Windfange ein Vorraum für den Ratssaal. Der östliche Teil wurde eingeschränkt bis auf einen schmalen Gang, in dem sich eine schöne alte Tür befindet. Bei diesem Umbau gingen leider einige von den schönen Konsolen der Deckenbalken verloren, und wurde im Magistratszimmer eine neue Bretterlage unter die Balken genagelt. Auch die kleineren Zimmer erlitten Veränderungen. In der Zopfzeit endlich wurde auch der Ratssaal gründlich umgebaut unter Beseitigung seiner gesamten ehemaligen Ausstattung. Vielleicht zu derselben Zeit überzog man, was im Rummel sich noch an alter Malerei erhalten hatte, mit weißer Tünche. Später richtete die Stadt in einem Teile des Kellergeschosses und in den beiden unteren Geschossen Dienstwohnungen für Beamte und Zimmer für verschiedene Verwaltungszweige ein und vermietete eine Anzahl von Räumen an die Reichsbank. Mag nun auch bei allen diesen Umbauten vieles verloren gegangen sein, so erfreut sich doch die Stadt Emden noch heute einer großen Zahl von Kunstwerken, die wie zu alter Zeit im Rathause, für das sie geschaffen wurden, sorgsam bewahrt werden. Viele alte Bilder schmücken die Wände der größeren Räume und des Rummels. In diesem hängt das Modell eines ehemaligen Emdener Kriegsschiffes, im Magistratssaale ein alter Kronleuchter aus Messing. Hier werden auch die Richtschwerter bewahrt und der wertvolle Silberschatz, der noch in neuester Zeit bereichert worden ist. Den kostbarsten Schmuck des Hauses aber bilden die jetzt in der Waffenhalle im Dachbodenraume untergebrachten alten farbigen Fenster. Früher waren die sämtlichen Fenster der Westfront farbig verglast, in jedem Flügel befand sich eine Darstellung aus dem ersten Buche Moses. Die in der Waffenhalle angebrachten acht Halbfenster, ursprünglich vielleicht in der Secretkamer, gehören zu dem Wertvollsten, was wir auf dem Gebiete der profanen Glasmalerei besitzen. Sie verdienen an sicherer Stelle als kostbare Kleinode der edlen Kunst der Glasmalerei gehütet zu werden.

Der stolze Bau des Emdener Rathauses zeigt schwere Verletzungen. In den unteren Stockwerken sind in einigen Fenstern die feinen Umrahmungen durch Anarbeiten von Schrägen und Einsetzen von groben Vergitterungen zerstört. Das erst im Jahre 1734 hinzugefügte Risalit der Westfront ist von oben bis unten mit dunkelgrauer Ölfarbe gestrichen. Viele Steine der Verblendung, besonders die Oberglieder der weit vorspringenden Gesimse, sind zerfressen, ausgewaschen, durch den Frost gesprengt, oder haben sich in eine lockere Substanz verwandelt. Die auf eine bedeutende Länge freistehenden,

vielleicht mit den Deckenbalken nicht verankerten oberen Teile der Westmauer sind an einigen Stellen nach außen, anderswo nach innen gewichen. Hierbei ist die Dachgalerie verzerrt und verschoben, die bleierne Dachrinne zerrissen worden, ein Vorgang, der wieder die Zerstörung des hölzernen Hauptgesimses verursacht hat. Der Turm ruht auf starken Hängewerken, deren Spannbalken zerrissen sind. Er hat sich nach dem Verfaulen seiner Grundschwellen stark geneigt und ist in seinem Gefüge so stark gelockert, daß das Regenwasser durch Spalten und Risse frei in das Innere dringen kann. Auch die Eindeckung der Dach-Erker und des großen Daches ist schadhaft. Diese Schäden beabsichtigt die Vertretung der Stadt Emden,

Abb. 255. Der Rummel im Rathause in Emden.

unter Führung des Oberbürgermeisters Fürbringer, zu beseitigen und damit dem Fortschreiten des Verfalles ein Ende zu bereiten. Von Veränderungen der Fronten soll hierbei abgesehen werden. Nur die zerstörten Steine sollen beseitigt und durch neue ersetzt, die weit vorspringenden Gesimse wiederhergestellt und mit Blei abgedeckt werden. Das Gold und die Bemalung der Wappen ist nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Der größte Teil des Hauptgesimses muß erneuert, das Dach umgedeckt, der Turm ganz abgebrochen und nach besseren Methoden mit Schiefer und Blei beschlagen werden.

Im Innern werden sich die Wiederherstellungsarbeiten auf das Treppenhaus und einige Räume des Hauptgeschosses beschränken. Es wird beabsichtigt, die Waffensammlung, die wegen der Arbeiten im Dachraum doch ausgeräumt werden muß und auch in dem schlecht beleuchteten niedrigen Saale nicht recht zur Geltung kommt, anderweitig unterzubringen,

die kostbaren Fenster aber, die bei einem größeren Dachbrande die schwersten Schäden davontragen, wahrscheinlich ganz zerstört werden würden, in geeignete Öffnungen des Hauptgeschosses einzusetzen. Unmöglich und untunlich ist es, aus Gründen, die einer Darlegung in diesem Blatte nicht bedürfen, im Hauptgeschosse auch nur in den größeren Räumen eine Wiederherstellung des ehemaligen Zustandes in allen Teilen durchzuführen. Nur einige Einbauten im Rummel, und zwar die Kanzlei, der über dieser befindliche Raum und die Wände des Vorsaales sollen beseitigt werden. Da die Stadtvertretung den letzteren nicht ganz entbehren kann, so wird beabsichtigt, durch Aufstellung von freistehenden Holzschranken, die den Anblick der Decke nicht hindern, den erforderlichen Raum abzutrennen. Notwendig erscheint es auch, die Galerie nebst Treppe im Rummel zu beseitigen und in ansprechenderen Formen neu zu errichten, außerdem auf Brettern und Deckenbalken die alte Malerei nach den vorhandenen Spuren aufzufrischen. Im Magistratssaal, wo die Steinkonsolen der Balken noch sichtbar sind, wird es sich verlohnen, die Decke in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen und, zur Hebung der Behaglichkeit, die unteren Teile der Wände mit Holzgetäfel zu bekleiden. Der jetzt nüchtern und kalt wirkende Ratssaal bedarf einer Bemalung umsomehr, als im Rummel, im Magistratszimmer und im Treppenhause der ehemaligen farbigen Ausschmückung wieder zu ihrem Rechte verholfen werden soll.

Kommen die geplanten Arbeiten zur Ausführung, so wird der Bestand des schönen Rathauses in Emden hoffentlich auf viele Jahre gesichert, der wichtigste Teil des Innern aber von allen jenen Zutaten befreit sein, die jetzt, ärmlich, plump und entbehrlich, die alten schönen Formen verdecken.

Bremen, im Juli 1900. E. Ehrhardt.

Streifzüge durch Alt-Holland.

I. Das Museum in Edam, ein altholländisches Bürgerhaus.

Das Städtchen Edam in Nordholland, einst eine der Handelsstädte, welche das holländische Binnenmeer, den Zuidersee, umgeben, führt im Wappen unter drei Sternen mit Fug und Recht den Stier. Stammte doch sein Wohlstand hauptsächlich von der Ausfuhr des in den reichen Marschen der Umgebung hergestellten Käses, der noch heut Edamer genannt wird. Jetzt etwa eine Stunde vom Meere entfernt gelegen, teilt Edam das Los so mancher altholländischen Handelsstadt, zu einem abseits der großen Verkehrswege liegenden Landstädtchen herabgesunken zu sein, das sich recht gut als Sommerfrische für Maler eignet und auch als solche besucht wird. Beherbergt die freundliche saubere Stadt doch noch manches eigenartige Giebelhaus in seinen Straßen. Die Grachten und Baumanlagen der früheren Festungswerke bieten so malerische Ansichten, und die benachbarten Fischerdörfer Volendam am Seedeich und Marken auf dem gleichnamigen Eiland laden zum Besuche ein und geben so vielfache Anregung zu Studien für Landschaften und Trachtenbilder.

Dem Architekten bietet Edam in seinem Museum ein bisher wenig bekanntes Kleinod alter bürgerlicher Baukunst, ein vollständig erhaltenes altholländisches Bürgerhaus. Am Damplein dicht an der alten Schleuse im Mittelpunkte der Stadt gelegen, hatte der am Schlusse des Mittelalters er-

richtete Bau durch sein Äußeres schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als derselbe 1893 unter den Hammer kam und in andere Hände übergehen sollte, entschloß sich die Gemeinde zum Ankauf und zur Wiederherstellung zunächst der beiden Giebel. Nachdem dann weiter die Verschläge im Innern, welche der letzte Besitzer für seinen Gewerbebetrieb eingerichtet hatte, abgebrochen wurden, fand sich, daß hinter dem Latten- und Plankenwerk die Fußböden, Decken und Wände des alten Baues nahezu unversehrt erhalten waren. Demnach bedurfte es nur der Bloßlegung und geringer Wiederherstellungsarbeiten an diesen Bauteilen, um im Erdgeschoß ein getreues Bild einer alten Hauseinrichtung herzustellen. So wurde zunächst dieses Geschoß als Museum eröffnet, während der geräumige Saal des ersten Stockwerkes als Zeichenschule diente. Als die unter Leitung des Vorstehers Tuyn aufblühende Anstalt durch weitere Zuwendungen größeren Umfang annahm, wurde auch das obere Geschoß für die Aufnahme von Bildern, Zeichnungen, Kupferstichen usw. herangezogen, während das Erdgeschoß nunmehr um so einheitlicher als das Abbild eines alten Wohnhauses eingerichtet bleiben konnte.

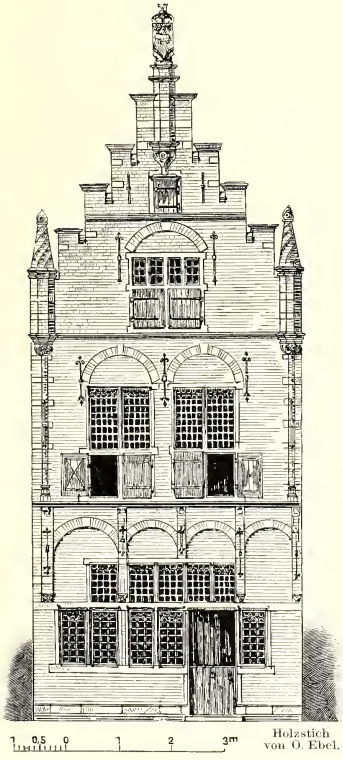


Abb. 256. Straßengiebel des Museums in Edam.

Das Häuschen kehrt entsprechend der Mehrzahl der nordischen mittelalterlichen Stadthäuser seine Schmalseite und den Giebel der Straße zu und weist bei rund 5 m Breite etwa 15.5 m Tiefe auf (Abb. 256, 262 u. 263). Das Konstruktionsgerüst besteht aus acht ungleich breiten Fachen. Die die Fache trennenden Hauptbalken sind in beiden Geschossen verdoppelt aus starkem Eichenholz hergestellt und lagern vermittels Sattelhölzern und Kopfbändern auf Stielen, die vor den Brandmauern aufgestellt sind. Die Bohlen der Dielung werden von sehr schmalen aber eng aneinandergerückten Hölzern getragen, die quer zur Richtung der Hauptbalken gelegt sind. Es ist dies eine für die geringe Spannweite überflüssig starke Deckenausbildung, welche übrigens auch bei Sälen von erheblicheren Abmessungen, so in Rathäusern, Gildehäusern und Stadtwagen im Mittelalter

in Holland die Regel bildete. Der Dachstuhl ist entsprechend der damaligen Gewohnheit als liegender Dachstuhl ausgebildet. Die aus krummem Holze gefertigten Binderstreben sind zweimal mit der Drempelmauer durch Holzzangen verbunden. Die oberen Zangen reichen durch das Mauerwerk hindurch und tragen außen die hölzerne Dachrinne (Abb. 260).

Bei der Entfernung der alten Tünche in der Diele (dem Voorhuis) kam die Zeichnung eines Schiffes zum Vorschein. Dies gab zu der Annahme Veranlassung, daß ein Schiffer, vielleicht ein Walfischfänger einst Bewohner oder gar Erbauer des Hauses gewesen sei. Tatsache ist, daß Edam im 17. und 18. Jahrhundert bei der Grönlandfahrt der Holländer stark beteiligt war. Wenngleich keine der Öffnungen im oberen Stockwerke bis zum Fußboden des Geschosses heruntereicht und somit keine Einrichtung zum Einbringen der Waren von der Straße unmittelbar nach oben vorhanden war, scheint das erste Stockwerk doch von alters her nur aus einem Raume bestanden zu haben, der kaum eigentlichen Wohnzwecken gedient haben mag. Vielmehr sind alle zum täglichen Leben notwendigen Räume im Erdgeschosse (Abb. 262) vereinigt.

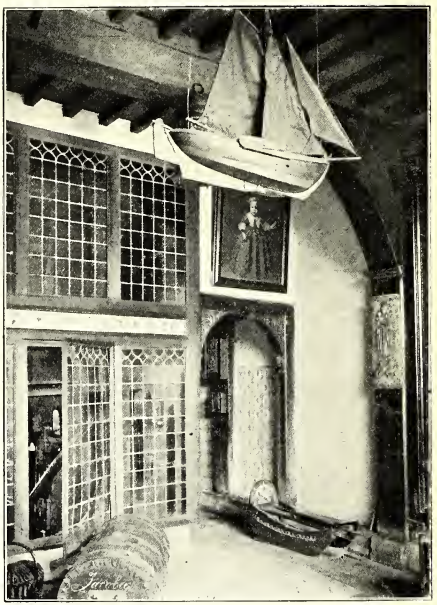


Abb. 257. Voorhuis des Museums in Edam.
Blick nach der Kelderkamer und den Upkamers.

Das Voorhuis, die Diele, wird zugleich als Eingangshalle, als Empfangsraum und als Geschäftsraum gedient haben. Von ihm führt eine steile Wendelstiege nach dem Saal im oberen Geschoß und weiter nach dem Dachboden. Sie liegt so nahe dem Eingange, daß der Verkehr nach oben mit dem im inneren Hause sich nicht kreuzt. An der Rückwand der Diele öffnet sich rechts ein schmaler Gang, der an der Hoftür endet und vermittels Treppchen und Türen den Zugang zu der Kelderkamer, der Achterkamer und den beiden Upkamers vermittelt. Die vordere Upkamer ist noch vermittels eines schmalen Treppchens von der Diele unmittelbar zugänglich

(Abb. 260 u. 264). Die zwischen dem Voorhuis und der Achterkamer liegenden Räume erhalten nur mittelbar von der Straße und dem Hofe Licht und Luft. Um noch möglichst viel Licht einzulassen, sind die Zwischenwände ganz in Glasfenster aufgelöst. Der Schnitt Abb. 264 gibt eine Vorstellung, wie die Fensterhöhe der etwa 80 cm in den Erdboden eingesenkten Kelderkamer dadurch vergrößert ist, daß die Decke an den Fensterseiten schräg nach oben geführt wurde. In den Upkamers ist diese Schräge durch Fensterbänke verdeckt, welche zugleich als Truhen dienen. Die Kelderkamer, welche als Küche und Speisezimmer diente, steht wieder durch eine kleine Stiege mit einem Kellerraum in Verbindung, welcher unter dem Voorhuis liegt, aber nicht die ganze Tiefe des letzteren einnimmt. Grund hierfür mag der Umstand gewesen sein, daß es sich nicht empfahl, die Breite des Deiches, auf dem das Haus steht, unnötigerweise weiter zu verschwächen. Der Keller reicht jedenfalls bis ins Grundwasser hinein, muß aber in seinen Wandungen und in der Sohle gut gedichtet sein, da er vollständig trocken ist. Dagegen erscheint die Annahme, daß der Keller schwimmend eingerichtet ist und sich mit dem Stande des Grundwassers hebt und senkt, nicht begründet, da nach den vorgenommenen Messungen die Decke mit dem Fußboden des Voorhuis fest verbunden ist.

Abb. 258. Achterkamer. Blick nach innen.

Während die Anlage von Upkamers im nordwestlichen Deutschland, z. B. Osnabrück und in Bremen vielfach vorkommt (vergl Osnabrücker Bürgerhäuser von Friedr. Schultze, Zeitschrift für Bauwesen Jahrg. 1894 und Alt-Bremen von Mänz in „Bremen und seine Bauten"), scheint die Einrichtung der Kelderkamer als Küche und Speisestube eine besondere Eigentümlichkeit Hollands zu sein. Die Einsenkung in den Boden wird notwendig, wenn man den Raum unter den Upkamers ausnutzen will und die Höhe des

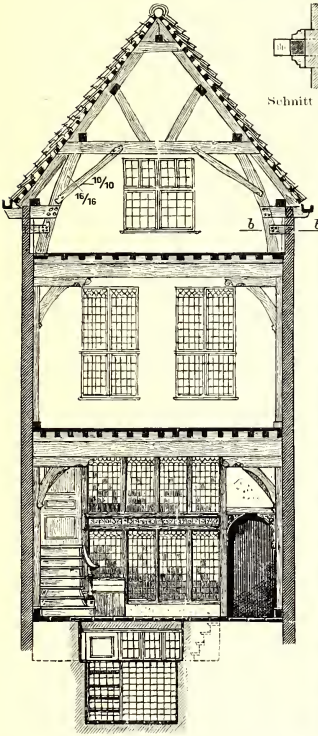
Erdgeschosses 4.30 m nicht erreicht. Sie findet sich auch in der benachbarten Stadt Hoorn, in einem 1612 erbauten Hause „in de frachtwagen“, wo diese Kelderkamer noch heute als Eßzimmer der Familie des das Haus bewohnenden Handwerkers benutzt wird. Auch in der holländischen Stadt Schleswig-Holsteins, in Friedrichstadt, war noch 1902 in einem jetzt abgebrochenen Hause eine Kelderkamer vorhanden, welche als Küche eingerichtet war.

Die einzelnen Wohnräume sind bereits durch die aus ihrer Zweckbestimmung sich ergebenden baulichen Anlagen auf das eigenartigste ausgestaltet. So erhält das Voorhuis seinen Charakter durch das viele von der Fensterwand einströmende Licht, den Aufgang nach dem Oberstock, die reich durchbrochene Innenwand, den offenen Bogen des Seitenganges und das Treppchen zur Upkamer. Das braune Eichenholz der Decke, der Ständer, der inneren Fensterrahmen und des Türrahmens des Ganges heben sich kräftig von den jetzt weiß getünchten Putzwänden ab. Der schmale Wandfries zwischen den Fenstern der Kelderkamer und der Upkamer ist durch eine Reihe glasierter verzierter Kacheln belebt. Während die Sattelhölzer der Decke noch mit mittelalterlichen Kerbschnitten und Rosetten verziert sind, wird der Rundbogen über der Fluröffnung durch zwei geschnitzte Köpfe und ein Renaissanceraukenwerk geschmückt. Man sieht auf der Abb. 257 zugleich, wie das Paneel des Ganges weiterhin mit farbigen gemusterten Fliesen belegt ist, wie der Raum jetzt mit allerhand kunstvollem Hausrat gefüllt wurde, z. B. mit einem geschnitzten und bunt bemalten Kinderschlitten, mit einer Schifferkiste, mit einem von der Decke herabhängenden Schiffsmodell und dergl. mehr.

Abb. 259. Achterkamer. Blick nach außen.

Die Achterkamer an der Hofseite erhält ebenfalls ihr Gepräge durch die mit Fenstern (Abb. 261) stark durchbrochene Außenwand und die gegenüberliegende in zwei Fensterreihen aufgelöste Innenwand. Zu beachten

ist dabei, in wie zweckdienlicher Weise die Außenfenster an dem Fenstertische bis zur Tischplatte heruntergezogen sind, während neben der Bettstatt nur Oberfenster angelegt sind (Abb. 259). Diese Bettstatt ist schrankartig



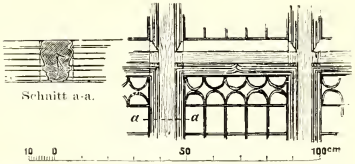
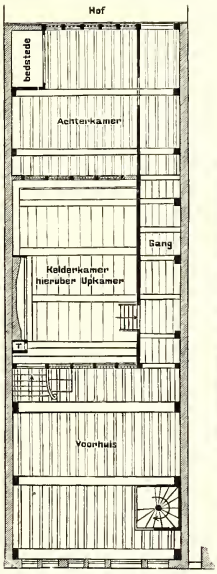
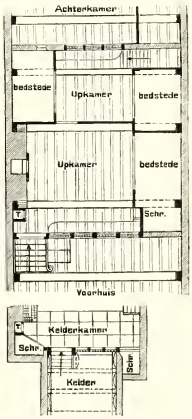


Abb. 261. Teil der Hoffenster in der Achterkamer.



T. Torfschacht.
Schr. Schränke.



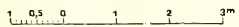


Abb. 260. Querschnitt durch das Voorhuis.

Abb. 262. Erdgeschoß in Höhe der Kelderkamer.

Abb. 263. Erdgeschoß in Höhe der Upkamer und Kellergeschoß.

Museum in Edam.

fest eingebaut. Die Schranktüren sind mit gotischem Rollwerk reich geschnitzt. Jedenfalls war diese Bettkoje bestimmt, als Fremdenbett eines angesehenen Gastes zu dienen. An dem einen Deckenbalken ist an Stelle der Sattelholzstrebe eine geschnitzte Mannsfigur angebracht, mit Wams und kurzer Hose

bekleidet (Abb. 258.) Dieses Schnitzwerk stammt aus einem mittelalterlichen Hause, das von Jonker van Alkemade, Heer in Friesland, gestiftet und bis 1738 als „Gasthaus zum heiligen Geiste“ zur Unterbringung bedürftiger alter Leute gedient hatte.

Die Kelderkamer ist zur Verbesserung der immerhin mangelhaften Beleuchtung an den Wänden mit weißen Kacheln bekleidet, soweit hier nicht das Holzwerk der Schränke und des vom Dache bis zur Kelderkamer herunterreichenden Torfschachtes angebracht ist. Am Kamin wird der im übrigen weiße Fliesenbelag durch eine Nachbildung von Säulchen, die mit Guirlanden umwunden sind, Blumenvasen und aufsteigendes Rankenwerk bereichert. So ist auch hier der reichere Zierat auf die bevorzugte Stelle der Wand beschränkt. Der den Kamin abschließende Mantel ist aus Eichenholz gefertigt und am Friese mit drei geschnitzten Köpfen verziert. Die Wandseite nach dem Keller zu ist, soweit dies ausführbar, zur Anlage von Wandschränken ausgenutzt. Die Kellerwände sind ebenfalls mit glasierten Kacheln bekleidet. Die vom Maler Nieuwenkamp gezeichnete Skizze (Abb. 265) gibt die Kaminseite der Kelderkamer mit dem daselbst jetzt aufgestellten Hausrate wieder.

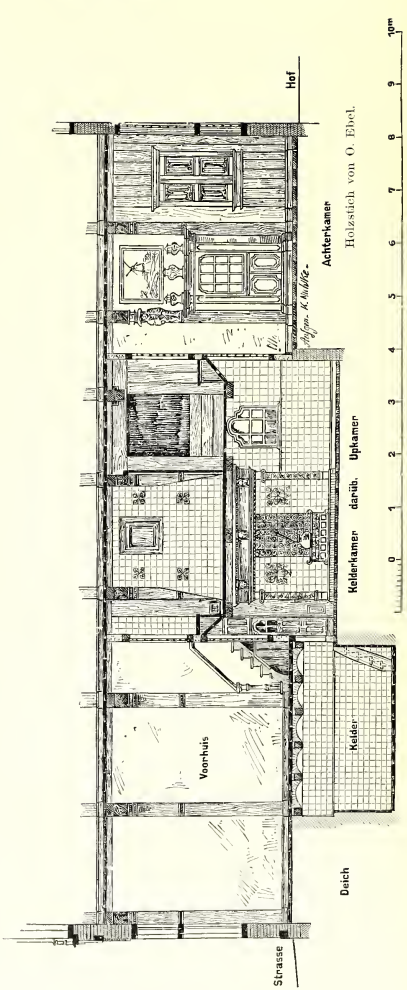


Abb. 264. Museum in Edam. Längenschnitt durch Erdgeschoß und Keller.

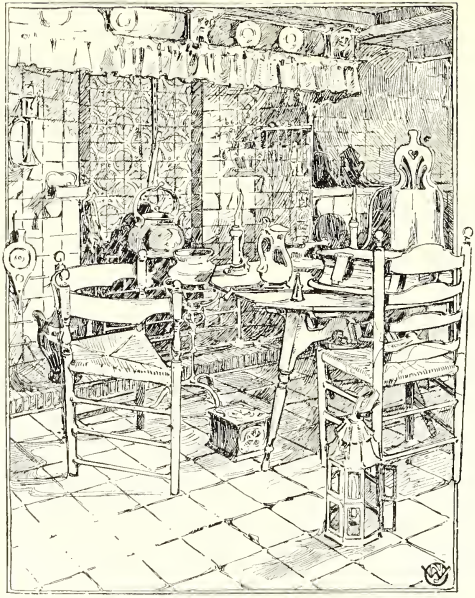


Abb. 265. Kelderkamer.

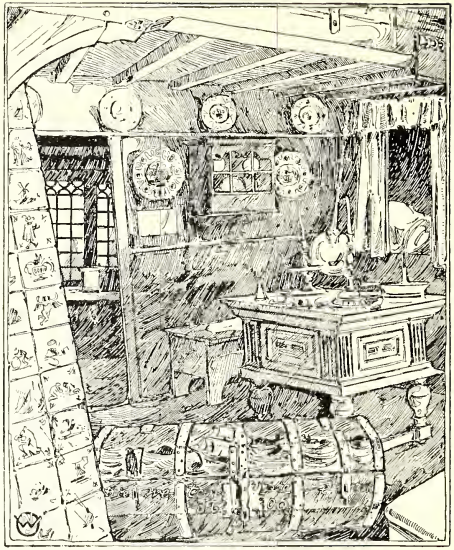


Abb. 266. Opkamertje of „Comptoirke".

Museum in Edam.

Beide Upkamers sind mit festen Bettkojen ausgestattet. Letztere reichen über den von der Diele nach hinten führenden Gang hinüber. Die vordere größere Kammer, welche durch ein Treppchen mit der Diele verbunden ist, scheint für das Ehepaar bestimmt gewesen zu sein. Der hier von unten durchgehende Rauchfang des Kamins ist mit Kacheln bekleidet, die Ecke zwischen Bettkoje und Vorderwand zur Anbringung eines Wandschranks, eines Klapptisches und von Wandborten ausgenutzt. Wandborte und ein Hängeschränkchen bilden die Ausstattung der Rückwand (vergl. die von Nieuwenkamp gezeichnete Skizze Abb. 266). Die kleinere jedenfalls für die Kinder bestimmte Kammer hat zwei Bettkojen und ist mit dem Flurgang durch ein Treppchen verbunden.

Die Durchbildung des Giebels an der Straße (Abb. 256) zeigt mancherlei Bemerkenswertes. Der steile Giebel mit den Staffeln und dem achteckigen Spieß der Bekrönung, die schmalen Gesimschen unter den Fensterbrüstungen, auch die Einzelformen der die Eckpyramiden tragenden Halbsäulchen sind noch streng mittelalterlich. Dennoch ist bereits Haustein für die Architekturteile verwandt, während der Ziegel auf die glatte Mauerfläche beschränkt ist. Tatsächlich kommt diese Mischung beider Baustoffe in den Niederlanden bereits im Mittelalter häufig vor und erfuhr in den Bauten der späteren Zeit nur eine weitere Ausbildung. Alle Fenster sind durch wagerechte Mittelstürze so geteilt, daß die unteren Fensteröffnungen ihren besonderen Verschluß (wie in Osnabrück) mittels Läden erhalten können. Im Erdgeschoß sind diese Mittelstürze stärker ausgefallen, weil hier jedenfalls die Schutzdächer angeschlossen waren, welche einst den bei allen holländischen Kaufhäusern üblichen Beischlag überdeckten. Die Ankereisen über diesen Fenstern dienten zugleich zur Aufhängung dieses Schutzdaches. Der Hofgiebel ist in einfacheren Bauformen ausgeführt. Hier sind die Gesimse durch vorgekragte Ziegel und deutsche Bänder gebildet.

Der Inhalt des Museums enthält neben altem Hausrat mancherlei Urkunden, Stadtpläne, Zeichnungen von Bauten der Stadt, des Hafens, der Türme, Brücken usw. Auch das mit der Kleinbahn leicht erreichbare Städtchen Monickendam ist in der Sammlung berücksichtigt. Da außerdem die in den Fischerdörfern Volendam und Marken erhaltene Volkskunst wohl Beachtung verdient, kann ein Aufenthalt in Edam dem reisenden Architekten nur empfohlen werden.

Die Stadt Edam sowie die bei dem Ankaufe und der Wiederherstellung des Hauses Beteiligten haben sich jedenfalls ein großes Verdienst um die Erforschung mittelalterlicher bürgerlicher Baukunst erworben. Der Vorstand des Museums W. J. Tuyn hat in der Zeitschrift „Eigen Haard“ einen klar geschriebenen Aufsatz über die Einrichtung des Museums veröffentlicht, dessen Verständnis durch flotte Federzeichnungen des Malers W. O. J. Nieuwenkamp erleichtert wird. Der Aufsatz kann als Sonderdruck vom Museumsvorstand bezogen werden.

II. Altholländische Kaufmannshäuser.

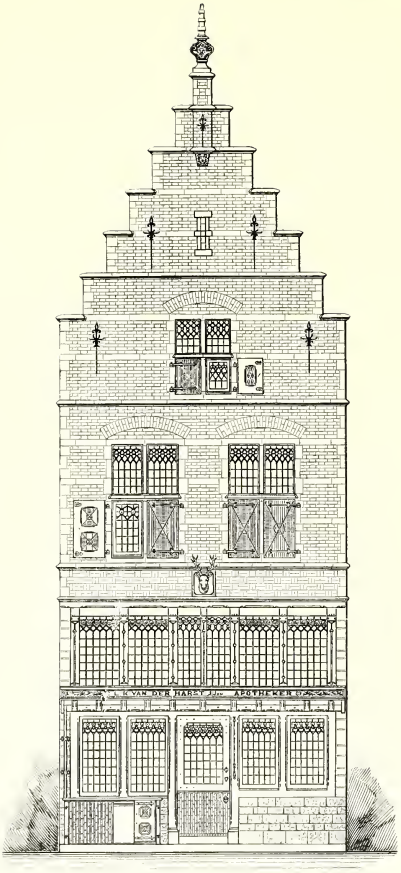
Im frühen Mittelalter bildete in den holländischen Städten für das Haus des Bürgers gleich wie in den norddeutschen Landen der Holz- und Fachwerkbau die Regel, und nur vereinzelt wurden Steinbauten errichtet. War doch in einer so bedeutenden Stadt wie Dordrecht um 1300 das Rathaus noch größtenteils aus Holz ausgeführt. Als aber der Steinbau den Holzbau zu verdrängen begann, ist dieser Umschwung ein allgemeinerer

gewesen als z. B. im deutschen Niedersachsen. Vornehmlich mag der Mangel an einheimischen Hölzern sowie der reiche Vorrat an Rohstoffen für die Herstellung von Ziegeln hierzu beigetragen haben. Wir sehen die gleiche Erscheinung einige Jahrhunderte später in den nordfriesischen Marschen und auf den Halligen Schleswig-Holsteins sich wiederholen, wo der Ziegelbau den Fachwerkbau im 17. Jahrhundert auch bei den ländlichen Bauten nahezu vollständig verdrängte. So sind jetzt in den eigentlichen Städten Hollands nur wenige Holz- und Fachwerkbauten erhalten, und diese zeigen keine besonders hohe Stufe der Ausbildung, weder nach der künstlerischen, noch nach der technischen Seite. Das letzte hölzerne Giebelhaus in Middelburg wurde vor Jahren in der Lange Delft-Straße abgebrochen und nach dem

Abb. 267. Altes Rathaus in Amsterdam.
(Nach einem Kupferstich.)

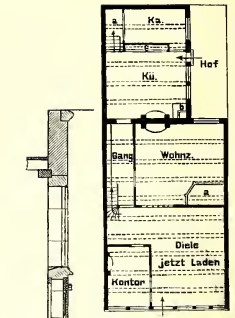
Garten des Museums der „Seeländischen wissenschaftlichen Gesellschaft“ überführt. In Amersfort und in Alkmaar finden sich noch ein paar einfachere Fachwerkbauten, und im Beguinenhof in Amsterdam weist eins der schmalen Giebelhäuschen wenigstens über dem massiven Erdgeschosse noch einen aus Holz hergestellten und mit lotrechten Brettern bekleideten Oberbau auf.

Nach Verdrängung des eigentlichen Holzbaues bildete sich in Holland eine eigenartige Verbindung von Steinbau und Holzbau aus, welche auf den ersten Blick seltsam anmutet. Man sieht sonst bei Verbindung beider Bauweisen es als das übliche und folgerichtige an, den tragenden Unterbau aus Stein und den luftigeren Oberbau aus Holz herzustellen. Hier wurde gerade umgekehrt verfahren und die Erdgeschoßmauer an der Straße aus einer Reihe von Eichenholzpfosten gebildet, während der erste Stock und der Dachgiebel ganz aus Ziegeln oder aus Ziegeln in Verbindung mit Haustein gemauert wurde. Nach alten Abbildungen zu urteilen, muß diese Bauweise gerade in den Hauptstraßen der holländischen Städte im 17. Jahrhundert die Regel gewesen sein. So zeigt ein Bild des Malers Berchheyde im Königlichen Museum in Brüssel



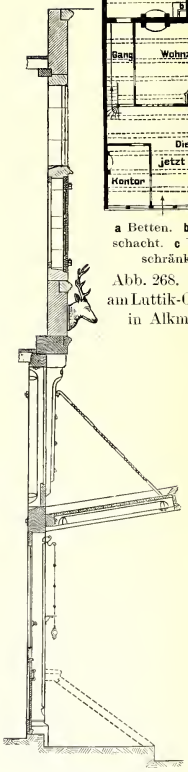
1 0 1 2 3m

Abb. 269.



a Betten. b Torfschacht. c Wandschränke.

Abb. 268. Haus am Luttik-Oudorp in Alkmaar.



Holzstich v. O. Ebel.

Abb. 270. Schnitt durch die Frontmauer.

Abb. 269 und 270. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

die südliche Seite des Marktplatzes in Haarlem ausnahmslos mit derartigen Häusern besetzt. Auch auf dem in Abb. 267 wiedergegebenen, das alte Rathaus in Amsterdam darstellenden Kupferstich sind neben dem Stadthause links zwei Giebelhäuser dargestellt, deren Holzsäulen des Erdgeschosses auch durchgebildete Renaissancegiebel tragen. In beiden Städten sind diese Bauten jetzt abgebrochen und durch Neubauten ersetzt. An anderen Orten sind unter Beibehaltung der alten Mauern der oberen Geschosse gerade die merkwürdigen Erdgeschosse umgebaut worden. Wo letztere aber noch erhalten sind, wie in Middelburg, Veere, Alkmaar, Utrecht usw., handelt es sich gleichfalls um Häuser in den wichtigeren, dem Markte benachbarten und für den Betrieb von Handel oder Gewerbe bevorzugten Straßen. Auch die ganze Einrichtung dieser Bauweise läßt keinen Zweifel daran, daß die Häuser für Handelsherren oder Gewerbetreibende zugeschnitten waren.

Abb. 271. Apotheke am Topfmarkt in Middelburg. Erneuert durch Architekt S. v. d. Meijden.

Wie aus den Abbildungen zu ersehen, ist die Ausbildung des ganz in Stützen aufgelösten Erdgeschosses immer die gleiche. Über einem niedrigen Steinsockel, der durch die Eingangspforte und den Kellerhals unterbrochen wird, stehen auf einer Schwelle in Entfernung von 80 bis 90 cm starke Eichenpfosten, die in etwa 2,40 m Höhe ein Rähm tragen. Über letzterem setzen neue 1,60 m hohe Stützen auf, welchen wieder ein Rähm und, vor dem letzteren ausgekragt und durch hohe Holzkonsolen gestützt, eine Schwelle auflagert. Auf dieser baut sich dann die massive Mauer des ersten Stockes und des Dachgiebels auf. Gegen das mittlere Rähm lehnt sich, behufs besserer Lichtgebung vielfach mit rückwärts gerichtetem Gefälle, das den Beischlag schützende Vordach. Wo die alte Einrichtung noch ganz unversehrt erhalten ist, sind die Fenster unter dem Vordach mit Klappläden versehen, die sich um eine lotrechte oder wagerechte Achse drehen. In den oberen Geschossen ist meistens die mittlere Fensteröffnung als Ladeluke ausgebildet. Die Fenster der oberen massiven Fronten haben entsprechend der im frühen Mittelalter üblichen Einrichtung (vergl. das romanische Haus auf dem Burghofe in Soest, Denkmalpflege 1903, S. 67) Fensterkreuze aus Haustein und in den unteren Flügeln doppelten Verschluß durch Läden und Fenster. Um den Gegensatz zwischen dem stark durchbrochenen Erdgeschosse und den breiteren Mauerflächen der oberen Stockwerke tunlichst zu verdecken, pflegte man

unter den Fenstern des ersten Stockwerkes einen aus Backsteinen gemauerten Fries anzuordnen, der eingefaßt oder unterbrochen wird durch die aus Haustein gemeißelten Giebelsteine.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Erdgeschoßanlage das Überbleibsel des alten Holzbaues bildet. Man hat den als vornehmer geltenden und feuersicheren Steinbau für die Umfassungswände des Hauses anwenden wollen, mochte aber den Vorteil der reichlicheren und bequemeren Lichtzuführung im Erdgeschosse nicht aufgeben. Auch traute man den starken Eichenholzpfosten genügende Tragfähigkeit zu, um den schweren Steingiebel zu tragen. Im Erdgeschosse war die Entstehung und schnelle Ausbreitung eines Feuers wohl weniger zu fürchten, daneben das Löschen eines Brandes hier auch leichter als in den oberen Geschossen. Eine möglichst große Lichtzufuhr war gerade im Erdgeschosse, das bei großer Tiefe des Baues mit Upkammern und Kellerkammern ausgestattet war, durchaus notwendig. Auch das Überkragen des oberen massiven Mauerwerks über die Front des Erdgeschosses hinaus wurde zweifelsohne vom Holzbau übernommen. Daß man im benachbarten Flandern, wo der Hausteinbau größere Pflege und Entwicklung gefunden hatte und wohl auch reichere Mittel zur Verfügung standen, dieselben Zwecke auch im reinen Hausteinbau zu erreichen wußte, das beweisen die daselbst noch erhaltenen Gildehäuser, z. B. das der Schiffer in Gent und der Schützen in Antwerpen. Hier sind nicht nur die Mauern des Erdgeschosses, sondern auch der oberen Stockwerke mit großen Fensterflächen durchbrochen und in ganz schmale Hausteinstützen aufgelöst (vergl. Abb. 275).

Abb. 272. Häuser am Balanplatze in Middelburg.
Nach der Wiederherstellung Frederiks.

Über die weiteren Einzelheiten der beschriebenen Bauweise geben die Abb. 269 bis 274 Auskunft. Das Haus des Apothekers van der Harst am Topfmarkte in Middelburg ist in den Jahren 1899 und 1900 nach den Plänen des Architekten v. d. Mijden wiederhergestellt worden. Auch die Fensterläden und das Holzdach über dem Beischlage haben hier ihren alten farbigen Schmuck wiedererhalten. In Middelburg steht noch ein ähnliches Häuschen

Abb. 273. Häuser am Luttik-Oudorp in Alkmaar.
(Vergl. den Grundriß Abb. 268.)

Abb. 274. Giebelhaus mit Holzunterbau in Veere.

am Marktplatze, und bei der Wiederherstellung der Häuser am Balanplatze neben der Abtei hat Architekt Frederiks eine Hausanlage mit reizvoller Ecklösung in der alten Bauweise geschaffen (Abb. 272). Das in Abb. 274 dargestellte schmale Giebelhaus ist in Veere, der Middelburg benachbarten Stadt auf der Insel Walcheren, gegenüber dem Stadthause erhalten. Die beiden Häuser in Alkmaar an der Kaistraße Luttik-Oudorp (Abb. 268 u. 273) sind noch heute für Geschäftszwecke in Benutzung. Besonders eigenartig ist der Oberbau des größeren Hauses mit seinem reichen Ziegelfriese unter den

Fenstern des ersten Stockes, den mit Hausteinkartuschen verzierten Bogenfeldern der Fenster und den Lukenöffnungen der Speicherböden. Der im Jahre 1609 errichtete Bau wurde 1882 wiederhergestellt. Die in Abb. 269 dargestellte jetzige Grundrißausbildung scheint, nach den Kunstformen des Himmelbettes in der Stube hinter der Diele zu schließen, dem 18. Jahrhundert zu entstammen. Vielleicht war das Haus vorher mit ähnlichen Upkammern wie das Edamer Museum (vergl. Abschn. I, Seite 203) eingerichtet.

Abb. 275. Haus der Schiffergilde in Gent (1531).

Es kann nun nicht auffällig erscheinen, wenn in der durch Holländer erbauten schleswig-holsteinischen Stadt Friedrichstadt sich Anklänge an die beschriebene Bauweise vorfinden. So ist an der sogenannten alten Münze daselbst (vergl. Abb. 136 u. 137 auf S. 113 u. 114) zwar nicht eine vollständige Stützenreihe im Erdgeschosse angeordnet, aber die Ziegelpfeiler zwischen dem breiten Tor und den seitlichen Fenstern sind auf das äußerste Maß eingeschränkt, so daß die Holzgewände dieser Öffnungen mit als tragende Konstruktion wirken müssen. Auch der breite Ziegelfries unter der Brüstung des Oberstockes ist in besonders schöner Weise vorhanden, desgl. die Luken und Fensterläden. Nun stehen aber auch in den übrigen Städten der schleswig-holsteinischen Westküste, in Husum, Meldorf, Wilster und Krempe,

noch eine Reihe von Giebelhäusern, welche nach niederländischer Bauweise im Erdgeschosse Fachwerk und darüber einen massiven friesischen Giebel aufweisen. Auffälligerweise ist hier das Fachwerk nicht so stark wie in Holland durchbrochen, sondern entspricht genau der sonstigen Anlage eines niedersächsischen Kleinstadthauses. Besonders eigenartig ist die Konstruktion eines Hauses in der Großen Straße zu Husum (abgebildet in der Architek-

Abb. 276. Haus in Krempe.

Abb. 277. Früheres Pfarrhaus in Meldorf (1601).

tonischen Rundschau 1903, Seite 29). Über dem Erdgeschosse kragen sechs starke Holzkonsolen aus, zwischen denen Flachbogen gespannt sind, auf deren vorderer Kante der mit Blenden und wagerechten Gesimsen gegliederte Giebel aufsetzt. In den Städten Meldorf, Wilster und Krempe ist der Unterbau des oberen massiven Giebels wie in Holland durch ein starkes, auf Konsolen vorgekragtes Rähm gebildet, das vielfach eingeschnitzte Inschriften trägt. Selbst wo das untere Fachwerk nachträglich durch massive Mauern ersetzt ist, blieben jene Schwelle und die Konsolen erhalten, so z. B. am Spritzenhaus in Wöhrden, dessen altertümlicher Backsteingiebel 1519 erbaut ist (abgebildet in den Baudenkmälern Schleswig-Holsteins Band I, Seite 152). Das Haus Norderstraße in Meldorf (Abb. 278) ist nachweislich der auf dem Türsturz

eingegrabenen Inschrift: DE · SEGEN · DES · HEREN · MACKT · RICK · ANE · ALLE · MOIE · ANNO · 1579 · LANGE · PERS · CLAS. 1579 errichtet. Die Architektur des Giebels erinnert an die Husumer, Lüneburger und Lübecker Backsteinbauten. Ein jetzt abgebrochenes benachbartes Haus in derselben Straße hatte über einem aus Fachwerk hergestellten Oberstocke ebenfalls ein massives Giebeldreieck mit Blenden, welche durch aufsteigende Rundbogen abgeschlossen waren.[70]) Vor allem fällt aber der breite und hohe Giebel des ehemaligen, 1601 erbauten Pfarrhauses in Meldorf auf. Die Giebelblenden sind durch doppelte Rundbogen überdeckt und durch kräftige Gesimse unterbrochen. Die Schwelle des Giebels wird durch Konsolen und sechs kräftige Eichenholzstiele getragen (Abb. 277). Die ähnlichen Bauten in Wilster und Krempe in der Elbmarsch stammen ebenfalls aus dem Anfange

neu alt neu

Abb. 278. Haus in der Norderstraße in Meldorf (1579).

des 17. Jahrhunderts. Hier kragen auch noch die Backsteingiebel in mehrfachen Abstufungen über. Die Auskragungen sind durch zierliche Backsteinkonsolen getragen (vergl. Abb. 276). Große Teile der Kremper und Wilster-Marsch sind mit holländischen Kolonisten besiedelt. In den Städten der Seemarschen Meldorf und Husum bestand ein lebhafter Handelsverkehr nach Holland. Handwerker und Künstler gingen hinüber und herüber. Einzelne Kunsthandwerker in Husum sind nachweislich dauernd von Holland nach Schleswig-Holstein übersiedelt, z. B. der Snitger van Groningen in Husum. Es liegt daher nahe, eine Übertragung der eigentümlichen Bauweise von Holland nach der deutschen Wasserkante anzunehmen. Vielleicht gibt das Auffinden ähnlicher Bauten in noch anderen Teilen unserer Küstenländer weiteren Aufschluß über derartige Beziehungen zwischen Holland und Norddeutschland.

[70]) Vergl. die Abbildung in Haupts Baudenkmäler Band I, Seite 138.

III. Der Rittersaal im Binnenhof im Haag und seine Wiederherstellung.

Die Burg der Grafen von Holland, „het kasteel die Haghe“, ist der Ausgangspunkt der Entwicklung der Residenzstadt s'Gravenhaag und hat diese auch weiterhin beeinflußt. Noch heute geben die Reste der Burg dem Kern der Stadt sein Gepräge. Die 2 Hektar große Wasserfläche der alten Burggracht, des Vijver, ist noch fast in der ursprünglichen Gestalt erhalten, die übrigen schmaleren Burggrachten sind wenigstens in den Straßenzügen erkennbar. Der Vorhof und die Innenburg haben ihre alten Namen „Buitenhof“ und „Binnenhof“ erhalten, und inmitten des letzteren erhebt sich noch heute der Hauptbau der Burg, der Hof- oder Rittersaal.

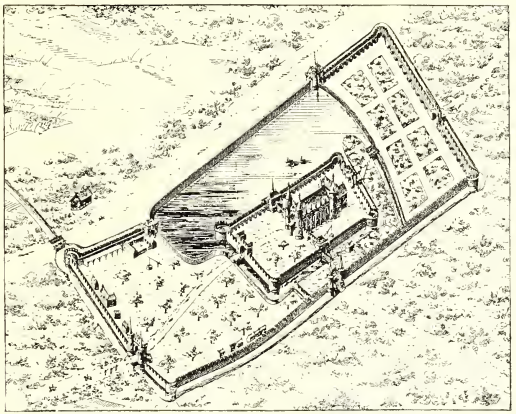


Abb. 279. Das Grafenkastell im Haag um 1300.
Nach Reichsbaumeister Peters.

Als Wilhelm II. von Holland als Gegenkönig gegen Konrad den Hohenstaufer gewählt worden und in dreijährigem Kampfe gegen die dem letzteren treu gebliebenen Reichsstände seine Macht im Nordwesten des Deutschen Reiches ausgedehnt und befestigt hatte, faßte er 1250 den Entschluß, ein ansehnliches Hofgebäude zu stiften, welches geeignet wäre, das zahlreiche Gefolge eines deutschen Kaisers aufzunehmen, in dem es auch angängig wäre, einen Hof- und Reichstag abzuhalten. Jedenfalls wurde dieser Entschluß durch den Einblick in die Burgen und Pfalzen Karls des Großen und der hohenstaufischen Kaiser in Deutschland hervorgerufen. Die seinen Erblanden am nächsten gelegene Pfalz in Nymwegen, welche von Karl dem Großen erbaut und von Barbarossa 1155 vergrößert worden, hatte er aus dringender Geldnot mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an den Grafen von Geldern verpfändet. Die alten Pfalzen in Aachen und Ingelheim lagen

ihm wohl zu fern von seinen Erblanden. Zwar bestanden in der Grafschaft Holland Burghäuser in Zieriksee, s'Gravenzande, in Leiden und in Haarlem. Von letzterem ist der stattliche Burgsaal noch heute als Vorsaal des städtischen Rathauses erhalten. Aber diese Anwesen konnten den Anforderungen der Hofhaltung eines deutschen Königs nicht genügen. Als Bauplatz des neuen Schlosses wählte Graf Wilhelm eine Stelle in dem Walde, der sich von Leiden, seiner Geburtsstadt, bis nach Delft längs der Innenseite der Seedünen erstreckte, nicht weit von dem daselbst schon vorhandenen, wohl aus Holz erbauten kleinen Jagdhause. Der Bau wurde bei den geringen Geldmitteln, welche auf ihn verwendet werden konnten, nur lässig

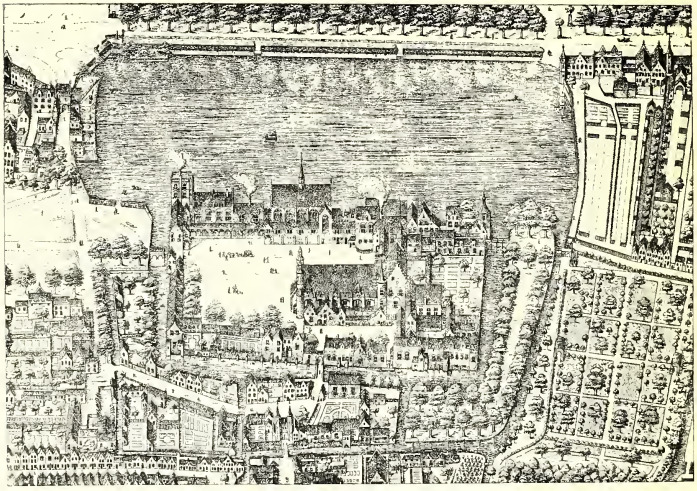


Abb. 280. Der Binnenhof im Haag 1616.
(Nach einem Kupferstich.)

betrieben und geriet mit dem frühen, unerwarteten Tode Wilhelms II. 1254 zunächst gänzlich ins Stocken. Wahrscheinlich sind nur die Außen- und Innengrachten und ein Teil der für die Wohnung des Grafen bestimmten Gebäude errichtet worden.

Als Floris V., der Sohn des Königs Wilhelm, großjährig geworden, nahm er das Werk seines Vaters auf und brachte es von 1274 bis 1284 zum Abschlusse. Gerard van Leiden, des Grafen Floris Schreiber, „Clericus noster", wird als Baumeister genannt. Neue Wohngelasse wurden östlich der vorhandenen angelegt, über letzteren der große Empfangs- und Festsaal, die Halle, erbaut. Die Hofkapelle wurde der heiligen Magd Maria sowie dem Apostel Andreas geweiht und mit dem Rittersaal durch einen Laubengang verbunden, der „Vijver" wurde gegraben, die „Gevangenpoort" am Vorhof angelegt und 1284 im August die neue Anlage eingeweiht und

in Benutzung genommen. Wie das „Kasteel“ nach seiner Fertigstellung, etwa 1300, aus der Vogelschau ausgeschaut, gibt die Abb. 279 wieder, welche Reichsbaumeister Peters im Haag auf Grund der erhaltenen Reste der Burg und der schriftlichen Überlieferungen entworfen hat. Sie war einer Schrift beigefügt, in welcher Peters für eine würdige Wiederherstellung des Baues eine Lanze brach. Die Burg bildet ein längliches Rechteck von 210 : 720 m und bedeckt somit eine Fläche von rund 15 ha. Der Vor- oder Niederhof hatte zwei Zugänge, von denen der nördliche noch jetzt als

Abb. 281. Der Rittersaal vor der Wiederherstellung (1896).

„Gevangenpoort“ erhalten ist. Er enthielt die Stallungen, Vorratshäuser, das Falken- und Hundehaus sowie die Wohnungen der Kriegs- und Dienstmannen. Mitten in der Hauptburg, dem Binnenhofe, erhebt sich als alles beherrschender Bau der große Saal mit seinem hohen, von zwei Treppentürmen eingerahmten Giebel. An der Rückseite des Saales schlossen sich die gräflichen Kemenaten an. Dicht am Schloßteich war inmitten der Wohnungen der Gäste die Hofkapelle errichtet. So bildeten Rittersaal und Hofkapelle, gleich wie bei allen deutschen Kaiserburgen, den Mittelpunkt der Anlage. Der östliche Teil des Burggeländes enthielt den gräflichen Park und Garten. Mauern und Grachten umgaben das ganze Gewese und trennten die drei einzelnen Abteilungen, so daß der gräfliche Hof gegen Hand-

streiche wohl gesichert war. Für schwere Kriegszeiten wurden die Befestigungen nicht eingerichtet, da alsdann die Hofhaltung in die nahe, stark befestigte Stadt Delft verlegt werden konnte.

Sehr bald bildete sich unter dem Schutze der Burgmauern eine Ansiedlung, die bereits in den folgenden Jahrhunderten einen städtischen Anstrich bekam. Wie aus Abb. 280, der Wiedergabe eines Kupferstiches aus dem Jahre 1616, ersichtlich ist, war im 17. Jahrhundert der Außenhof der Burg bereits teilweise verbaut, der Mauerring der Innenburg ist dicht mit kleinen Gebäuden besiedelt, und auch der Burggarten ist nur noch zur Hälfte erhalten. Aber die Hofkapelle und der Rittersaal sind noch deutlich als die beherrschenden Teile der Umgebung zu erkennen. Auch die Schicksale der Burggebäude sind recht wechselreiche gewesen, hingen aber eng mit den Wandlungen der Geschicke des ganzen Landes zusammen.

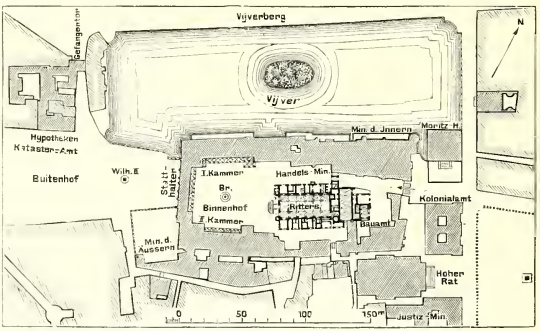


Abb. 282. Binnenhof. Lageplan und Grundriß im Jahre 1891.

1462 wurde durch Karl den Kühnen der Gerichtshof „Hof van Holland“ in der Burg eingerichtet. 1581 am 26. Juli schwuren die Abgesandten der nördlichen Provinzen im Hofsaal, sich vom Königreich Spanien loszusagen. 1582 wurde der neue Gerichtshof „Hooge Raad“ im Binnenhof eingerichtet. Später diente der Binnenhof bis 1805 als Residenz der Statthalter der Republik, der Oranier, um nach mannigfaltigen weiteren Schicksalen 1813 für die Regierung des neuen Königreiches der Niederlande eingerichtet zu werden. Hand in Hand mit den Veränderungen der Benutzung gehen die baulichen Maßnahmen, welche allmählich die alten Gebäude bis auf den Hofsaal durch neue ersetzen lassen. Der Lageplan (Abb. 282) läßt ersehen, wie der alte Binnenhof im Jahre 1891 von allen Seiten mit öffentlichen Gebäuden eingeschlossen und als städtischer Platz in das Weichbild der Stadt einbezogen wurde. Nur der alte Rittersaal ist, wenn auch rings mit Anbauten versehen, noch als Mittelpunkt der Anlage erkennbar. Von der Baugeschichte dieses Saales sind uns gleichfalls einige wichtigere Abschnitte überliefert. 1376 wurde das Portal des Westgiebels, dessen Formen ja auch auf eine spätere Bauzeit schließen lassen, erneut und 1383 die südliche Saalmauer neu gebaut. 1446 beginnt bereits der Anbau von Seitengebäuden,

1468 wird das Dach neu gedeckt. 1534 erhalten die beiden Giebeltürme Renaissancehauben, die aber gelegentlich einer Wiederherstellung des Westgiebels 1871 bis 1880 durch gotische Spitzen ersetzt werden. Bis zum Jahre 1861 behielt der Hofsaal jedoch das Eigenartigste seines großen Innenraumes, die freitragende Decke, welche bei einer Breite von 17,80 m, einer Länge von 38 m und einer Höhe von 26 m ohne Stütze zwischen den Widerlagern der Seitenwände gespannt war; fünf eichene Binder aus scharfkantigem Eichenholze wölbten sich frei von den durch Strebepfeiler verstärkten Widerlagern ohne wagerechte Verankerung bis zu den 17 m über dem Saalfußboden liegenden Spannbalken. Es ist dies eine so kühne, folgerichtige und dem Baustoffe angepaßte Sprengewerkskonstruktion, wie sie uns aus dem 13. Jahrhundert sonst nicht erhalten ist.[71]) Abb. 286 gibt die Innenansicht dieses alten Dachstuhles, wie er 1860 noch bestand, nach einer

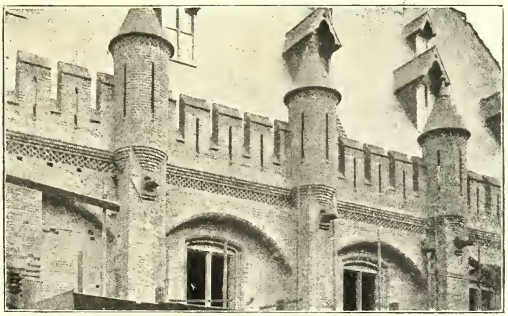


Abb. 283. Der wiederhergestellte Wehrgang 1903.

Skizze des Reichsbaumeisters Peters wieder. Man erkennt, wie sich von Binder zu Binder die wieder durch kleinere Sprengwerke verstärkten Pfetten spannen, und darüber das von unten offene und sichtbare Sparrenwerk gestreckt ist. Nach den Berichten holländischer Schriftsteller soll irisches Eichenholz, das dem Wurmfraß besonders gut Widerstand zu leisten vermag, Verwendung gefunden haben. Da der Bauherr Graf Floris V. mancherlei Verbindung mit England hatte — so ließ er seinen Sohn in England erziehen —, erscheint es bei den sonstigen engen Handelsbeziehungen zwischen Holland und England auch nicht ausgeschlossen, daß vielleicht englische Rat-

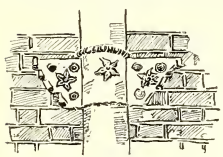


Abb. 284. Abfallrohr mit Schelle.

[71]) Zum Vergleich seien die Maße einiger mittelalterlicher Räume angeführt. Die Decke des Saales der Kaiserpfalz in Goslar ist 15,1 m weit gespannt, wird aber durch eine Säulenreihe getragen, der Gürzenichsaal hatte 22 m Spannweite, aber ebenfalls eine Mittelunterstützung. Der Saal des Heiliggeisthospitales in Lübeck hat eine freitragende Decke von 13,9 m Spannweite.

geber und englische Vorbilder bei der Ausgestaltung dieser Hallendecke mitgewirkt haben.

Es ist nun nicht verständlich, wie es möglich war, daß im Jahre 1861, also zu einer Zeit, da anderwärts das Verständnis für den Wert mittelalterlicher Kunst doch schon zu tagen begann, an einem Gebäude, das allein als geschichtliches Baudenkmal die sorgfältigste Unterhaltung verdiente, durch Baumeister Rode dieser Dachstuhl, der einzige seiner Art aus dem

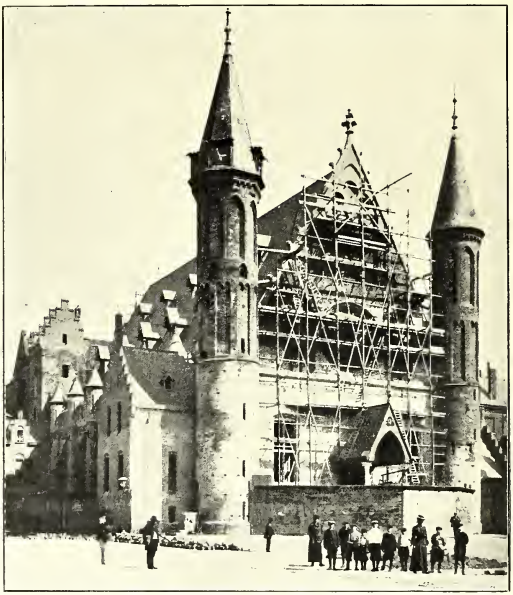


Abb. 285. Der Rittersaal während der Wiederherstellung 1903.

13. Jahrhundert, abgebrochen und durch eine dreischiffige Anlage mit gußeisernen Bindern ersetzt werden konnte. Um so dankenswerter ist das Vorgehen der holländischen Regierung, welche seit 1896 einen Ausschuß von fünf Künstlern, P. J. H. Cuijpers, C. Meijsken, J. Nieuwenhuis, C. H. Peters und B. E. C. Knuttel, für die planmäßige Wiederherstellung des Rittersaalgebäudes einsetzte und den letztgenannten Architekten mit der Bauausführung betraute. Sie ist jetzt (1904) so weit gediehen, daß begründete Hoffnung vorliegt, Ende dieses Jahres den wiederhergestellten Bau durch die Eröffnung der Generalstaaten in ihm neu zu weihen.

Reichsbaumeister C. H. Peters hatte die Güte, den Verfasser bei der Besichtigung des Baues mit allen Einzelheiten der Arbeiten bekannt zu machen und auch Zeichnungen für die hier beigegebenen Abbildungen zur Verfügung zu stellen. Die Wiederherstellungsarbeiten erstrecken sich im Äußeren auf die Beseitigung der späteren Anbauten an den beiden Längsseiten und die Erneuerung der alten Strebepfeiler mit den zwischengespannten, den Wehrgang tragenden Bogen sowie des Wehrganges selbst mit den Türmchen und Zinnen. Nur dicht neben der Giebelseite sind zwei kleinere Anbauten, für welche alte Grundmauern vorgefunden wurden, belassen, haben aber ihre alte Form mit steilen Dächern und Treppengiebeln wieder erhalten. Ebenso sind die alten Bauten der gräflichen Wohnflügel an der Ostseite neu mit mittelalterlichen Dächern versehen worden. Während Abb. 281 den Bau vor 1861 mit den späteren Anbauten wiedergibt, stellt die Abb. 285 den Zustand im Herbste v. J. kurz vor Abschluß der äußeren Wiederherstellungsarbeiten dar. Die Einzelheiten des Wehrganges der Seitenmauern mit den runden Türmchen und den Zinnen sind aus Abb. 283 zu erkennen. Abgesehen von der anscheinend aus späterer Zeit stammenden Abdeckung des großen Giebels und den Wasserspeiern des Wehrganges handelt es sich um einen reinen Backsteinbau. Der alte Verband zeigt Strecker und Läufer, welche in derselben Schicht miteinander wechseln. Bemerkenswert sind auch die aus Walzblei hergestellten Abfallrohre und Schellen. Abb. 284 läßt ersehen, wie durch Umbörtelungen der Ränder der breiten Bleibänder und durch getriebene Darstellungen von Seesternen auf den Flächen ein eigenartiger Schmuck erzielt ist. Die gleiche Schmucktechnik ist auch an dem alten Gebäude der ostindischen Kompagnie in Middelburg auf der Insel Walcheren erhalten.

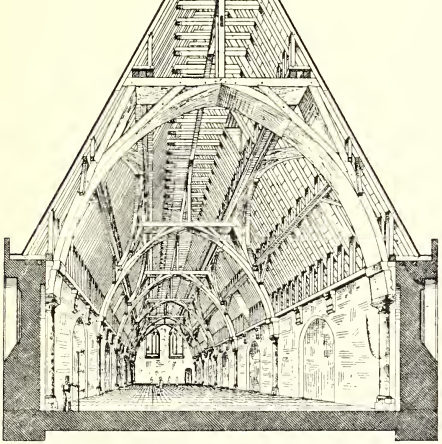


Abb. 286. Der Rittersaal vor dem Umbau im Jahre 1860.

Das Innere ist in den Grundrissen (Abb. 290 u. 291) wiedergegeben. Der große Saal ist etwa zu zwei Drittel der gesamten Fläche unterkellert.

Der hintere zweischiffige Kellerraum, dessen Westwand gegen die Außenwand zurücktritt, stammt jedenfalls von dem ältesten Bau Wilhelms II. aus dem Jahre 1250. Die Träger der Decke, die drei gedrungenen Säulen sind aus Ziegeln gemauert, die Gewölbegrate sind vierkantig. Es sind auch noch die alten, nach vorn führenden Fensteröffnungen erkennbar. In dem vorderen größeren Kellerraume sind die sechs Säulen aus Haustein gefertigt und die Gratrippen in abgeschrägtem Profil hergestellt. Dieser Bau, ebenso die Kellerräume unter dem östlichen Wohnflügel stammen aus der Zeit Floris' V., also um 1275. Aus den Grundrissen ist zu erkennen, wie der Saal van de Lairesse später durch Vorkragen vor der älteren zurückliegenden Mauer hergerichtet ist. Der große Saal und die eigentlichen Wohnbauten sind durch einen schmalen Innenhof voneinander geschieden. Die Wirkung des Innenraumes des Saales wird durch die Eigenart der Deckenausbildung bedingt. Abb. 287 stellt den Querschnitt des Saales im Jahre 1859 vor dem Einbau der Rodeschen dreischiffigen Halle dar. (Auch Abb. 286, S. 223 gibt den Zustand vor dem Umbau vom Jahre 1860 wieder.) Abb. 292 zeigt die Ansicht des Innenraumes im Herbste 1903 während der Wiederherstellungsarbeiten. Abb. 288 u. 289 sind geometrische Darstellungen des wiederhergestellten Dachwerks. Die aus vollkantigem Eichenholze hergestellten Sprengewerke der Binder setzen auf Halbsäulen auf, die den Seitenwänden vorgelagert sind. Da Eichenholz von so großen Abmessungen im Lande nicht mehr zu beschaffen war, mußte es von außerhalb, aus Bayern, bezogen werden. Die Pfetten sind bei ihrer großen, 6 m überschreitenden Spannweite durch starke Kopfbänder verstärkt. Bei den Hauptpfetten besteht diese Verstärkung aus

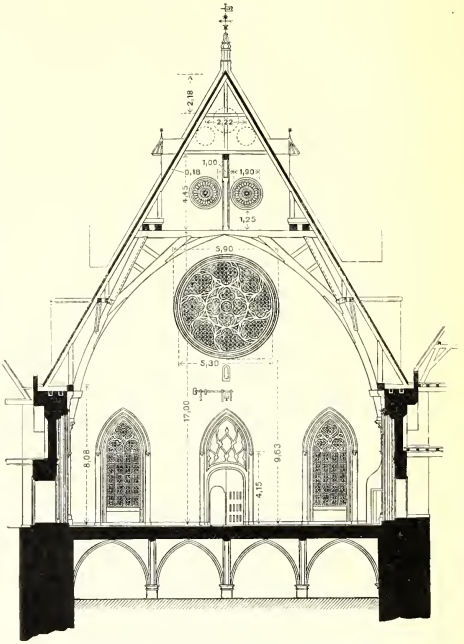


Abb. 287. Schnitt durch den Rittersaal.
(1859 vor dem Umbau.)

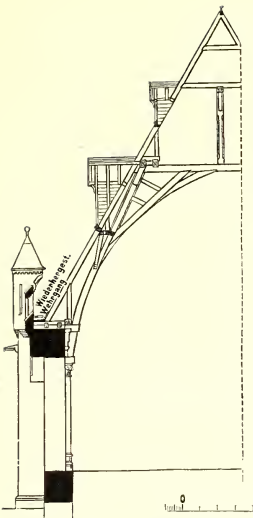


Abb. 288. Querschnitt nach der Wiederherstellung.

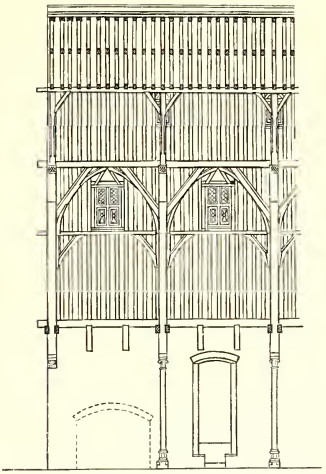


Abb. 289. Längenschnitt nach der Wiederherstellung.

a Haagtoren. b Toren.

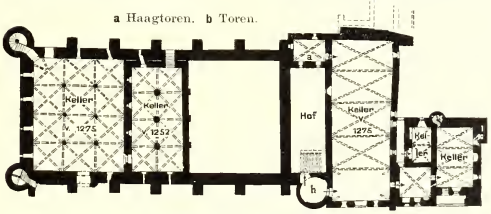


Abb. 290. Kellergeschoß.

A Gang in halber Höhe des Saales van de Lairesse.

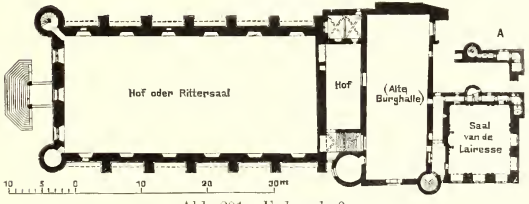


Abb. 291. Erdgeschoß.
Der Rittersaal im Binnenhof im Haag.

einem vollen Sprengewerke. Neben den Pfetten sind noch Längsbalken angeordnet, welche die Binder verspannen und einen Teil der Last der Sparren vermittels lotrecht gestellter Drempelstiele aufnehmen. Auch unter den Hahnenbalken des Oberteiles des Dachstuhles sind noch Längsverspannungen angeordnet. Die großen Dachflächen werden durch zwei Reihen Dachfenster unterbrochen, die wieder ihre mittelalterliche Überdeckung mittels Dachgaupen erhalten haben. Jede Verzierung an dem Holzwerke ist vermieden, abgesehen von einer Reihe gemeißelter Kragstücke, welche den Anschluß der Längsstreben an den Bindern bilden. Einzelne der alten Kragstücke sind bei dem Abbruche des Jahres 1861 erhalten geblieben und konnten daher wieder verwendet werden. Sie stellen, wie aus den Abb. 293 u. 294 ersichtlich ist, Menschenköpfe, Schnecken und andere phantastische Tiergestalten mit

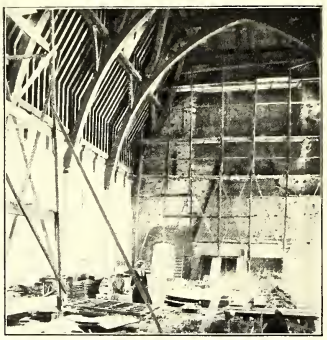


Abb. 292. Inneres des Rittersaales während der Wiederherstellung 1903.

Abb. 293.

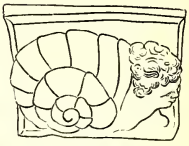


Abb. 294.

Menschenköpfen dar. Bei der großen Höhe, in welcher diese Zieraten angebracht sind, kommen sie weniger zur Geltung. Der Hauptwert der Raumbildung beruht eben darin, daß unter Verzichtleistung auf bildnerischen Schmuck alle Bauglieder, welche die Decke bilden und tragen, unverhüllt gezeigt sind und dabei durch die Folgerichtigkeit der aufstrebenden und tragenden Bauteile sowie die richtigen Verhältnisse von Wand und Decke eine monumentale, eigenartige Raumwirkung geschaffen ist. Es ist wohl anzunehmen und wird durch alte Stiche erwiesen, daß bei festlichen Anlässen die malerische Wirkung des Innenraumes durch Aufhängung von Fahnen, Teppichen und sonstigem farbigen Wandschmucke erhöht wurde. Auch bei den Wiederherstellungsarbeiten soll auf einen weiteren inneren Ausbau verzichtet werden. Am Ostgiebel wird der alte große Doppelkamin wiederhergestellt. Die Wände sollen im Putze stehen bleiben und nur in der unteren Hälfte durch eichene Wandbekleidung und eine niedrige Bekleidung mit alten Tapeten einen Schmuck erhalten. Die Fenster werden weiß mit einzelnen Wappenverzierungen verglast. Gleich hinter dem Eingange wird eine schmale hölzerne Tribüne eingebaut. Die Arbeiten währen jetzt rund sieben Jahre. Die Gesamtkosten werden etwa eine halbe Million Gulden betragen.

Das Baudenkmal hat für uns nach drei Richtungen große Wichtigkeit. Demselben liegt als Baugedanke die Errichtung einer deutschen Kaiserpfalz zugrunde, wenngleich der fertige Bau nie als solche gedient hat. Es ist unter den älteren profanen Backsteinbauten Hollands wohl das umfangreichste und darum für die Frage von Bedeutung, ob unser norddeutscher Backsteinbau als eine Weiterentwicklung des holländischen Ziegelbaues anzusehen ist, oder ob der holländische Backsteinbau nur einen Ausläufer der Bewegung bildet, welche in Norditalien ihren Ausgangspunkt hatte. Schließlich ist uns kein gleich großartiger Dachstuhl mit so mächtiger Spannweite aus dem frühen Mittelalter erhalten. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn seitens der Architekten der Wiederherstellungsarbeiten alle Befunde des alten Baubestandes auf das sorgfältigste gesammelt und die Ergebnisse dieser Forschungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht würden. Zunächst sei aber dem Reichsbaumeister Peters der lebhafteste Dank ausgesprochen, daß seine Unterstützung es dem Verfasser ermöglichte, durch diese flüchtige Skizze die Aufmerksamkeit der Leser auf die Bedeutung des Rittersaales im Binnenhof im Haag zu lenken.

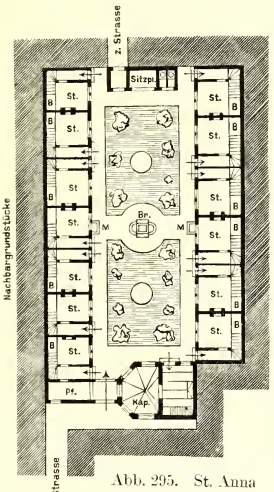


Abb. 295. St. Anna Hofje in Leiden.

B Bett. **Br.** Brunnen. **M** Müllgrube. **St.** Wohnstube. **Vz.** Versammlungszimmer. **Kap.** Kapelle. **Pf.** Pförtner.

IV. Holländische Hofjes.

Neben den Bauten, welche für die Verwaltung der Stadtgemeinde und die Obliegenheiten der Gilden, Gewerkschaften und Kaufmannschaften bestimmt waren, sind uns in Holland alte Einrichtungen erhalten geblieben, die den Zwecken der öffentlichen Wohlfahrtspflege dienten. Von diesen sind die sogenanten „Hofjes“ dem Lande besonders eigentümlich und verdienen eine allgemeine Beachtung aus den verschiedensten Gründen. Sie waren dazu bestimmt, alte Leute aufzunehmen, deren Verhältnisse es nicht zuließen, ihren Lebensabend im Kreise der Familie und in Wohnhäusern, die Familienbesitz bilden, zu beschließen. Die Mittel für die Erbauung und Unterhaltung flossen in der Hauptsache aus milden Stiftungen von Gönnern und reichen Stadtbürgern. Schon bei Lebzeiten vermachten viele Leute Teile ihres Vermögens ähnlichen Stiftungen und dienten ihnen gleichzeitig als Verwalter und Mitglied der Vorsteherschaften. So gehörte es eine Zeitlang zum guten Ton in der Gesellschaft, sich in der Eigenschaft als „Regent“ eines Hofjes, Hospitales oder Gasthauses inmitten des Vorstandes abbilden zu lassen. Eine Reihe köstlichster Bilder dieser Art sind uns im Museum in Haarlem und anderwärts erhalten.

Der Name „Hofje“, d. i. Hof, stammt jedenfalls von der ursprünglichen Einrichtung, nach welcher die Gebäude einen Hof und Garten um-

schlossen. Dabei mögen die verschiedensten Gründe mitgewirkt haben. Vielleicht liegt das Vorbild eines Klosterhofes nahe, in dem die Zellen der Mönche und Nonnen einen Hof mit Kreuzgang umgeben. Die Übersicht in der Anstalt und ihre Überwachung wurde jedenfalls durch eine derartige Anlage erleichtert. Für die außerhalb des Lebens und Treibens der Straße stehenden Insassen genügte wohl auch der inmitten der Häuserviertel gelegene und infolgedessen billigere Bauplatz. Dabei war die beschauliche Ruhe des abgeschiedenen Hofes eher als ein Vorteil für die Bewohner anzusehen, die hier Gelegenheit fanden, sich aus dem harten Getriebe des Lebens eine, wenn auch nur bescheidene Altersruhe zu retten. So mag die allseitig von Nachbargrundstücken umgebene Baustelle, wie sie im St. Anna Hofje in Leiden erhalten ist, wohl als die älteste Art der Einrichtung angesehen werden (vgl. Abb. 295 u. 296). Das Hofje ist von zwei benachbarten Straßen durch schmale Gänge zugänglich. An dem Haupteingang liegt gegenüber dem Raum des Pförtners die Kapelle mit der Wohnung der geistlichen Vorsteherin, die aus einem unteren Wohnraum und einem oberen Schlafraum besteht. Dreizehn selbständige kleine Häuschen, die als Reihenhäuser gebaut sind, umgürten den Hof und Gartenplatz, der die sonstigen gemeinschaftlichen Einrichtungen, als Müllgruben, Aborte, Brunnen, bedeckte Sitzplätze usw. aufnimmt.

Abb. 296. St. Anna Hofje in Leiden.

Die Stadt Haarlem ist noch heute reich an Hofjeanlagen, darunter auch an solchen aus späterer Zeit und von aufwendigerer Durchführung. Das hier nach einer skizzenhaften Aufnahme wiedergegebene „Backenes Hofje“ ist eine ältere, bereits 1395 gegründete Anlage. Die eine Schmalseite

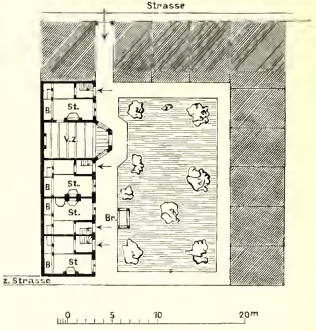


Abb. 297. Backenes Hofje in Haarlem.

des länglichen Vierecks liegt an einer nicht sehr breiten Gasse, aber die Eingänge und Fenster der Wohnungen sind sämtlich nach dem Hofe gerichtet (Abb. 297, 299, 300 u. 301). Den Haupteingang an jener Gasse bildet eine Pforte, die 1628 mit einer Renaissancearchitektur umrahmt wurde. In der Kartusche des Giebelfeldes ist hier auch die Stiftungsurkunde angebracht (Abb. 300). Eine der alten Wohnungen ist anscheinend nachträglich zu einem gemeinschaftlichen Unterkunftszimmer der Insassen ausgebaut und bei der Gelegenheit durch einen Erkervorbau erweitert worden. Derartige reichere Portale, die zwischen den Wohnhäusern an der Straße vor einem Traufgange angelegt sind und den Zugang zu Anlagen inmitten der Häuserblöcke bilden, sind in Holland überhaupt recht beliebt gewesen. Ein besonders schönes Beispiel, das Portal des Waisenhauses in Groningen (Abb. 298), ist ganz aus Haustein ausgeführt und mit den Bildwerken von Waisenkindern in der Landestracht geschmückt.

Abb. 298. Portal am Waisenhaus in Groningen.

Vor den Toren der Stadt Haarlem, dicht an dem daselbst gelegenen Parke ist das 1651 erbaute „Heythuysen Hofje“ erhalten. Es wäre nicht angebracht gewesen, den Bewohnern die Aussicht in die Baumanlagen des öffentlichen Parkes vorzuenthalten. So sind wenigstens die Fenster einzelner Hofjewohnungen an der Frontseite angeordnet, während die Eingänge zu den Stuben vom Hof- und Gartenplatz aus angelegt sind (Abb. 304). In Alkmaar liegt an einer der Hauptstraßen, dicht an sie angrenzend, das stattliche Altmänner- und Frauenhaus. Hier hat man den Hof und Garten an die Straße herangelegt, so daß er von ihr durch ein Gitter und einen Portalbau geschieden wird (Abb. 302 u. 305). Aber die beiden Gebäudeflügel, die bis an die Straße heranreichen, enthalten nur die gemeinschaftlichen Räume, als den Andachtssaal, die Wirtschafts- und Verwaltungsräume, während die eigentlichen Wohnräume ebenfalls nur von dem Hofe Licht und Luft erhalten. Im übrigen ist diese Anlage durch einen hochgeführten Treppenturm ausgezeichnet, der neben den Türmen des Rathauses, der Stadtwage und der Kirchen seinen Anteil an der malerischen Erscheinung des Stadtbildes behauptet.

Als allmählich in der Umgebung des Grafenschlosses im Haag eine ansehnliche städtische Gemeinde entstand, wurden dort auch eine ganze Reihe von Hofjes angesiedelt, die entsprechend den reicheren, zur Verfügung stehenden Mitteln und den inzwischen anderweitig gewonnenen Erfahrungen eine stattlichere und aufwendigere Durchbildung erfahren haben. Eine

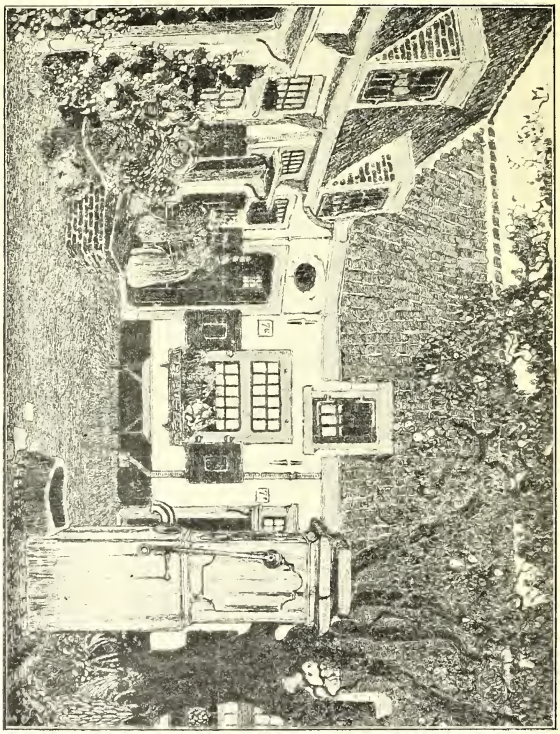


Abb. 299. Backenes Hofje in Haarlem. Ansicht des Hofes und Gartens.
Nach einer Zeichnung des Malers W. O. J. Nieuwenkamp.

große Anzahl derselben sind uns in ihrer ursprünglichen Gestalt durch Kupferstiche wiedergegeben worden, von denen ein Beispiel, das Hofje von Nieukoop, in Abb. 307 abgedruckt ist. Längs der Gracht-straße ist zunächst ein Bau mit Flügeln und einem reich ausgestalteten Portale angelegt, der die Verwaltungs- und Festräume aufnimmt. Dahinter liegt das eigentliche Hofje mit seinen langen Zeilen von Einzelwohnungen.

Der große Mittelplatz, mit dem gemeinschaftlichen Brunnen in der Mitte, ist in Gärtchen abgeteilt, welche den Wohnungen zugehören. Der Kapellenbau bildet den hinteren Abschluß.

In der Nähe der Stadt Leeuwarden, dicht bei dem Flecken Marsum, hat Dr. Popta, der einstige Besitzer des großen Landgutes „Popta Slot“, ein Hofje gegründet, das wegen seiner Lage in Verbindung mit diesem Landgut besonders bemerkenswert ist (Abb. 303). Der Landsitz, Popta Slot, ist nach friesischer Art von einem breiten Wasser, einer Gracht, umgeben. Zwischen dem Schloß und dem Flecken liegt ein weiter Anger, der für die Aufnahme der Stiftung bestimmt wurde. Obgleich hier genügend Raum für eine freie ungebundene Stellung der einzelnen Gebäude des Hofje vorhanden war, wurde 1710 bis 1712 zunächst das sogenannte „oude Gasthuis“ genau nach städtischer Art, entsprechend der altgewohnten Überlieferung, mit einem rings umbauten Hofe errichtet. Erst die späteren Anlagen der neuen Wohnungen zwischen dem Anger und der Harlinger Straße haben eine freiere Gruppierung in der Landschaft erhalten. Das Schloß dient noch heute den Familien der Regenten wenigstens als Sommeraufenthalt. Das alte Gasthaus ist im Inneren in alter Weise auf das bescheidenste eingerichtet. Im Gegensatz hierzu fällt die reiche Ausstattung des Portales mit bildnerischem Schmuck in die Augen (Abb. 306).

Abb. 300. Backenes Hofje in Haarlem. Portal an der Straße (1628).

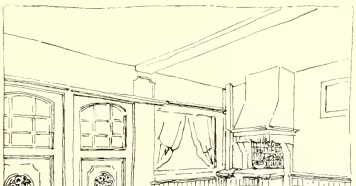


Abb. 301. Backenes Hofje in Haarlem. Alte Wohnstube.

Trotz der geschilderten, mannigfach verschiedenen Ausgestaltung der Gesamtanlagen der Hofjes sind die inneren Einrichtungen innerhalb der eigentlichen Wohnungen im Laufe der Jahrhunderte ziemlich die gleichen geblieben. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß sie im allgemeinen ein Bild einer Wohnung wiedergeben, wie sich solche

in früheren Zeiten aus der Eigenart der weniger bemittelten Bevölkerung herausgebildet hatte und deren Gewohnheiten entsprach. Berücksichtigt man dabei, daß es sich nicht um die Unterbringung einer ganzen Familie, sondern nur um die einzelner Personen handelt, und zieht man noch in Betracht, daß in den alten Städten der Baugrund wohl auch recht begehrt war, so kann man die Größe der Wohnungen mit ihren Nebenräumen eher als reichlich ansehen. Gemeiniglich tritt man vom Hofe zunächst in einen Flur oder Windfang, der zuweilen die Stiege nach der Bodenkammer aufnimmt und gelegentlich auch als Waschraum benutzt wird. Die Wohnstube enthält den geräumigen Fensterplatz, die als Wandschrank eingebaute Bettstatt und den Kamin nebst

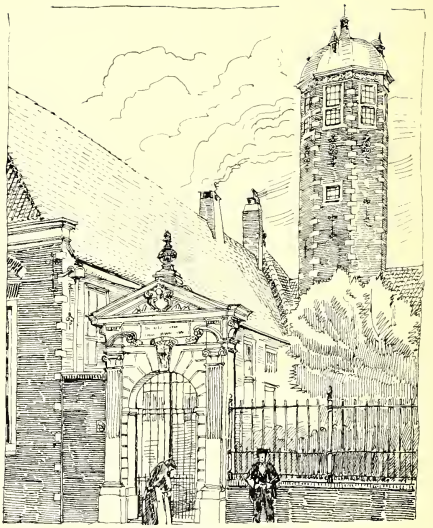


Abb. 302. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

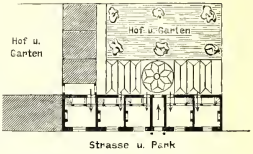
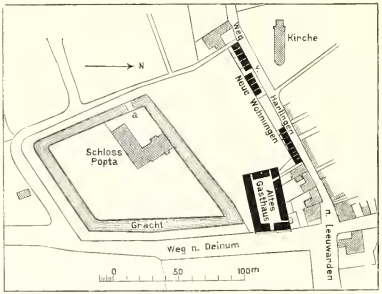


Abb. 304. Heythuysen Hofje in Haarlem.



Die schwarz angedeuteten Häuser gehören der Stiftung.
a Torgebäude.

Abb. 303. Lageplan. Schloß Popta.

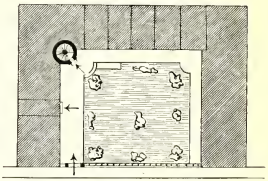


Abb. 305. Alt-Männer- und -Frauenhaus in Alkmaar.

Zubehör, daneben noch sonstige Wandschränke. Eine besonders altertümliche und zugleich eigenartige Anlage aus dem Backeneshofje gibt Abb. 301 wieder. Neben dem Kamin ist ein vom Dachboden herabführender Torfschacht angelegt, der unten in einem Schränkchen endet. Zwischen dem Kamin und dem Vorsprunge des Torfschachtes sind kleine Borden für Bücher angelegt. Neben der Bettkoje ist ein Schrank und eine Vorratskammer eingebaut. Der untere Teil der Wände, soweit diese nicht aus Holz bestehen, ist ebenso wie die Rückwand des Kamins mit glasierten Fliesen bekleidet. Die Fenster haben in ihrem unteren Teile feste Holzläden. An der Außenseite der Fenster sind breite Borde für die Aufstellung von Blumentöpfen angebracht, die im Verein mit dem Gebüsch und den Blumenbeeten des Hofes der ganzen Anlage ein recht freundliches Aussehen verleihen (vergl. Abb. 299).

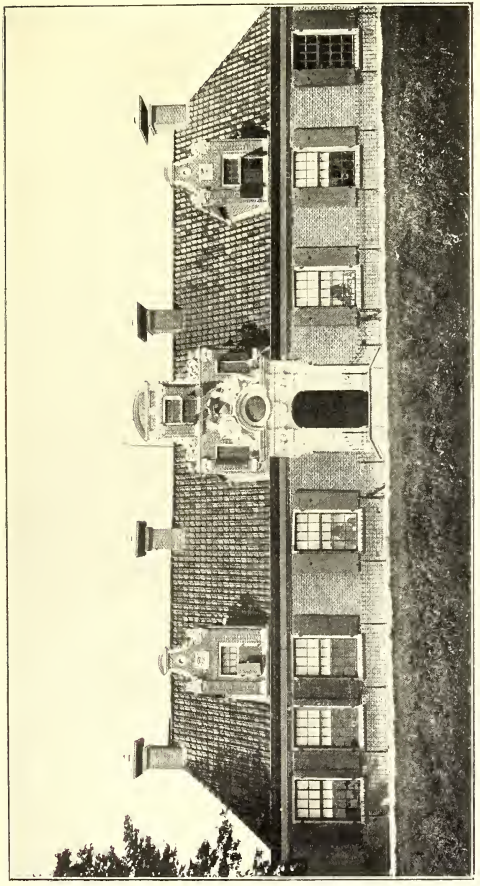


Abb. 306. Schloß Popta bei Leeuwarden. Altleutehaus (altes Gasthaus).

Diese Herrichtung von Einzelwohnungen, welche als Reihenhäuser dicht aneinander gedrängt sind, bildet die Regel. Hiernach führt jeder Insasse seine eigene bescheidene Wirtschaft. Das genannte Altleutehaus in Alkmaar ist dagegen eine Anstalt, in der eine gemeinschaftliche Verpflegung durchgeführt ist. Demgemäß sind hier auch mehrere Pfleglinge in größeren Räumen untergebracht, wobei allerdings wenigstens kleinere Abschläge für die einzelnen Personen geschaffen sind.

Die Hofjes sind nicht die einzigen Anstalten, welche der Gemeinsinn des holländischen Volkes für die wirtschaftlich Unselbständigen geschaffen hat. Neben denselben sind noch die Waisenhäuser, die sogenannten Gasthäuser, die Hospitäler und die Beginenhäuser zu nennen. Auch in den

Abb. 307. Nieukoop Hofje im Haag.

deutschen Landen sind uns mancherlei ähnliche Anlagen aus alter Zeit überkommen, deren Bauten Rückschlüsse auf das Leben des Volkes im Mittelalter und der anschließenden Zeit außerhalb des Kreises der Familien gestatten. Besonders bekannt ist das Stift zum heiligen Geiste in Lübeck, über dessen Kapelle in der Denkmalpflege, Jahrg. 1900, Nr. 1 berichtet wurde. In Schleswig-Holstein ist noch heute das alte Gasthaus der Stadt Husum unter Aufrechterhaltung seiner alten Bestimmung und Einrichtung im Betriebe. Die Stadt Schleswig hat neben anderen klösterlichen Anlagen die Kielmannseeksche Stiftung des Präsidentenklosters aufzuweisen. Das Ahlefeldsche Stift in Eckernförde, das leider schon abgebrochen ist, war in ähnlicher Weise eingerichtet. Gewiß sind auch in anderen Teilen des deutschen Landes mancherlei Bauten gleicher Bestimmung erhalten, welche der Beachtung und Pflege wert sind.

V. Altholländische Innenräume.

Die altholländischen Innenräume, welche uns noch erhalten sind, stammen aus einer Zeit, da es nach mittelalterlicher Sitte üblich war, das Gefüge der den Raum abschließenden Wände und Decken als Grundlage der architektonischen Durchbildung festzuhalten. So war für die Deckenbildung

Abb. 308. Vorsaal im Stadthaus in Haarlem; früher Rittersaal des Grafenschlosses (13. Jahrhundert).

die Herstellung starker Unterzüge mit quer zu denselben, und zwar ziemlich eng aneinander gestreckten schmalen Holzbalken die Regel. Letztere tragen den zugleich Decke und Fußboden bildenden Bohlenbelag. Ein Beispiel dieser Bauweise ist bereits im ersten Abschnitte dieser Aufsätze wiedergegeben, der das altholländische Bürgerhaus zu Edam behandelt. Selbst bei weitergespannten, saalartigen Räumen wandte man diese Deckenbildung an, wie das Beispiel des jetzigen Vorsaales im Stadthause zu Haarlem zeigt (vergl.

Abb. 308). Der Raum soll aus dem einstigen gräflichen Schlosse stammen und im 13. Jahrhundert als der Rittersaal des Grafenschlosses erbaut sein. Die straffe Gliederung der Decke mit den tief herunterreichenden Streben der Sattelhölzer gibt trotz der einfachen Durchbildung der Einzelheiten und dem Mangel einer Bemalung, die jetzt nicht mehr vorhanden und auch nicht

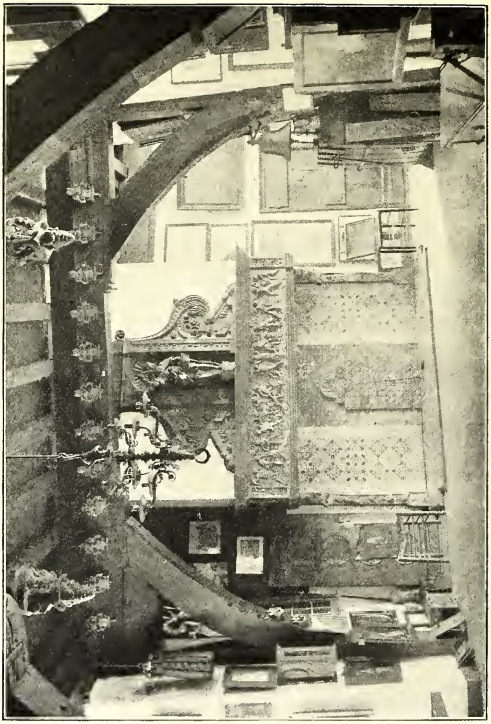


Abb. 309. Kamin im Museum in Dordrecht; früher in Kloveniersdoelen (Haus der Synode).

nachweisbar ist, dem Raume eine ernste und würdige Wirkung. Daß man derartige schwere Unterzüge mit Sattelhölzern und Streben auch bei den gewöhnlichen mäßigen Spannweiten verwandte, beweist die Decke des oberen Raumes im Museum in Dordrecht (Abb. 309). In späterer Zeit, als die neuen Bauformen der Renaissance aus dem Süden in das Land drangen, begann man, die schweren Streben am Auflager der Unterzüge zu unterdrücken und

nur die Sattelhölzer beizubehalten, denen wohl noch auskragende Konsolen als Stützen dienten. Hier war zugleich der Ort, an dem das Holzwerk in den Formen der neuen Kunst geschmückt wurde. Als Beispiele seien außer der Decke der Ratswage in Hoorn noch genannt die Decke eines Saales im Museum in Hoorn, einem einstmaligen Gerichtsgebäude. Es wird zugleich

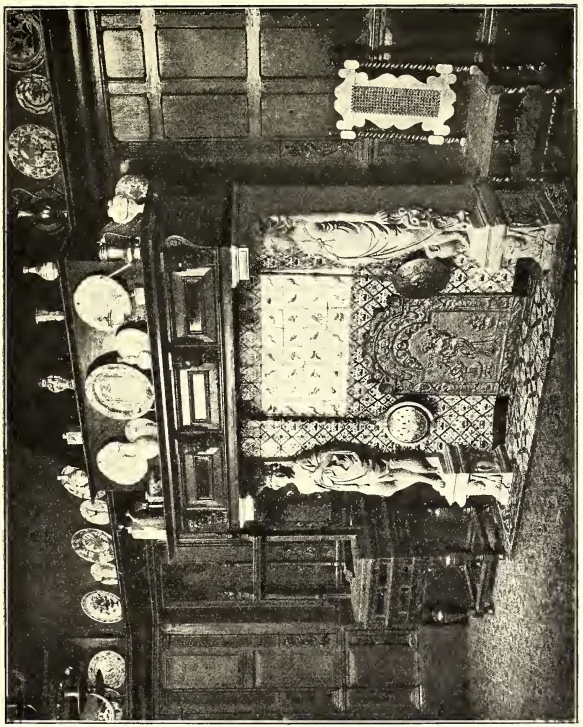


Abb. 310. Kamin aus Nord-Holland im Kunstgewerbemuseum in Haarlem.

auf die Ausführungen des Schaumannschen Aufsatzes und die zugehörige Abb. 170, Seite 136 dieser Schrift Bezug genommen.

Sofern in den oberen Stockwerken Kamine angelegt wurden, war die Herstellung der Decke in deren nächster Umgebung in unverbrennlichem Baustoffe notwendig. Man erreichte dies ausnahmslos durch die Auskragung der Mauer im unteren Geschosse. So wurde im Stadthause in Alkmaar einem

Kaminmantel im unteren Geschosse ein Spitzbogenfries aufgesetzt, der auf Steinkonsolen, die mit Masken geschmückt sind, auskragt. Häufiger ist die in dem Ratswagegebäude in Hoorn gewählte Anordnung, nach welcher ein halbes aus Backsteinen gemauertes Kreuzgewölbe von der Wand auf einer Konsole emporsteigt und sich gegen einen starken Wechsel lehnt, der zwischen die benachbarten Unterzüge gespannt ist. Abb. 313 gibt diese Lösung wieder und zeigt zugleich, in wie reizvoller Weise mit einigen Schnitzereien dieser Übergang von der Wand zur Decke betont ist.

Wenn auch der Massivbau in den holländischen Städten sich im Verhältnis zu dem übrigen Norddeutschland frühzeitig entwickelt hat, so hielt man doch gern an der hölzernen Wandbekleidung der Innenräume auch bei den Backsteinbauten fest. Die Holzpaneele nehmen etwa $^2/_3$ der Wandhöhe ein, so daß nur noch ein schmalerer Fries bis zur Decke verbleibt, der bei reicherer Ausstattung, z. B. in einem Sitzungszimmer des alten Gerichtsgebäudes in Hoorn mit Ledertapeten bekleidet wurde. Für das Holzpaneel hat sich die Ausführung mit gestemmten Füllungen herausgebildet, und zwar sind verhältnismäßig kleine Füllungen beliebt, die sich in gleicher Größe

Abb. 311.
Kaminziegel aus Veere.

Abb. 312.

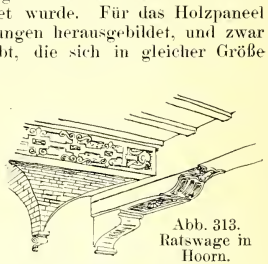


Abb. 313.
Ratswage in Hoorn.
Deckenauskragung.

mehrmals übereinander (bis 5 mal) wiederholen. Dabei kommt vielfach der Einbau fester Wandschränke vor, die wohl eine reichere Behandlung erfahren, gleich wie die mitunter in reizvollster Weise geschnitzten Friese. Das Gesims des Paneels kragt weit aus, so daß es zur Aufstellung von Schmucktellern und Geschirr dienen kann.

Der hervorragendste und mit besonderer Vorliebe schmuckvoll behandelte Teil der Wand ist der Kamin, der zur Erwärmung der Räume und in Wohnhäusern zugleich als Kochstätte dient. Diese vornehmlich bei den romanischen Völkern übliche Einrichtung unterscheidet sich also streng von der niederdeutschen Art, nach welcher der Herd der Diele und der Bilegger der Stube in zwei getrennten Räumen aufgestellt sind. Der nur wenig von der Wand vorspringende Fuß des Kamins ist mit Steinfliesen belegt, und zwar in gleicher Höhe mit dem Fußboden oder nur wenig über diesen hervortretend. Die Hinterwand trägt mit zwei Pfeilern oder Auslegern die Kappe, einen eichenen Rahmen, über dem der nach oben sich allmählich zusammenziehende Schornstein beginnt. Die Rückwand der Feuerstelle ist ausnahmslos in zwei verschiedenen Bauweisen ausgebildet. Der dem Feuer nicht unmittelbar ausgesetzte Teil wird vornehmlich mit den bekannten glasierten holländischen Fliesen bekleidet, durch deren Musterung wohl noch besondere friesartige Abteile hergestellt werden. Der Wandteil unmittelbar hinter der Feuerstelle mußte besonders gegen den Angriff der Hitze geschützt werden. Hierzu bediente man sich gegossener eiserner Platten oder einer Bekleidung mit be-

sonders scharf gebrannten Ziegeln. Erstere wurden ähnlich wie die Platten der niederdeutschen Bilegger die Träger reicherer Bildwerke, wie die Beispiele in Abb. 310 u. 314 aus Nordholland und Hoorn erkennen lassen. Bei den Bekleidungen mit gebrannten Ziegeln verwandte man solche kleinen Formates bis zu 15 cm Länge, deren teppichartig sich wiederholende Muster anscheinend beim Formen des Ziegels mit einem Stempel eingepreßt worden sind. Es handelt sich also um eine Art alter Terrakotten. An den Steinen des Kamins im Museum in Dordrecht ist der holländische Wappenlöwe als Zierform benutzt. Im Rathause in Veere auf der Insel Walcheren sind alte Kaminziegel erhalten, die in ihren Friestüllungen augenscheinlich die Köpfe der Landesfürsten, nämlich Philipps II. und Kaiser Maximilians und deren

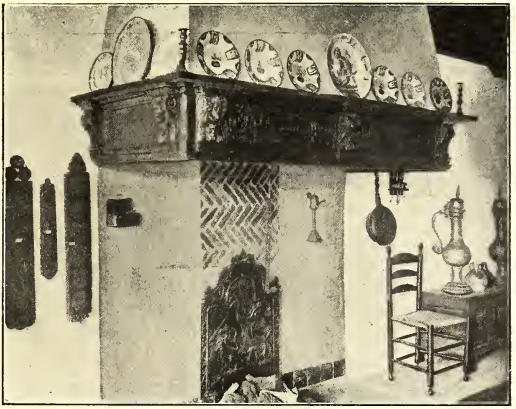


Abb. 314. Kamin im Museum in Hoorn.

Gattinnen, aufweisen. Sie stammen nach den beigepreßten Jahreszahlen aus den Jahren 1594 und 1546 (vergl. Abb. 311 u. 312). An der den Rauchfang tragenden Kappe hat sich die Schnitzkunst auf das schönste betätigt. Namentlich ist es beliebt, am Friese des Eichenholzrahmens Konsolen mit Masken anzubringen. Das Schnitzwerk dehnt sich wohl auch auf die Friestafeln zwischen den Konsolen aus, wie z. B. an dem auf Abb. 314 wiedergegebenen Kamine im Museum in Hoorn, der Darstellungen von Schiffen und Seestücken trägt.

Einer der wohl am reichsten durchgeführten Kaminaufsätze stammt aus dem früheren Haus der Synode in Dordrecht und ist jetzt im Museum daselbst aufgestellt (vergl. Abb. 309 u. 316). Hier wird die ganze Länge des Rahmens durch eine Holzschnitzerei eingenommen, in der mit 18 nackten Männergestalten ein Kampf wiedergegeben ist. Die Leiber der Kämpfer sind meistens in nahezu voller Körperlichkeit geschnitzt, und die einzelnen Kampfesstellungen sind von solcher Mannigfaltigkeit und einer so vorzüglichen Durch-

bildung, daß die Vermutung, es läge dieser Arbeit der Entwurf eines hervorragenden Künstlers zugrunde, wohl berechtigt erscheint. In Dordrecht nimmt man Jan Terneen als den Bildschnitzer des Werkes an. Es mag diese Annahme zutreffend sein oder nicht, so kann ein Vergleich mit dem Kupferstich des süddeutschen Künstlers Barthel Beham, bezeichnet mit: „Der Männerkampf", keinen Zweifel darüber lassen, daß diese Zeichnung der Ausführung des Bildwerkes zugrunde gelegt ist. Zur Erleichterung des Vergleiches ist hier der Behamsche Stich nach einer Veröffentlichung in der Zeitschrift für Bücherfreunde VI 2. S. 268, wo er als Abbildung zu einem Aufsatze von Singer abgedruckt ist, wiedergegeben (Abb. 315)[72]. Es sind dieselben 18 Ge-

Abb. 315. Der Männerkampf.
Nach einem Kupferstich von Barthel Beham.

Abb. 316. Bildschnitzerei des Kamins im Museum in Dordrecht.

stalten in fast genau den gleichen Kampfesstellungen. Nur hat der Bildschnitzer einzelne Landschaftsteile hinzugefügt, und in der rechten Hälfte seiner Darstellung sind die Gestalten, um zu füllen, weniger gedrängt aufgestellt. Trotz der bewundernswerten Durchführung der Schnitzarbeit ist es nicht überall gelungen, in der spröderen Werkarbeit die Akte mit derselben Sicherheit und in der gleichen Schönheit wiederzugeben, wie dies in dem Behamschen Vorbilde durchgeführt ist. Jedenfalls ist das Werk ein Zeichen, daß bei der Übertragung der neuen Formen von Italien nach den

[72]) Daß es sich bei dem Bildwerke um eine Anlehnung an eine Behamsche Arbeit handelte, hatte der Verfasser bereits aus der Kenntnis des bekannteren Kupferstiches „Titus Gracchus" angenommen. Die fast vollständige Übereinstimmung mit dem Stiche des sogenannten Männerkampfes ist auf diesseitige Anregung von dem Bibliothekar im Kgl. Kunstgewerbemuseum Dr. Gustav Kühl festgestellt worden.

Niederlanden die Mitwirkung süddeutscher Künstler nicht ganz auszuschließen ist, wie dies ja für das übrige Norddeutschland in reichem Maße nachweisbar ist.[73]) Es sei nur daran erinnert, wie oft Dürersche Kupferstiche und Holzschnitte von schleswig-holsteinischen Bildschnitzern als Vorbilder benutzt

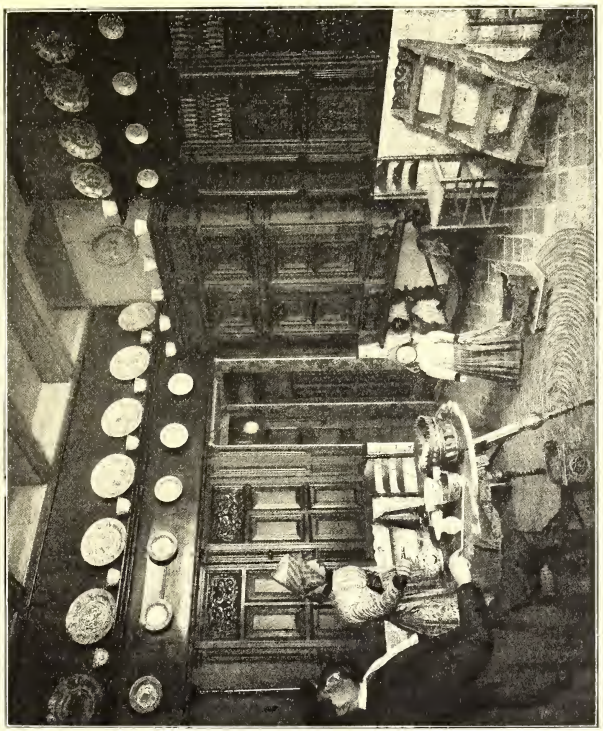


Abb. 317. Kammer aus Hindelopen, jetzt im Museum in Leeuwarden.

worden sind. Erwähnt sei noch, daß an der Dordrechter Kaminkappe gegossene, bronzene, mit dem holländischen Wappenlöwen geschmückte Griffe erhalten sind, deren man sich beim Wärmen der Füße zum Festhalten des Körpers bediente.

[73]) Vergl. hierzu auch den Küsthardtschen Aufsatz „Die neun guten Helden", in der Zeitschr. Denkmalpflege, Jahrg. 1901 Seite 58.

Die einzelnen, jetzt das Königreich der Niederlande bildenden Landschaften wurden erst im Laufe der Zeit zu einem einheitlichen Staate vereinigt und sind daher früher sowohl in wirtschaftlicher Beziehung als auch in der Durchbildung ihrer Bauten eigene Wege gegangen. Vor allem trifft dies auf die von Friesen bewohnten Landesteile, also den nördlichen Teil der jetzigen Provinz Nordholland, Friesland und Groningen zu. In Friesland ist es namentlich die frühere Handelsstadt Hindelopen, in der infolge des Rückganges der wirtschaftlichen Verhältnisse alte Bauten verhältnismäßig lange gegenüber den Strömungen der Neuzeit sich erhalten haben. Eine alte Friesenstube wurde 1900 auf der Weltausstellung in Paris als ein Beispiel alter holländischer Kunst vorgeführt. Eine Zimmereinrichtung aus Hindelopen ist im Germanischen Museum in Nürnberg aufgestellt worden, und im friesischen Museum in Leuwarden sind gleichfalls zwei alte Innenräume aus Hindelopen mit ihrer vollständigen Ausstattung bewahrt. Abb. 317 gibt die Einrichtung des größeren und behäbigeren Wohnraumes des Leuwardener Museums nach einer photographischen Aufnahme wieder, Abb. 319 stellt den Grundriß dar, wobei die Außenmauern des alten Hauses als wiederhergestellt angenommen sind. Trotzdem in dem Wohnraume drei Wandbetten, „Betsteden“ eingerichtet sind, handelt es sich augenscheinlich nicht um eine Bauernstube. Hindelopen war vor allem eine kleine Handelsstadt. Wie die im Leuwardener Museum aufbewahrten Zeichnungen alter Häuser der Stadt beweisen (vergl. die Wiedergabe einer Aufnahme von Feith aus dem Jahre 1847 Abb. 318), bestanden die schmalen Giebelhäuser von etwa 6 m Breite aus einem unteren Wohngeschosse und einem oder mehreren Speicherböden. Letztere dienten augenscheinlich nur zur Aufstapelung der Waren, waren durch eine bis zum Fußboden reichende Tür zugänglich und durch kleine Fenster beleuchtet. Der Ausbau des Wohngeschosses hatte mit dem in Abschnitt I beschriebenen altholländischen Wohnhause zu Edam insofern Ähnlichkeit, als die Haupträume durch die ganze Breite des Hauses hindurchreichen und aus einer Voorkamer oder einem Binnenhuis und einer Achterkamer oder Bütenkamer bestehen. Die eigentümliche Anlage einer Kelderkamer und Upkamer, wie sie sich in Edam vorfindet, scheint hier nicht üblich gewesen zu sein, sind doch die Kaminfeuerung, die ja zugleich als Wärmequelle und Kochvorrichtung dient, und die Betsteden in die Achterkamer verlegt. Eine solche Achterkamer ist es also, die sowohl im Germanischen Museum in Nürnberg als auch in Leuwarden zur Aufstellung gelangte. Beider Einrichtung ist im wesentlichen fast genau übereinstimmend. Wenn in Leuwarden die Kachelverkleidung der beiden Außenwände an den oberen Wandteilen nicht überall durchgeführt ist und die Balken der Decke nicht parallel der Giebelwand, sondern senkrecht zu letzterer gestreckt sind, so kann dies wohl von einer mangelhaften Durchführung des Einbaues in den Museumsraum herrühren. Man tritt von der Voorkamer zwischen einer Doppelwand, in der zwei Wandbetten, ein Schrank sowie die Treppen zum Keller und Speicherboden eingebaut sind, in den Raum, dessen auffälligste Einrichtung darin besteht, daß die sieben unteren Schichten der Kachelbekleidung der Außenwände an den beiden anderen Zimmerwänden, also auch unter den Holzverschlägen der Betsteden herumgeführt sind. Man steigt daher in diese Wandbetten vermittels Trittleitern. Ebenso ist der große bewegliche Schrank in der Wandnische auf einem stelzenartigen Unterbau aufgestellt, und ein Teil der sonstigen Möbel, als z. B. die Wiege, ja selbst die Puppenwiege sind von dem mit Fliesen belegten Fußboden durch hölzerne Untergestelle emporgehoben. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Einrichtungen den Zweck hatten, eine Reinigung des Zimmers

mit reichlichem Wasserverbrauch ohne Schädigung des Holzwerkes vornehmen zu können, oder ob dabei sogar auf die Möglichkeit einer Überschwemmung des ganzen Geweses bei einem Bruche des Seedeiches gerechnet wurde. Vielleicht trifft beides zu.

Neben dem seitlichen Wandbette ist ein Windfang von dem Raume abgeschlagen, der nach dem Hofausgange führt und mittels eines Durchguckes von der Stube aus übersehen werden kann. Der Kamin ist an der Außenmauer zwischen den beiden Fenstern angelegt; so daß der Schornstein in der Höhe der Giebelmauer, letztere bekrönend, ausmünden kann. Dies ist eine Anordnung, die auch im deutschen Ostfriesland und im Jeverlande bei den

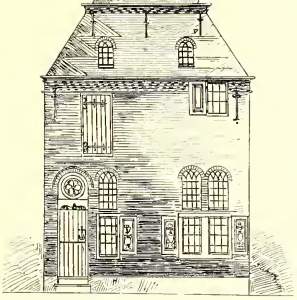


Abb. 318. Ansicht eines Hauses aus Hindelopen.

Nach einer Aufnahme von Feith im Museum in Leuwarden.

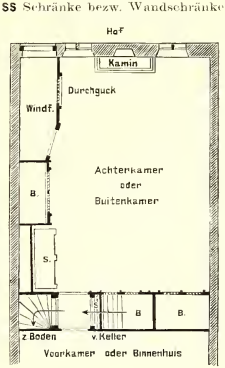


Abb. 319. Kammer aus Hindelopen, jetzt im Museum in Leuwarden. Grundriß zu Abb. 317.

Wohnflügeln der großen Platzgebäude vorkommt und dort als eine eigenartige holländische Einrichtung angesehen wird. Die Fenster sind entsprechend der verhältnismäßig großen Stockwerkshöhe ziemlich schlank und deshalb in der Mitte durch einen wagerechten Balken geteilt. Das Oberteil besteht aus zwei gekuppelten, mit Rundbogen abgeschlossenen Öffnungen. Bei der Aufnahme der Fassade des in Abb. 318 dargestellten Hauses im Jahre 1847 war noch die Färbung des Holzwerkes der Fenster, Türen und Fensterläden mit lebhaften Farben, als Rot, Weiß, Grün und der Nachahmung blauen Marmors erhalten. Die inneren Holzbekleidungen der Wandbetten, Schränke, Türen und Durchgucke einschließlich des großen beweglichen Schrankes sind in braunem, ungefärbtem Eichenholz gearbeitet. Dabei wurden die Pilaster, die Schlagleisten und einzelne Füllungen in wirkungsvoller Weise durch Schnitzereien belebt. Für die oberen Füllungen der Türen der Bettstellen sind diese

Füllungen durchbrochen gearbeitet, wobei besonders die Verwendung gedrechselter Docken beliebt ist. Jedenfalls sollen diese Durchbrechungen zum Lüften der Bettstellen über Tage dienen. Das tiefe Braun dieser Holzarbeiten hebt sich wirkungsvoll von den leuchtenden Farben der glasierten Wandkacheln und der porzellanenen Schauteller ab, die in reicher Zahl auf den Borden am Oberteil der Wände Aufstellung gefunden haben. Die farbenreiche, eigenartige Wirkung der ganzen Einrichtung wird noch gehoben durch die Möbelausstattung, die auf teilweise rotem Grunde mit Lackfarben auf das reichste bemalt ist. Pflanzen, Blumen, Vögel und anderes Getier sind in reizvoller Zusammenstellung dargestellt. Auf der Abb. 317 ist neben einzelnen Teilen dieser Möbel (es sei besonders auf den Tritt vor der Bettlade, eine Kinderwiege, einen Kinderschlitten und eine durchbrochene hölzerne Feuerkieke aufmerksam gemacht) auch die alte, eigenartige Volkstracht der Hindelopener wiedergegeben.[74])

Diese Hindelopener Zimmer in Leuwarden und Nürnberg bilden nur einen Teil der vielfach erhaltenen Reste alter friesischer Volkskunst, die sich als Niederschlag eines kräftig entwickelten Volksstammes herausgebildet hatte. Wir finden solche Reste noch zerstreut und verschleppt in ganz Holland, so z. B. in Gestalt von Fenstersäulen und Wandschränken wiederverwendet in einem Neubau, den Architekt Jan Schouten in Anlehnung an alte Kunstformen in Delft errichtet hat. Der Einfluß frisischer Kunst läßt sich auch an der Westküste Schleswig-Holsteins verfolgen. So sprechen die verschiedensten Anzeichen dafür, daß wenigstens einzelne Teile der Ausstattung des Swinschen Pesels aus Lunden (jetzt im Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf) unter dem Einflusse holländisch-friesischer Kunst entstanden sind (vergl. die Ausführungen auf Seite 70 u. 71).

VI. Reste altholländischer Volkskunst auf dem Lande.

Trotzdem die holländischen Landschaften sich in der Nähe großer Verkehrswege erstrecken, und volkreiche Städte innerhalb derselben liegen, haben sich auf dem Lande doch mannigfache Reste alter Volkskunst erhalten. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß der Bauernstand von alters her eine große wirtschaftliche Selbständigkeit besaß, und so die Grundbedingungen für die Entwicklung eines kräftigen Volkstums gegeben waren. Dieses kennzeichnet sich noch heute in der verbreiteten Erhaltung der alten Volkstrachten, in dem Festhalten an der Farbenfreudigkeit im Hausbau und am Gerät und schließlich in

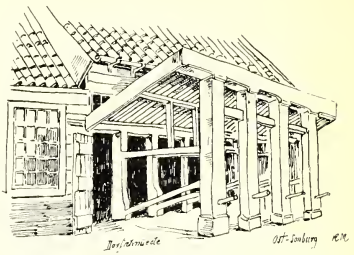


Abb. 320. Dorfschmiede in Ost-Souburg, Insel Walcheren.

[74]) Vergl. den Aufsatz von O. Lauffer in den „Mitteilungen aus dem Germanischen Museum“ 1904, Heft 1, in dem neben der sonstigen Einrichtung der in Nürnberg aufgestellten Hindelopener Stube auch die dortigen Möbel auf das eingehendste beschrieben sind.

der Wiederverwendung altgewohnter Bauweisen bei der Ausgestaltung des Hauses selbst.

Die alten Volkstrachten sind recht mannigfaltig, wie dies bei einem Volke, das aus dem Zusammenschmelzen der verschiedensten niederdeutschen Stämme entstanden ist, nicht anders erwartet werden kann. Die große Sammlung von Volkstrachten im Reichsmuseum in Amsterdam gibt hiervon Zeugnis. In vielen Landschaften sind die alten Trachten aber bei dem Volke noch täglich im Gebrauch, so namentlich in der von den Mündungsgewässern der Schelde und Maas umflossenen Provinz Seeland, in den Fischeransiedlungen am Zuidersee und in den friesischen Landen. Die große Farbenfreudigkeit macht sich sowohl im Hausbau als auch in der Ausbildung

Abb. 321. Hafenort auf der Insel Marken.

des Gerätes bemerkbar. Gemeiniglich werden Fensterrahmen und Fensterläden in hellen Farben, weiß oder grün gestrichen. Wenn die Holzverkleidungen der Außenwände mit Teer dunkel gefärbt werden, erhalten die Flächen in Seeland regelmäßig hell gestrichene Einfassungslinien. Knallblau ist als Anstrich einzelner Mauerteile auch nicht unbeliebt, namentlich als Färbung des Sockels. In einzelnen Landschaften Nordhollands erstreckt sich der Anstrich sogar auf die den Häusern vorgelegten Trautpflaster und selbst auf die Stämme der vor den Häusern stehenden Bäume. Farbig prangen die Hecktore der die Felder einfassenden Gräben, Zäune und Umwallungen. Grün, rot und weiß sind die Farben der Gefährte, nicht zu vergessen des Metallgelbes der Messinggefäße, namentlich der stets hellglänzend geputzten Milchkannen. Auch die für die Wohnungsausstattung gebräuchlichen Möbel zeigen noch vielfach die den alten Vorbildern gleichende reiche Bemalung.

Der Übergang vom Holzbau zum Massivbau hat zwar namentlich für die eigentlichen Wohnhäuser auch auf dem Lande begonnen. Immerhin

wird für die Wirtschaftsbauten noch mit Vorliebe Holzfachwerk verwendet, das außen mit Brettern verkleidet ist. Besonders malerisch wirken die Anlagen der Dorfschmieden, wie sie sich in Seeland erhalten haben. Der Werkraum ist entweder frei auf dem Dorfanger errichtet oder in die Häuserzeile eingebaut. Vor ihm ist ein aus starken Stämmen zusammengebautes und überdachtes Gerüst errichtet, in dem zwei bis drei Pferdestände nebeneinander angelegt sind. Das Holzwerk der Gerüste wird geteert, während die Verbretterungen weiß und grün gestrichen sind. Ein Beispiel aus Ost-Souburg auf der Insel Walcheren ist in der Abb. 320 wiedergegeben.

Je nach der Stammeszugehörigkeit der einstigen Siedler — Brabanter und Franken in den südlichen Landschaften, Bataver in Seeland und Südholland, West- und Ostfriesen in Nordholland, Friesland und Groningen, Sachsen in den an Westfalen angrenzenden Landen — weist die Bauanlage

Abb. 322. Häusergruppe aus Marken.

der Häuser die mannigfaltigsten Lösungen auf. Ihr nachzuspüren würde auch der Kenntnis der Entwicklung unseres deutschen Bauernhauses sehr zustatten kommen. Es wäre daher recht erwünscht, wenn das vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine herausgegebene Werk: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche" durch die Bearbeitung des holländischen Bauernhauses eine ähnliche Ergänzung und Erweiterung erhielte, wie dies durch die Herausgabe des gleichen Werkes für die Schweiz und Deutsch-Österreich geschehen ist. Namentlich würde jetzt noch Gelegenheit sein, für die Gestaltung unserer friesischen Platzgebäude in Oldenburg und Ostfriesland sowie der Eiderstedter Hauberge die verwandten Bauformen in den Landschaften Nordhollands zwischen Hoorn und Enkhuizen sowie in Groningen und Friesland festzulegen. Auch Moorkaten mit bis zur Erde herabreichenden Dächern sind noch in der Provinz Geldern erhalten.

Neben den eigentlichen Bauten des Landmanns sind in Nordholland Siedlungen von Fischern und gewerblichen Arbeitern bemerkenswert, in denen

an altertümlichen Einrichtungen bis in die jüngste Zeit mit großer Treue festgehalten wurde. Dies sind die Fischerdörfer Marken und Urk auf den gleichnamigen Inseln, das Fischerdorf Volendam bei Edam und die Flecken und Dörfer längs des Flußlaufes der Zaan und ihrer Nebenkanäle. Auf der flachen, unbedeichten Marschinsel Marken im Zuidersee stehen die Häuschen auf künstlichen aus Kleierde aufgeworfenen und womöglich von Bohlwerk umgebenen Wurten, zu kleineren und größeren Gruppen zusammengedrängt, wie dies die Abb. 321 u. 322 wiedergeben. In Volendam hat man sich im Schutze des Seedeiches angesiedelt, teils auf der Rückseite des Deiches selbst, teils in dem dahinter liegenden Polder in einer Gasse parallel zum Deiche. Die Häuser in Zaandam, Zaandijk, Zaanstreek, Wormermeer usw.,

Abb. 323. Kanal bei Zaandam.

welche von den Arbeitern der benachbarten gewerblichen Anlagen bewohnt werden, ziehen sich in langen Reihen, einem nordischen Venedig ähnlich, an den Wasserläufen hin, die das Land nach allen möglichen Richtungen durchfurchen (vgl. Abb. 323). Die gewerblichen Anlagen dieser Gegend beziehen ihre Rohstoffe, hauptsächlich Holz aus Skandinavien und Rußland, von alters her auf dem Wasserwege. Als Triebkraft für die Maschinen wird noch heute, wie vor hunderten von Jahren, der Wind benutzt, der durch eine Menge größerer und kleinerer Windmühlen aufgefangen wird. Diese überragen die Schuppen und Werkstattgebäude. Entweder sind sie als Bockmühlen angelegt, die oberhalb großer Plattformen sich drehen (ein Beispiel sieh Abb. 324 rechts). Oder es ist, wie dies bei den Brettschneidemühlen das üblichere ist, die ganze Werkstatt mit der Mühle zusammen drehbar auf einem Untergestell eingerichtet (vergl. Abb. 325 und die Mühle links auf der Abb. 324). Nach guter alter Sitte hat jede Windmühle, ähnlich wie dies bei den städtischen Häusern im Mittelalter die Regel war, ihren eigenen Namen.

So zeigt die auf Abb. 325 dargestellte Mühle die weithin sichtbare Inschrift: „ADE WILDE BOER“, zum wilden Bauern. Wir haben hier die Werkstätten vor uns, die in früheren Jahrhunderten als mustergültig in ganz Europa an-

Abb. 324. Windmühlen bei Zaandam.

gesehen wurden, in denen auch Peter der Große sich längere Zeit aufhielt, um seine Kenntnisse im Schiffbau und der gewerblichen Tätigkeit des Westens zu bereichern.

Das Eigenartige sowohl bei den gewerblichen Bauten als auch bei den Wohnhäusern der Arbeiter und Fischer ist es, daß hier in der Nähe der so hoch entwickelten Baukunst, wie sie die benachbarten Städte aufweisen, von dem Massivbau anscheinend grundsätzlich kein Gebrauch gemacht, und bis auf die Wände der Feuerungen nur Holz als Baustoff verwendet wird. Dabei werden die Wände als Fachwerk mit Bretterbekleidung, also wenig sicher gegen Feuer und klimatische Einflüsse hergestellt. Die Kunstformen beschränken sich auf die Anbringung eines Giebelspießes und ausgeschnittener Giebelbretter. Das Beispiel Abb. 334 zeigt eine in Marken viel beliebte Giebellösung. In Zaandam ist die Nachahmung einer Vase oder eines Korkenziehers üblicher, wie dies die Abb. 327 u. 333 erkennen lassen. Trotz dieser Beschränkung der eigentlichen Kunstformen machen die Häuschen

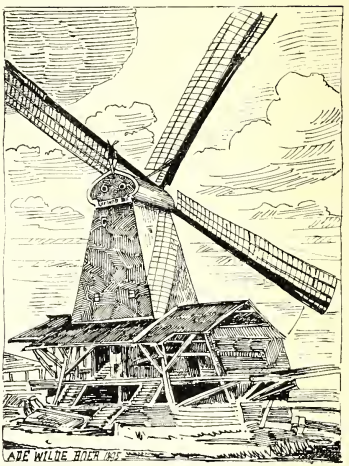


Abb. 325. Schneidemühle in Zaandam.

einen recht freundlichen Eindruck, wozu die geschickte Bemalung der Fensterumrahmungen, Läden, Giebelbretter usw. nicht unwesentlich beiträgt. Diese Bauteile sind in hellen Farben gehalten und heben sich scharf von dem Hintergrunde der Brettverkleidung und der Dachflächen ab. Letztere sind teils nach alter Sitte mit Reth oder mit roten Ziegeln gedeckt. Bei älteren Bauten sind die Fensterläden auf die Höhe der unteren Fensterflügel beschränkt, wie die Auf-

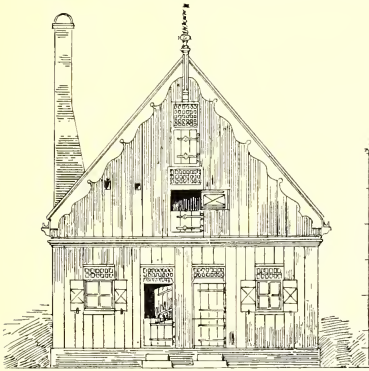


Abb. 326. Wohnhaus in Koog a. d. Zaan (1648).

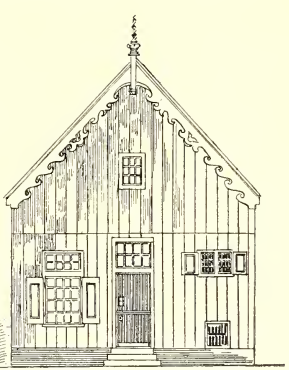


Abb. 327. Wohnhaus in Zaandam.

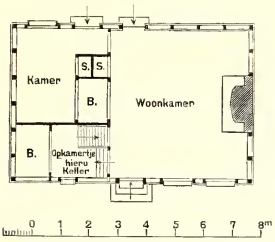


Abb. 328. Wohnhaus in Zaandam, erbaut 1728.

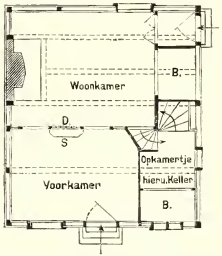


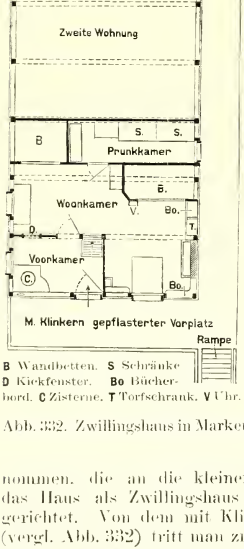
Abb. 329. Wohnhaus in Zaandam. Grundriß zu Abb. 327.

nahmen Abb. 326 u. 327 zeigen.[75]) Die Fenster wurden, wie dies auch jetzt noch in den städtischen Bauten Hollands die Regel ist, als Schiebefenster angelegt. Die Haustüren bestehen, gleich wie bei den altdeutschen Bauernhaustüren, aus zwei übereinanderliegenden Flügeln. Der im allgemeinen

[75]) Die Aufnahmen der Abb. 326 bis 331 verdanken wir der gütigen Vermittlung des Reichsbaumeisters Peters im Haag, der sie für die Zwecke dieser Veröffentlichung anfertigen ließ.

rechteckige Grundriß der kleinen Häuschen hat in den Siedlungen an der Zaan stellenweise insofern eine Bereicherung erfahren, als dort gelegentlich die vordere Gebäudeecke gebrochen ist, und hier ein schräg gestelltes Fenster angeordnet wird, das den Ausblick auf die vorbeiführende Gasse oder den Kanal erleichtern soll. An dem in Abb. 335 dargestellten Beispiel setzt sich das schräge Fenster an der Giebelwand weiter fort.

In der Durchbildung der Innenräume wird bei den Fischerhäusern in Marken und Volendam auf die knappste Aufteilung des Raumes Bedacht ge-



B Wandbetten. S Schränke
D Kickfenster. Bo Bücherbord. C Zisterne. T Torfschrank. V Uhr.

Abb. 332. Zwillingshaus in Marken.

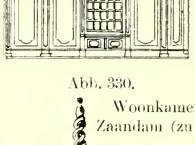


Abb. 330.

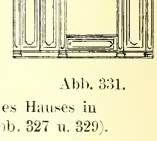


Abb. 331.

Woonkamer des Hauses in Zaandam (zu Abb. 327 u. 329).

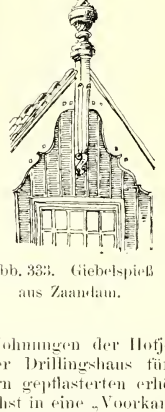


Abb. 333. Giebelspieß aus Zaandam.

Abb. 334. Giebelspieß aus Marken.

nommen, die an die kleinen Wohnungen der Hofjes erinnert. Vielfach ist das Haus als Zwillingshaus oder Drillingshaus für mehrere Familien eingerichtet. Von dem mit Klinkern gepflasterten erhöhten Vorplatze der Wurt (vergl. Abb. 332) tritt man zunächst in eine „Voorkamer", welche die Zisterne, die Abwaschvorrichtung und das zum Dachboden führende Treppchen aufnimmt. Mit dem Hauptraum, der „Woonkamer", ist der Vorraum außer durch die Tür noch mittels eines Guckfensters verbunden. Im Wohnraum dient der Kamin zugleich als Kochherd und als Wärmequelle. Die Bettstellen sind als Wandbetten eingebaut. Als dritter Raum tritt hier und da noch die sogenannte „Prunkkamer" hinzu, in der einige Schränke und Truhen aufgestellt sind. Die Freude am Besitz eines behäbigen Hausrats kommt aber schon in der Ausstattung der Wohnstube zur Geltung. Gewebte Vorhänge schließen die Öffnungen der Bettkojen. Bettbezüge und Bettleinen sind in zierlichster

Abb. 335. Haus in Zaandijk.

Weise mit Stickereien geschmückt, wobei alte Muster, deren Bedeutung wohl längst vergessen ist, wie z. B. das Motiv der Baumverehrung, wiederholt werden. Rings an den Wänden auf Borden, auf Tischen und Kommoden ist eine so große Zahl von Schautellern und sonstigem farbigen Geschirr angebracht und aufgestellt, daß man eher den Eindruck eines Museumsraumes als der Stube einer Fischerwohnung hat. Unter den aus Holz gefertigten Stücken des Hausrats, als Wanduhren, Mangelbretter, Hängeschränkchen usw. befinden sich viele mit Kerbschnitt verzierte Gegenstände, die wohl dem Hausfleiß der Vorfahren ihre Entstehung verdanken. Abb. 336 gibt eine Anschauung der Zimmerecke der in Abb. 332 im Grundrisse dargestellten Wohnung.

Die Häuser der Gewerbetreibenden an der Zaan bieten eine größere Mannigfaltigkeit in der Grundrißlösung, wie die Aufnahmen Abb. 328 u. 329 erkennen lassen. Außer dem Hauptwohnraum ist meist eine

Abb. 336. Woonkamer aus Marken. (Grundriß in Abb. 332.)

Kammer und über einem Kellerraum ein erhöhter kleiner Schlafraum, die „Opkamertje“, angelegt. Bei größerem Wohlstande ist neben der äußeren Brettverschalung noch eine innere Täfelung angebracht. Diese hat, wie z. B.

in dem auf Abb. 327 u. 329 bis 331 dargestellten Hause eine architektonische Durchbildung mit Pilastern und Füllungen erfahren, in welcher die Öffnungen der Bettkojen, das nach der Voorkamer führende Guckfenster, Schränke und Türen eingebaut sind.

Noch bis vor kurzem hat man in Marken und Volendam an dem alten Herkommen festgehalten, und wenn auch einzelne Mauern aus Backsteinen hergestellt wurden, ist doch das Gesamtgepräge der früheren Bauten gewahrt worden. In erfreulicher Weise machte auch die Arztwohnung, welche nach einem Entwurfe des Architekten Frowein in s' Gravenhage ausgeführt wurde, keine Ausnahme, wie die in der Zeitschrift „de bouwwereld" 1905, Nr. 4, und in der „Denkmalpflege" 1906 S. 26 wiedergegebene Abbildung erkennen läßt. Leider ist im Jahre 1905 die Häusergruppe am Hafen des Eilandes Marken durch einen Brand zerstört worden, welcher bei der Feuergefährlichkeit der alten Bauart größeren Umfang angenommen hatte. Vom Architekten Wentik jr. wurden Vorschläge gemacht, wie selbst unter Verwendung massiver Umfassungsmauern der Gesamtcharakter der alten Ansiedlung zu erhalten sei, ob mit Erfolg ist uns nicht bekannt.

In der Nähe der sich anscheinend eines großen Wohlstandes erfreuenden Stadt Zaandam erstrecken sich schon ganze Häuserzeilen, in welchen, ohne Rücksicht auf das geschichtlich gewordene und ohne Anschluß an die alten Bauten, neue Bauformen sich breit machen, die vor allem das Eingehen auf die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Glieder der Bevölkerung vermissen lassen. Zu wünschen wäre, daß, wenn nun einmal der Massivbau seiner größeren Feuersicherheit wegen berufen ist, in den geschlossenen Teilen der Ortschaften den alten Holzbau zu verdrängen, bei diesen Neuschöpfungen in ähnlicher Weise vorgegangen wird, wie seinerzeit vor Jahrhunderten in den holländischen Städten. Es möge unter Berücksichtigung der Eigenart des Baustoffes, unter Anschluß an die Sonderheiten der Landschaft, der Bevölkerung und des einzelnen Hausstandes und unter Vermeidung unnützer, nicht zum Wesen eines schlichten Hauses gehöriger Zierate gebaut werden.

Schloswig u. Berlin 1903—1905. K. Mühlke.

Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin S. W.

A104
(347)
2850

Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin.

Das japanische Haus

von

Baltzer

früher Rat im Kaiserl. jap. Verkehrsministerium in Tokio
(jetzt Reg.- u. Baurat, Mitgl. der Königl. Eisenb.-Direktion in Stettin.)

150 Text-Abbildungen und 9 Tafeln in Folio.

1903. Preis steif geh. 15 Mark.

Stadt- und Landkirchen

von

O. Hossfeld

Geheimer Oberbaurat

8°. 144 S. Mit 101 Abbildungen im Text.

1905.

Preis geheftet 2,50 Mark.

Die Bauernhäuser

im badischen Schwarzwald.

Von

B. Koßmann

Professor, Architekt und Bibliothekar.

Mit 5 Kupfertafeln und 108 Holzschnitten.

1894. Folio. Preis 12 Mark.

Die vier Rundkirchen auf Bornholm

und ihr

mittelalterlicher Bilderschmuck

von

Professor F. Laske.

1902. gr. 8°. geh. Mit 76 Abbildungen.

Preis 2 Mark.

Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin S.W.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01429 9586